3 1761 03933 6722

# G. Kolbenheyer

# AMOR DEI

## Ein Spinoza-Roman

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/amordeieinspinoz00kolb

E. G. Kolbenheyer / Amor Dei

LG
K813a

E. G. Kolbenheyer

# AMOR DEI

## Ein Spinoza-Roman

254642
15. 5. 31

Bei Georg Müller in München

20.—30. Tausend
Copyright 1913 by Georg Müller Verlag Aktiengesellschaft, München
Printed in Germany

Nicht eines Lebens kunstgetriebne Schale
Soll spiegelnd sich vor deinen Augen drehn.
Sie barst, zerfiel, und nicht zum andern Male
Kann klingend sie und rein vor dir erstehn.

Tot und verloren. — Doch, der sie erfüllte,
Wein aus der Ewigkeit, floß von den Scherben
In offne Herzen. Und sein Rausch enthüllte
Fürchtige Augen geistesfroher Erben.

So sinkt der Tod. Ihn überwallt die leise,
Uralte Melodie, die einst erklang,
Als sich das erste Menschenauge schwang
In Sternentiefen. Jene hohe Weise,

Die klingen wird, wo eine Menschenbrust
Sich öffnet, ihre Welt ins All zu gießen,
Sich weitet, Ewigkeiten zu umschließen,
Und gibt und nimmt in gottestrunkner Lust.

# I

Pieter Keezer van Dort hegt keine Träume. Wie seine Stirne, kurz und breit, ist seine Gestalt.

Über den engen, sonnigen Platz vor der Alten-Kirch schreitet Pieter Keezer wohlgesetzten Schrittes, nicht im spärlichen Mittagsschatten den Häusern entlang, sondern in gerader Richtung dem Seitengäßlein zu, das in die Warmmußstraße führt. Ihm folgt zappelnd der junge Kontordiener, eine Ledermappe unterm Arm. Ungeduldig zwingt er seinen Eifer in die gemächliche Gangart des Meisters. Das Glockenspiel der Alten-Kirch hat längst den Choral der Mittagstunde über Amsterdam ausgeklungen, längst muß der Börsenhof vom schwirrenden Gedränge erfüllt sein.

Endlich schwenken sie auf den Feigendamm. Des jungen Gesellen Herz pocht in der stolzen Erregung des ersten Kaufmannsdienstes. Sie betreten den Brückenbogen der Börse. Sie werden hart aneinander gedrängt und arbeiten sich mühsam zum Platze der Tuchhändler durch. Dort wird die Handelslage ruhig erwogen.

Die Hauptmasse der Versammelten, die der Kornmakler, erschüttert den Hof mit betäubendem Lärm, der dem Neuling die Brust beengt. Tausend kämpfende Klänge ineinandergepreßt zu einem wirren Dröhnen: die rauhen Laute der Niederdeutschen stürmen gegen das schmiegsame, durchdringende Genäsel der Franzosen und Spanier — dazwischen surren die Silben der Moskowiter und Polen — Perser und Türken

befreien ihre Brust mit dumpfen Rufen und greifen hastig, Verständnis heischend, in die Luft — bronzefarbene Inder raunen dem Nachbar in die Ohren — die Magyaren suchen den Schwall zu überbrüllen. Die Dolmetsche vermögen kaum vernehmlich zu werden ... Als hätten die Meere ihr Sturmgeheul und ihre Wellenwucht in die Brust der Weitgereisten gegossen, um mit ihnen die Dämme Hollands zu überfluten für diese eine Stunde, so braust es und schwillt es aus dem Menschenwirrsal, daß die Mauern und der Boden erzittern. Deutsche und Slaven, Romanen und Türken, Inder und Juden, die Völker der Erde, einander stoßend und überschreiend in der Gier nach den schweren Säcken holländischer Silberdukaten.

Draußen im Ijstrom liegen ihre Schiffe, die Frucht der fernsten Sonnengelände im Bauche. Sie alle schütten ihren Reichtum in die Kornhäuser der Amstelbürger, abertausend Scheffel. Die Briten und Venetianer berichten darüber voll Bewunderung.

Amsterdam ist der Speicher Europas.

Während die deutsche Saat von den schwedischen und kaiserlichen Kriegsvölkern zermalmt wird, und Dörfer und Städte in Asche sinken, sprengt Amsterdam seinen Mauergürtel und muß seine Wälle in weiterem Bogen führen, da sein Reichtum überquillt. Und während in Flandern der erbitterte Erbfeind vor den Söldnern Hollands Schritt für Schritt zurückweicht, häuft der Kaufmann am Ij schimmerndes Gepräge von ganz Europa in seinen Eisentruhen.

Amsterdam, Schlagader der alten Welt!

Inmitten der Erregung stehen die Herren der Indien-Kompanien; alle Nationen schreien auf sie ein. Sie verharren ruhig und gelassen; kein Patrizier kann sich an ihrer Würde messen. Ihre Kinne sitzen in dicken Halskrausen verankert. Von ihren Schultern fallen kunstvoll geraffte Mäntel. Die „Herren" — sie haben den Titel des Adels an sich gerissen

und tragen ihn ohne Widerspruch. Sie ziehen einen entschlossenen, unbezwinglichen Machtkreis, der alle Welt bannt: die Kompanie. Nur wenige haben den Mut, neben ihr eigene Wege zu gehen, und diese wenigen werden von den geringen Kaufleuten gefeiert und bewundert. Sie nennen sich „Signeurs" und tragen trotzige Mienen. Sie haben stark zu ringen, denn die Kompanie verfügt über unversiegliche Quellen. Darum sind die Signeurs stolz und trotzig. Sie schöpfen ihre Kraft aus dem Volke und sind strenge Kalvinisten; doch ihre Zahl schmilzt von Jahr zu Jahr.

Die Stunde der Börse eint alle. Verblaßt sind die Farben der Politik in dem bunten Gewühle der Trachten, erdrückt sind die Stimmen persönlicher Neigungen vom Wogengange der Handelswerte, erstickt liegen die Flammen religiösen Eifers, die halb Europa verderben, unter dem Atem des Länder und Meere beherrschenden Gottes: Gewinn.

Und wieder klingt der Stundenchoral vom Turme der Alten-Kirch. Er senkt seine milden Wellen besänftigend in das Getümmel. Die Kaufleute drängen aus den Toren. Ihre Köpfe glühen, und ihre Augen leuchten.

Einen Teil des Kaufhauses bildet die Laken-Hall; Sitz und Versammlungsort der Niklasgilde. Die öffnet dort ihre vornehmsten Verkaufsstellen, breite Läden, deren obere Flügel gegen die Sonne gespreizt stehen. Und hinter den Fenstern der köstlichste Stapel: wuchtige Ballen von dunklem holländer Sammet und rauhem Bombasin, schillernder Armosintaffet und schwere venetianische Seidenstücke, die steifen Rollen flandrischer Gold- und Silberbrokate, sorgfältig in Spinden verwahrt, durch deren verglaste Luken die reichen Ornamente blinken, geblumter, leichter Satin, Flammet aus englischer Wolle und französischer Serge. Daneben hängen schottische Gurtbinden, persische Seidenshawls und Nesseltücher von Cambrai.

Von Signeur Keezers Wohlstand liegt hier ein guter Teil. Er macht Aufzeichnungen über den Verkauf. Der junge Kontordiener steht daneben, doch achtet er seines Herrn nicht; er ist noch völlig verwirrt. Da berührt die schlanke Hand eines hochgewachsenen Mannes seinen Nacken. Er zuckt auf, und sein Gesicht erhellt sich freudig. Er führt die Hand an seine Lippen. Pieter Keezer und der Schlanke ziehen fast gleichzeitig unter tiefer Verbeugung die wallenden Federhüte.

„Signeur, ich ersuche zu bedecken."

„Ihr habt meine Bitte überholt, Herr de Vries."

„Eure Geschäfte blühen, Signeur. Ich sehe auf eurer Tafel kaum einen leeren Platz."

„Ich bin zufrieden, wenn meine Verbindungen den Euren gleichen, Mijnheer. Übrigens sind meine Aufträge notiert. Der Vorzug Eurer Gesellschaft ..."

Keezer führt eine einladende Handbewegung aus, indem er die Mappe ihrem Träger übergibt, und wendet, ein wenig gespreizt, der Laken-Hall seinen breiten Rücken.

„Ich hoffe, daß Euch mein Sohn zufriedenstellt," fragt Herr de Vries mit einem Seitenblick auf den Jüngling.

„Noch kann ich kein Urteil fällen; er ist ja erst wenige Tage in meinem Hause. Allein die Befürchtung, daß seine gewählte Erziehung ihm den Dienst der ersten Jahre versäuern möchte, kann ich noch immer nicht unterdrücken. Ihr wißt, ich stamme aus geringen Verhältnissen, und meine Erholung ist die des einfachen Mannes geblieben: die Bibel und unseres großen Gomarus Erläuterung zur ‚Institutio christiania' Calvins."

Der Signeur legt einen scharfen Ton in sein Bekenntnis, und die Wangen seines Kontordieners erglühen.

„Euer Sohn aber liebt von mancherlei anderem zu kosten."

„Simon, ich will nicht annehmen, daß du ..."

„Oh, er bekundet viel Eifer, ohne Sorge, Mijnheer! Ich fürchte nur, es werde nach philosophischen Lektüren die ‚Doppla scrittura' nicht munden."

Herr de Vries fühlt, daß die Bemerkungen des Signeurs mehr ihm als seinem Sohne gelten. Er leitet das Gespräch auf den flandrischen Feldzug und dessen kühne Führung durch den lebensfreudigen Generalkapitän und Statthalter. Da reckt sich der Signeur und drückt den Degengriff nach unten, sodaß sich sein Mantel sträubt.

„Prinz Frederik Hendrik! Die glänzendste Perle der Oranier! Kein Volk der Erde kann mit gleicher Freude auf einen Fürstenstamm blicken! Vor einem Jahr der Sieg bei der Tholeninsel: fünftausend Gefangene, an vierzig Fregatten! Vor wenigen Wochen der kühne Kampf gegen drei Heere! Die Pappenheimer sind gewichen! Maastrich, der Schlüssel Flanderns, ist unser!"

Vorübergehende hören die begeisterten Äußerungen und bleiben stehen. Signeur Pieter Reezer van Dort hat seinen Schritt verlangsamt, um desto lebhafter seine Arme bewegen zu können.

Ein verbundener Offizier kommt über die Brücke, er ruft im Vorübergehen: „Das Neueste: der Friede ist vereitelt, in Brasilien wird weiter gekämpft, bald ist die neue Welt unser!"

„Heil, Frerik Hein!" antwortet Reezer und schwenkt den Hut. Die Amsterdamer sind daran gewöhnt, allezeit vom Zufall zusammengerottet zu werden. Keine Woche vergeht, ohne daß irgend eine Zeitung neue Erregung brächte. Sie hören einen Ruf, sehen ein Hutschwenken, ein kleiner stämmiger Mann eilt auf einen blessierten Offizier zu, und schon bilden sie einen Ring um beide. Aus allen Gassen eilen Leute herbei. Kein Verkaufswinkel, keine Werkstatt bleibt behütet. Die Schiffer in der Gracht legen an und recken neugierig die Hälse. Die Warenschlitten wollen nichts vom Aufenthalt wissen, sie gleiten unter Geschrei ihrer Führer ineinander und erfüllen in wenigen Augenblicken die Breite der Straße. Karossen und Sänften halten an, ihre Schläge öffnen sich

vorsichtig. Kein Fenster bleibt leer. Kopf an Kopf steht die Menge, fragend und schreiend.
Pieter Keezer gerät außer sich vor Entzücken, er umarmt den Offizier. Herr Jost de Vries und Sohn stehen abseits, peinlich berührt.
Der Offizier sucht sich Bahn zu schaffen, doch die Menge drängt ihm nach und bestürmt ihn.
„Der Friede ist zerschlagen! Brasilien ist unser!"
Über die Ballen einer umgestoßenen Schlittenfracht, umwirbelt von schreienden Jungen, angehalten von Vornehm und Gering, erkämpft der Offizier mühsam seinen Weg. Seine Augen blitzen vergnügt: er kennt die Amsterdamer, ihre Vorliebe für Straßengeschrei, er weiß, daß sie willkommenen Nachrichten unermüdlich und dankbar lauschen. So arbeitet er sich glücklich zum „fröhlichen Hirschen" durch. Da will er seine Sporen unter den kühlen Tischen verankern für diesen Tag und die folgende Nacht; sein Becher wird sich stets von neuem füllen, und die Falten seines Beutels werden sich glätten beim klappernden Tricktrack.
Der Signeur hat seine Begleiter wiedergefunden. Er entwickelt mit starker Stimme die Pläne seiner brasilianischen Politik; allmählich aber kehrt er, von zarten Entgegnungen ernüchtert, zur Wirklichkeit zurück.
„Sinterklaas ist nicht mehr fern," lenkt Herr de Vries ein. „Unserer Gilde stehen die Wahlen bevor. Ihr und viele unserer Meister sind mit den Vorstehern dieses Jahres nicht zufrieden . . ."
„Was Euch betrifft, Mijnheer, hat sich nirgens ein Tadel erhoben . . . niemals, ich versichere!"
„Gerade heraus, Signeur, man rechnet auf Euch. Die Regentschaft hat Vorschläge zu machen. Werdet Ihr Euch der Gilde verweigern?"
Pieter Keezer kennt seine Stellung unter den Tuchhändlern, er hat die Frage von seiten der Vorsteher gefürchtet, und wie

sie von De Vries ohne Umstände gestellt wird, ist sie ihm doppelt unliebsam. Die gehobene Stimmung schlägt ins Gegenteil um. Sein Gewissen ist nicht rein vor De Vries. Es wäre ihm lieber gewesen, vermöge seines Anhanges eine Regentenstelle zu ertrotzen. Sein Ehrgeiz verlangt nach einem lauten Siege. Und nun kommen ihm die Gegner zuvor. O, sie sind gewandt, die „Herren"!

„Ihr solltet mir Eure Antwort nicht versagen, Signeur. Ich weiß, daß Ihr meinen Beitritt zur Kompanie verurteilt; doch denkt, daß ich zu meinen Freunden stehen muß, wie Ihr zu den Euren, und ehrt mein Vertrauen."

„Herr, Vertrauen habe ich Euch bewiesen, als ich Euren Sohn in die Lehre genommen habe. Es wundert mich noch, daß Ihr gerade mich zu seinem Meister ausersehen habt."

„Ich suche Eure Freundschaft."

„Würdet Ihr sie suchen, wenn Ihr nicht wüßtet, daß meine Person eine nicht geringe Zahl Unzufriedener in der Gilde vertritt?"

„Signeur, ich habe niemals die Freundschaft eines unbedeutenden Mannes gesucht."

Gegen De Vries war ein Streit aussichtslos, das hatte Keezer erfahren, als er widerwillig darauf eingehen mußte, den jungen Simon heranzubilden.

„Setzen wir uns über die Parteien hinweg," fährt der Handelsherr fort, „und halten wir unser nächstes und bestes Ziel, die Wohlfahrt der Gilde, das heißt unsere Wohlfahrt, im Auge . . ."

Pieter Keezer van Dort will entgegnen, an seiner Haltung ist seine Antwort zu erraten, allein der Handelsherr läßt ihn nicht zu Wort.

. . . „Wollt Ihr leugnen Signeur, daß die Formeln der höchsten Güter, wie sie von Kanzel und Katheder herniederklingen, etwas anderes bedeuten, als eine Verkleidung dieses nächsten Zieles? Glaubt Ihr ein Magellan hätte es unter-

nommen, ohne Aussicht auf freundliche Winde, wider feindliche Stürme um den Erdball zu kreuzen? Wir kennen alle die günstige Brise und müssen unser Steuer nach ihr richten."
Pieter Keezer ist kein Träumer. Die Wahrheit aus Gegnersmund schmeckt doppelt vergällt. Gegen ihren Klang gibt es nur einen Schutz: das Orgeltönen unbestreitbarer Überzeugungen. Und Herr de Vries hat geduldige Ohren.
„Ihr seid theologisch geschulter als ich, Signeur," bemerkt er nach den erschöpfenden Auferbauungen. „Ich kann nur mit meinen Augen sehen. Zeigt mir den ersten, der seinen Vorteil verachtet, und ich will Euch glauben. Bis dahin halte ich am nächsten Ziele fest. Doch will ich Euch nicht länger mit Fragen bedrängen. Vielleicht wird Euch eine andere Stunde günstiger stimmen."
„Ihr seid jederzeit willkommen."
„Ein kleines Geschäft noch. Ich möchte Euch einen jüdischen Händler empfehlen, der mir vor einigen Stunden ein Stück spanischen Brokates verkauft hat. Euer Urteil über die Gangbarkeit des Musters ist mir wertvoll; ich bitte Euch darum. Der Jude scheint anstellig zu sein und des Vertrauens wert. Er nennt sich Michael de Spinoza."
Sie sind vor den Stufen des Keezerschen Lagerhauses stehen geblieben. Der Signeur dankt für die Auszeichnung, die in der Bitte des Kaufherren liegt. Herr de Vries küßt die Stirn seines Sohnes.
Die beiden Kaufleute fächeln mit ihren breiten Hutkrempen den Staub des Bodens.

Pieter Keezer poltert die steile Holzstiege hinan. Seine Wangen sind zornrot, seine Mundwinkel zittern. Vor dem Kontor bleibt er stehen und stöhnt. Diese Höflichkeit! Lieber eine Schüte Sand auf dem Rücken sackweise verladen, als noch eine Stunde an den klingenden Ketten zerren! Was hätte er drum gegeben, den zierlichen Herren einen Gewaltstreich

zu spielen! So bringen sie ihn um die Freude seiner künftigen Regentschaft! Er stößt die Tür mit einem Tritt auf, so daß sie krachend an die Wand schellt. Die Kanzlisten schnellen vom Pulte in die Höhe und starren den Gebieter an.
„Maulaffen," donnert der Signeur. Die Begrüßten knicken über ihren Pulten zusammen, und ihre Federn eilen quarrend über das Papier hin — das Geräusch einer fernen Gansherde.
Simon de Vries befreit des Signeurs Beine von den prallenden Reitstiefeln und holt Schlafrock, Mütze und Filzpantoffel herbei.
„Geh Er hinüber zur Frau van Dort, sie hat Arbeit für Ihn! Vielleicht kann Ihn der Maler brauchen!"
Dann atmet Pieter Keezer auf. Die Mütze umschmeichelt beruhigend seine heiße Stirn. Die Kanzlisten gehen sachter zu Werk.
Vor Keezers Blicken reihen sich die wirr, nach Gelegenheit gesammelten Notizen zu geordneten Gruppen. Wie ein Heerführer die neugeworbenen Söldlinge sichtet und ihnen Waffen und Fähnlein zuteilt, so fügt der Kaufmann Zug an Zug in seinen Plan. Die Reserven der alten Verbindungen werden immer aufs neue durchblättert; hier wird eine Verstärkung zugeschlagen, dort ein schwacher Posten aufgegeben. Neue Vereinbarungen sollen behutsam erprobt werden; ihre Aufträge werden sorgfältiger geprüft und die Waren vorsichtiger gewählt. Ein Konkurrent ist einem kühnen Angriffe erlegen. Der Kaufmann streicht den Namen des Bankerotteurs aus seinen Listen. Der Erfolg hat eine Schlappe zu decken, die seit Jahren hemmend wirkte. Schwanke, unsichere Erwartungen gestalten sich zu scharf umrissener Notwendigkeit, die entschlossenes Handeln fordert. Der Blick des Kaufmanns übersieht stolz seine blühenden Streitkräfte, sein weites Kampfesfeld, die Erde.
Signeur Keezer überhört ein leises Klopfen. Erst als der jüngste Kanzlist öffnet, bemerkt er eine kleine, gebückte Ge-

stalt im Türrahmen, deren ehrerbietigen Gruß er mit kurzem Nicken beantwortet. Seine Stirn umwölkt sich leicht: die kostbare Geweberolle auf den Schultern des Eintretenden erinnert ihn an Herrn de Vries.

„Verzeihung, ich bringe ..."

„Den spanischen Brokat," fällt der Signeur ein. „Breitet ihn dort über die Bank!"

Der schmächtige Jude vollzieht bereitwillig den Befehl, während der Kaufmann sich wieder in seine Erwägungen versenkt. — Behutsam, als sei er ein Lebewesen, ist der Stoff über die Bank hin entrollt und in gefällige Wellen geordnet. Allein, der Kaufmann läßt das Stundenglas eine geraume Weile rinnen und den Juden in seiner dienstfertigen Stellung verharren, bis er aufblickt und zuerst den Gesandten, dann den Brokat mustert.

Die Gold- und Silberranken fließen zitternd auf ihrem matten Grunde hin, als bebe der Glanz des Mondes und der Sterne auf nächtiger See. Selten hatte die Schönheit eines Gewebes Reezer so angezogen. Er ist unverwandt näher getreten und befühlt die schweren Falten — sie sind wert, am Krönungstage von den Schultern eines Königs zu fallen. Aus ihrer Tiefe wittert der Hauch südländischer Üppigkeit, die Ahnung einer höheren Leibeskultur. Die Orientalen haben um köstliche Stoffe den Schimmer ihrer Märchen gegossen, aber auch unter den tastenden Fingern des Nordländers gewinnt der Brokat lebendige Eigenart. Der Signeur ist erfüllt von dem Zauber.

„Woher stammt das Stück?"

„Aus Lissabon."

„Nicht aus Spanien?"

„Nein, aus unserer Heimat Portugal."

„Seid ihr schon lange in der Judenbuurt ansässig?"

„Mein Vater ist, als ich noch Jüngling war, vor dem Blutgerichte geflohen."

Der Kaufmann wendete der zarten Gestalt sein Gesicht zu; eine gutmütige Scheu liegt in seinem Blick. Man hatte sich gewöhnt, die blutigen Werke der Kirche zu verurteilen.
„Und Ihr habt noch Verwandte in Portugal?"
„In Lissabon lebt der Bruderssohn meines Vaters. Er ist Tuchhändler wie ich."
Keezer hebt eine Falte des Brokates wägend auf.
„Ein altes Kunstwerk; kann nur im Süden gefunden werden."
„Ein ähnliches nur noch selten, Herr van Dort. Es ist ein Familienstück."
„Wollt Ihr mit mir kommen? Ich möchte es dem Maler Rembrandt van Ryn zeigen."
„O, ich kenne Herrn Rembrandt van Ryn," beteuert der Jude und rollt seinen Schatz geschäftig zusammen. „Er wohnt nicht weit von mir in der Breestraat. Ich hab ihm ein Seidentuch verhandelt, er hat nichts vom Preise abgerissen."
Der Weg zum stattlichen Wohnhause Keezers ist nicht weit.
„Ihr seid Herrn de Vries verpflichtet?"
„Was soll ich sagen! Der Herr hat von mir diesen Brokat gekauft. Ich weiß nicht wird er ihn behalten für seine Zimmer oder wird er ihn wieder aus der Hand geben. Vielleicht wird er ihn als Muster nehmen."
Pieter Keezer zuckte vornehm die Achsel.
„Könnt Ihr Eurem Verwandten in Lissabon trauen?"
„Trauen! Wenn ich mir selbst in einem Handel könnt' kein Vertrauen schenken, würd' ich ihn legen in die Hand meines Vetters. Er ist reich und hat ein Herz für seine Familie, wie nur wenige. Er hat uns in der Not geholfen, in der großen Not. Und wenn ich mir sagen kann: du bist nicht mehr so arm, du kannst deinen Kindern etwas zuwenden — so verdank' ich's ihm."
„Meine Verbindungen mit Lissabon sind nicht so gefestigt,

als ich wünschte. Würde Euer Vetter bereit sein, für mich Erkundigungen einzuholen?"
„Er ist ein vermögender Mann, und sein Arm reicht weit. Er wird vielleicht bereit sein, mir seine Ansicht über Eure Wünsche zu schreiben."
Die Lippen des Signeur werden dünner.
„Wie heißt er!"
„Wie unser berühmter Ahn; Petro de Spinoza."
„Ich werde ihm selbst schreiben."
„Wie Ihr wollt, Signeur van Dort, allein ich glaube . . ."
„Also gut schreibt Ihr, Michael Spinoza. Es soll Euer Schade nicht sein."
In der Flur des Keezerschen Hauses stehen breitgetretene Pantoffel, im wirksamen Gegensatze zu den kostbaren Marmorfliesen. Der Hausherr deutet stumm auf die Fußbekleidungen. Michael de Spinoza muß in ein Paar schlüpfen, bevor er dem Voranschreitenden auf der breiten Holztreppe folgen darf.
Die Stiege ist mit stolzen Geländern verziert. Ihre unterste Stufe wird von zwei Löwen bewacht, deren Vorderpranken das Wappen Dortrechts umklammern.

Im Prunkzimmer sind alle schützenden Laken von Stühlen und Wänden genommen. Tische und Truhen haben ihre Holzverkleidungen abgelegt. Alle Pracht erglänzt, als sei ein Fest bereitet.
An einer Wand sitzt auf hohem Stuhle Frau Katrijn Hendriks, die Herrin des enthüllten Prunkes. Ihr Gewand und Geschmeide hat den Wert eines seidenbeladenen Kauffahrers. Ihre gepreßten Brüste wogen ängstlich unter dem Rande des engen Mieders und lassen mehrere Reihen seltener Steine funkeln. Inmitten der kurzen, feuchtglänzenden Stirn hängt aus dem schlichten Blondhaar eine nußgroße Perle nieder.
Frau Kaatjes Wangen sind hochrot; die winzigen Äuglein

haften ängstlich an dem Manne, der ihr gegenüber an der Wand lehnt, dessen Blicke über sie hinweg immer von neuem auf allen Gegenständen schweifen, die in ihrem Umkreis stehen und immer wieder zu ihr zurückwandern; der seine starke Stirn dabei so ernst, fast finster faltet.

„An dieser Wand also, Neutje Ka, soll das Bildnis hängen?"

„Der Signeur wünscht es," antwortet sie kleinlaut.

„Das Licht ist ungünstig. Wollt Ihr nicht die Kredenz um ein Klafter ins Dunkle rücken?"

Neutje Ka ist ins Herz getroffen. Ihre Ordnung wird angetastet! Alle Ängstlichkeit ist mit einmal gewichen. . . Die Kredenz, das kostbarste Stück, ins Dunkel rücken! Zwanzig Rosenobel habe Keezer dafür gezahlt, sie sei froh, daß das schwere Möbel stünde, ans Verrücken sei nicht zu denken.

Neutje Ka hat sich in eine Ecke des Lehnstuhls geworfen und schaut trotzig in die Glasmalereien. Rembrandt scheint seine empörende Anforderung im Augenblicke vergessen zu haben, er hat ein Skizzenbuch ergriffen, in wenigen Strichen die weibliche Gestalt umrissen und die Helligkeitswerte angegeben. Er tritt näher.

„So wird Euer Porträt, Katrijn Hendriks."

Die Frau beugt sich verwirrt über die Zeichnung, dann blickt sie auf.

„Die Kredenz darf bleiben?"

Der Künstler nickt; lebensvoll und dankbar glänzen ihre Augen.

„Nun werdet Ihr den Imbiß doch annehmen, Rembrandt Harmensz."

Er lehnt freundlich ab und ergreift seinen Hut.

Da nähern sich schlurfende Schritte, der Signeur tritt mit seinem Begleiter ein.

„Gut, daß ich Euch noch treffe, Meister! Nur einen Augenblick! Diesen Brokat, den der Jude da trägt, sendet mir Herr Jost de Vries zur Begutachtung . . . Vielleicht kennt Ihr den

Herrn, ein Mitglied der Kompanie, ein Regent unserer Gilde . . .“
Rembrandt verneint.
„Ich wollte diesen Anblick nicht allein genießen: Ihr seid ein Sammler von Ruf, der Brokat wird Euch erfreuen.“
Rembrandt lobt, er dankt dem Signeur.
„Gehört der Brokat Euch, De Spinoza?“
„Ich habe ihn dem Herrn de Vries verkauft.“
„Als ich neulich bei Euch war, habe ich ihn nicht bemerkt.“
„Der Stoff stammt aus dem Heiratsgut meiner Frau. Sie hat ihn damals nicht zeigen wollen. Sie hat ihn auch jetzt nicht gern gegeben. Aber was sollen wir mit dem teueren Stoff? So nützt er uns mehr: ich habe damit das Vertrauen von Herrn Keezer van Dort und von Herrn de Vries gewonnen.“
„Wird sich zeigen,“ murmelt der Signeur.
„Ist der Rabbi, den ich bei Euch gesehen habe, noch in Amsterdam?“
„Rabbi Jehuda Leon. Er ist da. Er ist weitläufig mit mir verwandt durch meine Schwieger.“
„Wollt ihr mich zu ihm führen? Ich möchte den Rabbi um eine Gefälligkeit bitten. — Ich brauche ein jüdisches Modell,“ erklärt Rembrandt den erstaunten Eheleuten. „Man stößt als Christ immer auf großes Mißtrauen.“
„Begreiflich . . . gegenseitig,“ wirft Keezer ein.
„Wenn Ihr von hier in die Judenbuurt geht, könnt ihr mich mitnehmen, Michael de Spinoza.“
„Wenn der Herr van Ryn mit mir gehen will, kann ich ihn gleich zum Rabbi führen.“
„Wozu“ meint der Signeur, „ich schicke Simon zum Rabbiner, er soll ihn bitten, zu Euch zu kommen.“ Ein Blick auf Spinoza deutet an, wie wenig schicklich es Keezer erachtet, wenn Rembrandt sich mit dem jüdischen Händler auf der Straße zeigt.

„Ich glaube nicht, daß Rabbi Jehuda Leon kommen wird," wirft Spinoza mit heiserer Stimme ein. „Er hat merkwürdig stolze Verwandte," brummt der Signeur ärgerlich.
„Wir gehen miteinander; Ihr werdet mir dabei einen großen Dienst erweisen, Michael de Spinoza. Ich freue mich über Eure Bereitwilligkeit."
Der Künstler nimmt Abschied. Spinoza folgt.
„Vergeßt nicht auf Lissabon," ruft Reezer und klopft dem Juden gönnerhaft auf die Schulter.
„Ich werde nichts vergessen."

+

Sie nähern sich dem trotzigen, kastellartigen Wagehaus auf dem Neuen-Markt.
Rembrandt erregt Verwunderung, denn sein Begleiter folgt ihm nicht in gemessener Entfernung, nach Art eines Packträgers, sondern geht neben ihm.
„Wird Euch der Brokat nicht zu schwer?"
„Ich bin's gewohnt. Was hab ich nicht alles geschleppt, seit wir in Amsterdam sind!"
„Ihr plagt Euch. Ich sehe Euch oft."
„Wenn man nicht nur das blanke Leben will, muß man Schweiß vergießen. Der Herr sei gelobt, ich bin gesund."
Sie gehen einige Schritte schweigsam, dann hebt der Gebückte seine Augen.
„Oft wird's einem schwer gemacht und bitter! Wenn man nur seine ganze Kraft zu geben brauchte, um weiter zu kommen! So aber schlagen sie einen mit Verachtung, und man muß schweigen."
„Ihr dürft den guten Reezer nicht auf die Goldwage setzen, er meint's nicht so schlecht."
„Gerade wenn er's nicht schlecht meint. — Mein Name hat Klang in der Heimat, im Süden, in Portugal. Ein Zweig unseres Stamms, ein schlechter nur, denn er ist ab-

gefallen vom Väterglauben, sitzt in hohen Würden. Mein Vater war ein stolzer Mann. — Dann ist des Herren Zorn auf uns gefallen. Ich habe nur mehr das Geschrei der Brüder gehört."

„Ihr sollt nicht am Vergangenen hängen bleiben, Michael de Spinoza."

„Mein ganzes Leben lebt nur vom Vergangenen. Daß mein Geschlecht wieder groß werde, ohne vom Glauben zu fallen, daran hängt mein Leben. Darum gehe ich gebückt durch die Straßen der fremden Stadt mit meiner Last auf den Schultern; darum murre ich nicht laut auf, wenn die Füße der Fremden mein Blut treten, wenn ihre Zungen und Augen meine Seele mißachten ... Mein Trost liegt im Vergangenen. Daß der Herr eine Zukunft gebe, die nur ein blasser Schatten sei unserer Vergangenheit!"

Sie gehen an den Fischständen vorbei. Breitschultrige Weiber sitzen da und häuten junge, lebende Aale. Ein Schnitt um die Kehle, ein Schnitt längs des Bauches, dann ein Riß, und die glatte Haut ist von den Muskeln getrennt. Die blutigen, ringelnden Tiere werden in einen Sack geschleudert, dort verenden sie jämmerlich.

„... So ist es uns gegangen, so wird es uns gehen ... armselig und geschunden unter den Händen der Unwissenden ... bis das Reich des Herren ersteht!"

Rembrandt hat ihn nicht vernommen, ein seltsames Bild reißt seine ganze Aufmerksamkeit an sich.

Die Judenbreestraat ist voll Geschrei. Ein zerlumpter Mann eilt in ihrer Mitte hernieder. Sein großer Kopf ist bedeckt von dichtem, welligen Grauhaar; darunter ein schmales, todblasses Gesicht; der Mund preßt sich trotzig ober dem nackten Kinne; die Lider sind fast geschlossen.

Hinter ihm drängen schreiend Judenkinder her. Die raffen den häufigen Unrat vom Boden und bewerfen den Eiligen.

„Gotteslästerer!"

Die Erwachsenen haben ihre Geschäfte vergessen. Sie überschütten den blassen Mann mit Flüchen und speien auf seinen Weg. Sie loben Gott mit verzerrten Lippen und rufen heiser seinen Zorn an. Sie hetzen die schreienden Kinder: die Unmündigen sollen den Flüchtling mit Schmach und Schande beladen und jagen, wie der Priester den Sündenbock.

„Verfluchter! Elender!"

Ein Stein fliegt aus dem Haufen, und eine graue Locke des Flüchtlings färbt sich rot.

Er schüttelt nur den Kopf und tastet leicht über die Haare hin.

„Schänder! Lügenprophet!"

Ein Bürschlein faßt den zerschlissenen Mantel des Fluchbeladenen und wischt seine kotigen Hände dran.

Da hält der Flüchtling mit einem Ruck. Seine Stirn wird purpurrot, die Augen funkeln, er erhebt die Faust; der freche Junge duckt eilig zurück.

Die Straße ist plötzlich verstummt, alle Schritte stehen.

„Er will mein Kind schlagen," schreit ein Weib.

„Steinigt ihn! Steinigt ihn!" brüllt es von allen Seiten.

Michael de Spinoza ist weiß vor Zorn, hastig faßt er einen Stein und rennt dem Flüchtling entgegen. Der kreuzt beide Arme über dem Kopf und stürmt die Straße herab.

Spinozas Stein verfehlt. Der Gehetzte flüchtet an Rembrandt vorbei in eine Seitengasse, setzt über etliche Stufen in ein Haus und schlägt die Tür zu.

Die Gasse heult ihm nach. Sie stillt ihre Wut an dem schützenden Gemäuer. Von dort prallen die Steine auf den Boden und hinterlassen rote Wunden an den geschwärzten Ziegeln und blitzende Risse auf dem Türbeschlag.

Wehe den Feinden des Herren! Sie sollen zermalmt werden wie der Straßenstaub, und ihre Namen sollen verwehen wie er. Keines Gerechten Ohr soll unter ihrem Klange leiden!

Rembrandt befühlt seine Augen. War das Wirklichkeit? Dort stehen noch einige Juden und deuten mit den Händen.

Da hält sich ein Mensch verborgen, der nach einem freundlichen Blicke dürsten muß. Ein Verfluchter, der aus einem Worte Mut für ein neues Leben schöpfen könnte, zittert hinter diesen Mauern. — Die Legende des Samariters gewinnt plötzlich Gestalt.

Da fällt sein Blick auf Michael. Der steht gebückt neben ihm und starrt nieder. Das Gesicht zuckt noch, seine mageren Hände umklammern würgend die Stoffrolle.

„Kommt!"

Spinoza wirft einen scheuen Blick auf den Künstler und eilt dann, immer einen Schritt voraus, die Zeile entlang.

„Wer war das?"

„Ein Verdammter."

„Ihr hättet ihn um ein Haar getötet!"

„Dem Herren sei's geklagt, meine Hand war nicht sicher."

„Das wäre auch Euer Tod gewesen."

„Was ist der Tod dieser Erde gegen das Leben in Abrahams Schoß!"

Sie gehen stumm.

Eine alte Frau mit einem Korb voll Rüben schlurft an Spinoza heran und faßt ihn beim Ärmel.

„Michael, was läufst du vorbei und siehst mich nicht!"

„Laß mich, Lea Leon! Ich habe Geschäfte."

„Bringst ihr den Stoff zurück, mein Sohn? Sie weint noch immer darum."

„Wie kannst du denken! Er ist verkauft."

Michael läßt die Alte unbekümmert stehen und steigt die Türstufen des nächsten Hauses hinan. Ein Fenster wird auf das Klopfen hin geöffnet.

„Ich bringe Herrn Rembrandt van Ryn, er wünscht mit dir zu reden."

Der Rabbi eilt herab.

„Verzeiht, wenn ich jetzt gehe, da Euer Wunsch erfüllt ist."

„Ich danke Euch, De Spinoza."

„Ist nichts zu danken," murmelte der Händler. —
Der Rabbi rückt einen breiten Stuhl zurecht.
„Kann ich Euch mit einem Schlucke Wein dienen?"
„Ich danke Rabbi Jehuda. Gönnt mir eine Weile! Ich werde alles erklären. Nehmt meine Bitte nicht ungütig auf."
„Eine große Freude Euch zu dienen! Ich kenne Eure ‚heilige Familie'. Lob der Stunde, die Euch zu mir führt!"
Rembrandt dankt mit einem Blick.
Jehuda Leon holt aus dem breiten Büscherschranke einen Folianten und schlägt ihn, zum Fenster gehend, auf.
Das düstere Gemach schweigt. Schwere, dunkle Vorhänge und Teppiche saugen jeden helleren Lichtstrahl ein. Der matte Geruch vertrockneter Rosen dichtet die Luft. In der Tiefe des Zimmers brennt eine Öllampe hinter Rubinglas und beleuchtet eine flache Lade aus Edelholz, die halb in die Mauer eingelassen ist.
Der Rabbi versenkt sich in die Schrift. Rembrandt stützt seine Stirn auf die Hand und hat die Augen geschlossen. Der Verfolgte steht vor ihm, blutig, zerschlagen ... die Bilder der Samariterlegende ziehen vorüber: der Unselige wird aufs Maultier gehoben und von dem Barmherzigen zur Herberge geführt ... dort weigert sich der Wirt, langwierig muß verhandelt werden, Geld will er sehen; dann schickt er den Knecht und läßt den Kranken ins Haus tragen ...
Rembrandt tastet nach seinem Buche. Unter der roten Lampe notiert er das Geschaute, dann atmet er auf.
Der Rabbi harrt am Fenster, Rembrandt bietet ihm die Hand.
„Jetzt bin ich ruhiger."
„Ihr habt einen Trost, der Euch nirgends verläßt," sagt der Rabbi, auf die Zeichnung weisend. „Andern ist das Leben nicht so wohlbestellt. Die müssen den doppeltharten Kampf ausringen, dem die Sprache fehlt. Was Euch immer geschehen mag, Ihr seid zu preisen. Eure Kunst befreit Euch."
Rembrandt hat sich wieder in den Armstuhl sinken lassen.

Er spricht halblaut: „Raufende, trunkene Bauern mit blutrünstigen Köpfen und brüllenden, breiten Hälsen habe ich freudig betrachten können — sie schienen mir ein erschöpfendes Zeichen zügelloser Kraft ... ich habe mich bei gereizten, hitzigen Disputen der Herren, die das Klingeln der Becher in Degenklirren verwandelten, gefreut — darin ursprüngliche Leidenschaft unter gefälliger Form gebändigt gesehen ... Schönheit lodert auch aus Roheit und Übermut, das hat der große Hals geoffenbart. — Aller Schönheit bar ist allein der Haß, der bleiche, kieferschlotternde Haß, der morden will und an sein waches Opfer nicht die Hand zu legen wagt, der mit Ruten geschlagen sein muß, daß er den Stein aufhebt und hinterhältisch wirft, der nur laut wird, wenn er sich an Gewalt überlegen weiß ... dann aber zeigt er die ganze Häßlichkeit."

„Ihr seid dem Hasse begegnet?"

„Auf der hellen Straße! Sie haben einen Erbärmlichen gehetzt, verwundet, und da er in ein Haus entkommen ist, an dessen Mauer ihre Wut gesättigt! Nicht weit von da — in der Vlooienburg."

Der Rabbi ist beunruhigt näher getreten.

„In der Vlooienburg? ... Uriel! ... Sie haben ihn verwundet?"

„Ein Stein hat den Kopf getroffen ... Sie haben ihn mit Rot bedeckt, grausam und häßlich!"

„Und er ist entkommen?"

„Er ist entkommen. — Meint Ihr, Rabbi, daß man ihm helfen kann?"

Der jüdische Gelehrte senkt den Blick und schüttelt schweigend den Kopf.

„Was hat er begangen?"

„Er hat Gott gesucht und ihn nicht gefunden. Er hat gezweifelt und den Zweifel laut werden lassen, statt ihn heimlich zu begraben ... um des Friedens willen."

„Schwere Kunst: schweigen mit brennendem Herzen!“
„Keine Kunst, Rembrandt Harmensz, einer der Flüche, mit denen die Gemeinschaft den Schwachen schlägt, einer der hundert Flüche. Wehe dem Feigen, der unter solchem Joche ziehen muß! — — Da Costa ist ein Künstler. Ein Zweifler der gestaltet, der seine Blöße aufdeckt, während andre sie verhüllen. Er ist verdammt, dort einzureißen, wo die Zahllosen gebaut haben. So ist sein Schaffen ein Fluch geworden. Aber er ist ein Künstler, und Künstler sind Glocken — sie tönen oder verderben.“
„Ich möchte ihn sehen.“
„Man kann nur in der Nacht zu ihm, wenn die Leute sich scheuen, auf die Straße zu gehen — Ihr wißt, uns sind Waffen untersagt. Er haust in einem Keller als Wächter. Ich fürchte, Euer Mitleid würde sich in Grauen verwandeln, kämet Ihr dorthin.“
„Führt mich zu ihm!“
„Es ist der Bann auf den gelegt, der mit dem Unreinen Umgang hat. Ich bin Rabbi.“
Rembrandts Stirne verdüstert sich; Jehuda ist ans Fenster getreten, seine Hände nesteln unruhig am Wams.
Beide fühlen, daß sie einander näher gekommen waren, als fremde Menschen sonst.
Rembrandt erhebt sich.
„Ich vergesse Euch den Grund meines Besuches mitzuteilen, Rabbi.“
Jehuda erbebt.
„Ich will Euch um einen Dienst bitten, der für meine Kunst eine Förderung bedeutet: mit mir für eine biblische Szene ein Judenmodell zu suchen ...“
Der Rabbi ist in sich zusammengesunken, wie ein Verurteilter; seine Brust stürmt und über seine Wangen fliegen Röten. Jäh rafft er sich auf und ergreift die Hand des Künstlers.
„Verzeiht mir, Meister! Ererbte Scheu! Ich will in dieser

Nacht an Eure Türe klopfen — der Weg zu Da Costa ist mir gewohnt!"
Rembrandts Stirne leuchtet.
„Ich danke Euch für das Vertrauen."
„Heute Nacht .." flüstert der Rabbi und geleitet den Gast zur Tür. —
Die Flügel der Mauerlade öffnen sich federnd.
Lange betrachtet Jehuda ein ernstes Frauenbildnis, das unter dem roten Lichte Leben gewinnt.
Dann breitet er andächtig die Arme:
„Ich danke dir, Hanna Debora! Ich danke dir für diesen Menschen!"

+

Der Amsterdamer Kaufmann ist nicht spröde. Durch seine Hände gleitet mancherlei Geld. Er hängt nicht an einem besonderen Gepräge. Schrift und Bildnis entscheiden den Wert des Stückes nicht, sondern Wage und Klang. Er ist gewitzigt, wie ein Bankier, aller Länder Münzen sind ihm geläufig. Die Karolskronen und Rosenobels aus Frankreich blinken so lieblich, als der Andreasgulden und der deutsche Gulden vom Oberrhein; der Jakobsritter und der ungarische Dukaten rollt so begehrenswert, als die viergedoppelte Pistole und der englische Souverein. Also verschließt er auch seine Hand nicht vor dem spanischen Goldgepräge mit dem Doppelbildnis Ferdinands und Isabellas und vor den portugiesischen Kruzaden.
Wer sie bringt, ist willkommen.
Als vor etlichen fünfzig Jahren ein Portugallier im Ijstrom die Anker warf, und ein Jude vor dem Rate erschien, der für sich und andere seines Glaubens um Aufnahme bat, die alle vor dem blutigen Kreuze geflohen waren, pflog der Rat keine allzulange Erwägung, denn der Portugiese hatte erwiesen, daß der Rumpf des flüchtigen Schiffes manche gewichtige

Truhe berge. Man war nicht unbillig und verkaufte den Einwanderern in der Nähe des Neuen-Marktes Häuser zu gerechten Preisen. Wie aber stets neuer Zuzug aus dem Süden kam, hielt man es für ersprießlich, den Judenbezirk scharf zu umgrenzen: die Judenbuurt. In deren Mitte zieht die Breestraat, gleichgewandt die lange Houtgracht, und zahlreiche Winkel- und Quergassen durchkreuzen beide.

Die Häuser der Breestraat und Houtgracht sind teuer geworden. Die Mehrzahl der Judenfamilien muß sich in die Quergäßchen pressen, in die Vlooienburg. Sie trägt ihren Namen nach Verdienst.

Die vornehmen Kreise der Amstelstadt berühren die Judenbuurt nie. Der Verkehr mit ihren Insassen spielt sich außerhalb, am Hafen und in den Kontoren, ab. Zwar besitzen noch einige Kaufleute inmitten des Ghettos Häuser, aber diese sind wenig benützt und verfallen. Man versieht sie mit einem Wächter und wartet, bis ein Jude den erwünschten Kaufpreis bietet. — Wenn die Amstelbürger die Judenbuurt durcheilen, dann wählen sie nur die Breestraat. Sie rümpfen dabei die Nasen, und ihre Frauen heben die Röcke hoch. Die Vlooienburg ist verpönt, man scheut sie, wie das Pesthaus vor den Wällen.

Die engen Mauern der Vlooienburg erscheinen turmhoch. Ihre Fenster sind schmal und niedrig, blind und schlecht gebessert. Nasse wehende Lappen schlagen aus ihren Öffnungen gleich zerschlitzten Zungen, und von den Brüstungen aus ist die Mauer übel beronnen, einer triefenden Unterlippe gleich. Die Luft schwelt von fauligem Unrat, der überall den Boden bedeckt und in der Gosse gelblichen Moder staut.

Die Kleidung der geschäftigen Bewohner steht zu dem Schmutze in gewissem Gegensatz.

Die meisten stammen, wie Michael de Spinoza, von Eltern, deren Jugend noch Reichtum und Heimatsglück erhellt hatten, die dann den geringsten Teil ihres Besitzes zusammen-

raffen mußten, das Vaterhaus und die gestapelte unbewegliche Habe in den Händen ihrer Verfolger lassend. Im fremden Lande ist ihnen nur der trotzig geliebte Glaube und der Glanz der Erinnerung geblieben. Sie verachten den gastlichen Boden und erzählen leuchtenden Auges von der südlichen Heimat, die sie ausgestoßen hat.
Ihre Väter noch lobten Gott für die Errettung, sie aber fühlen sich weit zurückgeschleudert: man duldet sie, weil sie demütig gebeten und gezahlt haben.

Unweit des Hauses in der Vlooienburg, das dem verfolgten Da Costa Unterschlupf bietet, wohnt Michael de Spinoza.
Die alte Lea Leon sitzt beim Herdbrande und schält Rüben. Ein vierjähriger Knabe rührt den scharfriechenden Brei, darein die Alte von Zeit zu Zeit frische Stücke wirft. Am Fenster steht eine Frau, ihr schwerer Leib ist in ein weites, dunkles Gewand gehüllt, ihr Haar fällt in zwei Flechten über den Rücken. Ihre abgemagerten Hände schmücken den Scheitel eines kleinen Mädchens mit einem roten Bande.
„Keiner von uns ist sie noch leicht geworden, die Pflicht," murrt die alte Lea. „An uns allen ist der Fluch der Erzmutter erfüllt. Auch an meiner Tochter, an meiner Rachel! Der Herr hat sie zu früh genommen, er schütze ihre Kinder!... Sie hat dem Manne im ersten Jahre den Sohn geboren. Sie war ein so zartes Weib, viel schwächer als du. Und du bist ihm schon drei Jahre angetraut... Sie hat gesehen, er liebt die Frau um der Kinder willen. Sie war klug, meine Rachel, und hat gewußt, daß sie den Mann nur an sich bindet, wenn sie seinen Namen mehrt."
„Warum sagst du mir immer dasselbe, Lea Leon? Wird dein Mund nicht müde?"
„Danken sollst du mir dafür; und du wirst unwillig. Nichts wird so leicht vor unseren Ohren stumm als die Pflicht. Und du hast doppelte Pflicht: Was muß er in dir gesucht haben,

wenn er meine Rachel in einem Jahre vergessen konnte und dich heimführen!"
„Hat er nicht auch dich behalten?"
„Er ist ein frommer Mann und besorgt um seinen Ruf vor der Gemeinde. Und dann war er auch zufrieden mit meiner Rachel. Da ist er viel mehr im Hause geblieben, da war er zufrieden ... Isaak, mein Enkelkind, du mußt besser rühren."
„Sie brennen mich," greint der Kleine, seine Augen reibend.
Die junge Frau tritt zum Herde und hebt den Knaben vom Schemel.
„Geh zur Schwester, Isaak, und spiel mit ihr. Ich will es für dich tun."
Die Alte schüttelt die Schäle rasch in den Kübel und faßt das Rührholz.
„Der Herr soll verhüten, daß du am Herde ermüdest! Schwangere Frauen verderben jedes Gericht. Ich bin ja bereit."
„Sei vorsichtiger, Lea Leon, der Knabe paßt auf jedes Wort," flüstert die Junge.
„Was soll ich verschweigen? Die Wahrheit taugt für jeden. — Siehst du, auch heute ist er am frühen Morgen fort, jetzt wird es dunkel, und noch ist er nicht da ... sie fehlt ihm doch, meine Rachel."
Die junge Frau runzelt die Stirn und geht zur Tür.
„Ja geh nur, Hanna Debora, es ist doch die Wahrheit."
Hanna Debora wendet sich zornig.
„Warum verfolgst du mich immer mit demselben?"
„Ich dich verfolgen? Der Herr behüte! Du bist die Frau, Hanna, du bist die Frau — ich bin nur die Schwieger."
Die Schwangere schlägt die Tür zu.

Sie tritt in ein enges Gemach. Bei der Tür sind mancherlei Stoffe gehäuft und bilden eine dunkle Masse, der Vorrat Michaels. Quer durch den Raum ist ein Vorhang gespannt,

durch dessen Gewebe das geringe Licht schimmert. Hinter dem Vorhange birgt Hanna ihre Schätze: drei Stühle mit kostbarem Tuche ausgeschlagen, an den Wänden seidene Decken, im Winkel eine Truhe aus duftendem Holze und darüber ein Gesims voll Bücher.
Das war ihr Heiratsgut.
Vor drei Jahren war sie aus Lissabon gekommen. Rabbi Jehuda hatte sie geworben.
Michael hat verwundert dreingesehen, als sie das Gut brachte.
Sie ruht beim Fenster, ihr Blick verliert sich in die schwarze Mauer des Nachbarhauses. —
Lang war der Kampf, bis dieser Winkel der engen Wohnung abgerungen war; auch jetzt muß sie noch mit aller Kraft für ihr Gut einstehen, daß der Gatte nichts an sich reiße und zu den unedlen Tüchern jenseits des Vorhanges lege. Ein erbitterndes Ringen, endlos und widerwärtig. Aber sie hat einen starken Willen, und er scheut ihren Zorn. Sie liebt nur ihre Stühle und Seidenstücke, ihre Truhe und Bücher. Wenn es Michael gelingt ein Tuch zu entreißen, verdoppelt sie ihre Liebe. Das sind ihre Freunde, sie gönnen ihr Frieden und Traum.
In ihrem Winkel, hinter dem Vorhange, ist sie sicher vor den Worten der Lea Leon, die in der Lade Zauber fürchtet und sich vor den Geweben scheut. Auch Michael wird hier beklommen. Er hat den Vorhang gezogen. Es ist nicht Gewinnsucht allein, die ihn zum Verkaufe ihres Gutes treibt. Er fühlt sich gebunden, wenn sie an den Seidenbehängen lehnt, er flieht ärgerlich, wenn sie die Laute aus der Truhe holt, oder nach einem Buche greift.
Hanna Debora ist einsam. Sie weiß nur einen Menschen, mit dem sie sprechen kann, ohne verletzt zu werden, Rabbi Jehuda Leon. Aber da sind Schranken gesetzt, die immer dichter und höher wuchern, wie wilde Kreuzdornhecken.

Sie hat Jehuda zu spät erkannt.
In Lissabon sprach er nur mit dem Vormunde, Petro de Spinoza. Erst als sie das Schiff bestiegen hatten, kümmerte er sich um sie. Und sie gewahrte bald, wie er immer heftiger bemüht war, ihre geistigen Fähigkeiten zu verkennen. Es kam ihr erwünscht, daß er sie am Ende der Fahrt fast gänzlich mied, und sie mußte lachen, als er bei der Einfahrt in den Ij an Stelle freudiger Worte nur beruhigende fand, die wie Entschuldigungen klangen.
Bald aber lernte sie den einzigen Freund finden, der unermüdlich besorgt war, die Bitternisse ihres Alltags zu lindern; ihr Gatte beugte sich vor der Gelehrsamkeit und der religiösen Würde des Freundes.
Doch blieb der Rabbi so ängstlich zurückhaltend, daß Hanna Debora ihn häufig belächelte, bis einstmals die Schleier sanken.
An einem Abende des vergangenen Frühlings hatte Michael den Wunsch geäußert, das Jugendbildnis Hannas — ein Schüler Juans de las Roélas hatte es gemalt — dem kunstliebenden Leinenfabrikanten Klaas Plompaard anzubieten. Er hoffte dadurch seinen Geschäftskreis zu erweitern. Hanna hatte schweigend die scharfzügigen Berechnungen gehört und war dann aufgestanden. Sie habe beschlossen, das Bild unverweilt an Jakob Jehuda zu verschenken, der für den großen Freundesdienst, da er sie Michael zugeführt habe, noch unbelohnt sei. Er werde das Gemälde besser würdigen, als der Leinenfabrikant Klaas Plompaard. So bleibe das Bildnis auch in der Familie.
Michael blieb stumm und nagte die Lippen.
Als Hanna an Jehudas Tür pochte, vernahm sie keine Antwort. In ihrer Erregung öffnete sie ohne zu warten und fand den Rabbi in seinem Stuhle zurückgesunken, schlafend. Neben ihm lag die Schrift. Seine Hände ruhten gefaltet auf der Brust. Die Lampe überflutete ihn mit ihrem vollen Schein.

Eine Weile stand Hanna unschlüssig. Da öffnete Jehuda die Augen. Aus seinen Zügen brach ein verklärtes Lächeln, er stand langsam auf und breitete die Arme.
„. . . Hanna . . . Hanna . . . so bist du doch gekommen . . .“ Sie wich zurück, und er folgte mit schleifenden, tastenden Schritten, ein Träumender.
„. . . Hanna, Hanna! Doch bist du gekommen!“
Ihr Rücken fühlte den weichen Wandteppich; sie mußte ihn erwarten. Er kam ganz langsam, als fürchte er ein Luftgebilde zu zerstören, seine Arme weit vorgestreckt, seine Augen und Lippen voll seliger Freude . . . „Hanna!“ . . „Hanna!“ . . .
Sie hielt ihm angstvoll das Bild entgegen. Seine zitternden Hände stießen daran, er schrie auf und brach nieder.
Ihre Furcht war verschwunden. Sie ergriff hastig einen Weinkrug und benetzte seine Schläfen, sie bettete seinen Kopf auf ein Kissen.
Er öffnete langsam die Augen und starrte die Knieende bange an, und sie wagte nicht zu sprechen.
„Weib des Spinoza, was willst du bei mir?“
Sie wurde rot vor Scham und erhob sich. Er hörte sie stumm. Dann hob er das Bild vom Boden, berührte es mit den Lippen und legte es auf das Kissen. Er öffnete schweigend die Wandlade und entnahm ihren Inhalt: ein goldbeschlagenes Buch, getriebene Hochzeitsbecher, feingliedrige Halsketten, Ringe und eine rostige Handschelle — die Kleinode seiner Familie. Er band das alles in ein weißes seidenes Brauttuch. Dann nahm er das Bild vom Polster und schloß es feierlich in die Reliquienlade, als sei es eine Thorarolle.
Hanna Debora hatte mit stürmendem Herzen zugesehen.
Jakob Jehuda ging wortlos an ihr vorüber zu dem weitoffenen Bücherschranke. Er umklammerte die hohen Bände mit ausgespannten Armen und preßte seine Stirn schluchzend an sie.

Die Frau verließ das Zimmer des Rabbi. Der Frühlingsturm kühlte ihre Wangen. Ihre Schritte wurden fester, sie atmete freier.
In dieser Nacht ergriff sie die Sehnsucht nach einem Kinde.
— — — Hanna fühlt ihr Blut wärmer vom Herzen strömen. Was ist alle Kläglichkeit des Alltages dem Glücke gegenüber, nicht mehr verlassen zu sein! Fremd ist ihr die Liebe zum Manne geblieben, und so war ihr die Menschheit verschlossen. Die Frauen ahnten ihr Empfinden durch sie beleidigt, und die Männer suchten über sie hinweg zu kommen.
Auch Jehuda wußte seinen Trost: er heiligte ihr Bild und schuf sich Müdigkeit über den Büchern.
Nur ein Weg führte zu ihrem Glücke, und den kennt sie seit jener Nacht: ein Leben, ihrem Leibe entstammt, darein sie ihre heiligste Sehnsucht betten kann.
Sie hebt den duftenden Truhendeckel und entnimmt die Guitarre. Leise, fremde Klänge in das Dämmern hinaus:

... alle Blüten schließen singend
ihre Kelche, wenn mein Kind
senkt zu süßer Ruh die Lider.

Aus der blauen Himmelskrone
fällt ein Stern zur müden Erde,
und zersprüht in hellen Tau,

funkelt auf den Schlummerblüten,
funkelt auf den Schlummerlidern,
daß die Blumen und mein Kind
von den stillen Sternen träumen ...

Michael und Rabbi Leon nähern sich der Wohnung. Michael blickt zufrieden.
„Ein guter Tag, Rabbi. Aber du kannst das nicht begreifen. Euch Gelehrten ist die Tagesfreude fremd. Du wirst von mir

ſagen: er hat viel Arbeit auf ſich genommen, alſo hat er ſeinen Lohn. Ihr verſteht nur alles von rückwärts. Aber unſereiner, der den Berg von hundert Seiten berennt und hundertmal von neuem beginnen muß, der weiß dem Zufall Dank. Ihr habt keine rechten Freuden, ihr Gelehrten, denn nur der Zufall ſchafft Freude."

„Und auch den Kummer."

„Ich will nicht vom Kummer reden, denn dieſer Tag war gut. Wie lang hab ich mich umgetan, einen Lagerraum in die Hand zu bekommen! Jetzt hab ich einen durch Herrn de Vries und dazu das Verſprechen, daß der Kaufherr meine Ware nicht außer acht laſſen wird. Petro ſchickt mir nichts Schlechtes. Und der Signeur Keezer wird den Gewinn an der ſpaniſchen Ware teilen müſſen! Geſtern hab ich noch nicht gewußt, daß ich heute meinen Vorteil werde faſſen können. Alles das macht ein Stück Brokat."

„Vergiß nicht, es hat Tränen gekoſtet."

„Was verſteht eine Frau vom Geſchäft! Sie hat noch genug von ihren Sachen. Wenn ſie weniger ihr Herz an das Getändel hinge! Aber ſie hat keinen Sinn für mich. Vielleicht wird es anders, wenn das Kind da iſt."

Hinter beiden folgt ein Kärrner mit einem Hundewagen.

Hanna wird unſanft aus ihren Träumereien geſchreckt. Michael und der Kärrner laden den Tuchſtapel auf. Hanna muß auf die Treppe, leuchten.

„Heute geh' ich zu ihm," flüſtert ihr Jehuda zu.

„Unter der Stufe liegt ein Bund Lichter."

„Er hat mir ein Gedicht für Euch verſprochen, die Ballade der ſchönen Mirjam Nunez."

„Still."

Michael und der Kärrner tragen das letzte Stück hinunter.

„Ich gehe nicht allein, der Maler Rembrandt will ihn ſehen."

„Rabbi Jakob, ſpielt nicht mit der Gefahr!"

Michael kommt die Stiege herauf.
„Nun ist deine Kammer leer, Hanna. Du kannst den Vorhang abreißen.“
„Wirst du sie nicht mehr benützen?“
„Nein, ich habe ein Lager am Hafen. Es ist gut so, wir brauchen dann einen Raum für das Kleine.“
Hanna geht in die Kammer. Wie sie die Schnur des Vorhanges lösen will, befällt sie ein Schrecken: er sorgt für das Kind, er wird seinen Teil an ihm fordern! — Noch lebt keine Gewißheit ihres Friedens.
Sie tritt zu den Männern hinaus.
„Ich will den Vorhang hängen lassen,“ spricht sie rauh und wendet sich in die Küche.
„Siehst du Jehuda, es ist nicht leicht mit ihr. Aber — es war doch ein guter Tag!“
Der Rabbi steigt hinunter. Am Fuße der Treppe wartet er, bis Spinoza die Tür geschlossen hat, dann tastet er unter die letzte Stufe.
Der Weg seiner Barmherzigkeit ähnelt dem des Diebes.

+

Der Rabbi trifft den Maler über der Bibel.
„Auch Ihr?“ Seine Frage klingt enttäuscht.
„Fürchtet nicht, daß ich Euch ins Gehege steige, Rabbi Jehuda. Mein geringes Latein taugt nur zur Lektüre.“
Rembrandt zeigt auf einen Haufen übereinander geworfener Bücher.
„Das ist meine Bücherei. Hier die feierliche Folioform, das Wundergewebe einer Weinranke, tief ins weiße Leder gepreßt, und dieser köstliche Silberbeschlag! Was muß das für ein Mann gewesen sein, dessen Geist in einer solchen Schale aufgefangen ist!“
Der Rabbi betrachtet die fremden lateinischen Worte des Titels mit Scheu.

„Eigentlich habe ich nur die Bibel gewissenhaft und mit Freuden gelesen," bekennt der Künstler. „Ich muß sie immer wieder lesen, sie enthält unerschöpfliches Leben."
„Auch bei Da Costa findet Ihr sie."
— Sie biegen in die schweigende Vlooienburg. Das enge Gäßchen ist leer und totenstill.
„Hier wohnt Michael de Spinoza," flüstert Jehuda und blickt zu den dunklen Fenstern hinauf.
„Er hat auch einen Stein geworfen."
Der Rabbi nickt traurig.
Dann sind sie zur Stelle. Jehuda pocht siebenmal an die Türe des Lagerhauses. Sie warten lange.
Jehuda befühlt mit zitternden Händen die Spuren der Steinwürfe.
Ein leises Klopfen von innen wird von der Gasse her beantwortet. Behutsam öffnet sich die Tür.
„Wer ist der Fremde?"
Rembrandt nennt seinen Namen selbst.
„Nun — da Ihr mit Jakob Jehuda kommt, tretet ein, doch erschreckt nicht, wenn Euer Fuß etwas Weiches tastet ... Ich hoffe, Eure Nase ist nicht allzu empfindlich, Ihr wohnt ja in der Nähe."
Seine Stimme klingt dünn und unsicher, wie die eines Menschen, der viel allein ist. Er geht voraus, eine Laterne hochhaltend, aufgerichtet, freien Schrittes.
Sie steigen einige Stufen nieder. Rembrandt hat Mühe, in dem verpesteten Dunste zu atmen. Er setzt seine Füße vorsichtig. Jeder Tritt ist von der raschelnden Flucht des Ungeziefers begleitet.
Da Costa leuchtet in einen Winkel. „Rsch!" feifend fährt ein Rattenhaufe auseinander; er weidete über einer Fäulnis.
Sie erklimmen einige glatte Stufen.
Da Costa öffnet die Lattentür seines Unterschlupfes und hängt die Laterne an ihren Zughaken. Der Modergeruch ist ge-

schwächt, da gegenüberliegende Luken die Luft zweier Höfe durchstreichen lassen.
Der Rabbi legt Hannas Gabe auf den Boden nieder und klärt den Befangenen über seinen Besucher auf.
In einer Ecke hängt, einer häßlichen grauen Spinnwebe gleich, das Lager des Einsamen, eine Matte, aus zerschlissenen Säcken. Zu ihr ragt auf vier Pfosten eine umgelegte Holzkiste empor, sie birgt ein Durcheinander von Lumpen und Nahrungsresten; über ihrer oberen Wand häufen sich Bücher und Papiere. Alles bedeckt dicker, flimmernder Staub. In die Tragpfosten der Kiste sind rostige Nägel eingeschlagen und starren wehrhaft wie ein gesträubtes Igelfell. Vier niedrige Fässer und eine kurze Leiter vervollständigen die Einnistung.
Der Künstler hat sich fester in seinen Mantel gehüllt. Der feuchtkühle Hauch des Mauerwerks preßt seine Brust.
Da Costa ergreift Rembrandts Hand und führt ihn unter die Laterne.
„Ich habe Euch ein klägliches Schauspiel geboten, doch Ihr dürft nicht gering von mir denken. Das würde mich schmerzen; mehr als die Steine. Ich war unbewaffnet, konnte mich nicht stellen."
Rembrandt errötet: er war mitleidig gekommen, Da Costa verbittet das Erbarmen.
„Ich wollte Euch meine Hand reichen, falls Ihr Hilfe bedürft."
„Ich danke, danke vom Herzen," erwidert der Einsame und weist einladend auf die Fässer.
„Durch Euren Besuch habt Ihr mir mehr getan, als Ihr mir sonst tun könnt, Mijnheer. Ich habe mich ja abgefunden. Ihr werdet diesem Raume eine gewisse Wohnlichkeit nicht absprechen können. Es läßt sich immerhin leben, seit Rabbi Jehuda das Gesetz übertritt und eine barmherzige Frau diese Höhle erhellt. Mein Verdienst genügt, den Hunger zu ver-

gessen. — Bevor der Rabbi gekommen war, das war die böseste Zeit. Nur manchmal kehrt die Angst zurück, die Angst vor der Größe seines Opfers!"

„Ihr sollt nicht so reden, Da Costa," murmelt Jehuda, „Ihr habt unmenschlich gelitten. Ihr seid dem Wahnsinn nahe gewesen."

„Sagt mir das oft vor, Rabbi! Nur im Wahnsinn habe ich Euer Opfer annehmen können."

„Nicht mir habt Ihr's zu danken."

„Immerhin. Auch Ihr werdet mein Gewissen verstehen, Rembrandt Harmensz. Er ist von Jugend auf in die Schlucht des Gesetzes gezwungen, umdunstet von den Wolken peinlichster Vorschriften, bei jeder Bewegung tausendfältig bewacht. Wie groß deren Rache ist, die diese Schleier hüten, habe ich an meinem Leben erfahren. Wenn ich je vernähme, daß Euer und jener Frau Erbarmen entdeckt sei, ich müßte in der kümmerlichsten Verzweiflung sterben."

„Seid ruhig. Ihr quält Euch um ein Gedankending. Ihr kennt meine Vorsicht."

„Um ein Gedankending! Was kann die erlesenste Qual bringen? Nur ein Gedankending! Das ist der Fluch, den allein der spitzfindige Judengott erdenken konnte, da er den Erkenntnisbaum in Edensmitten pflanzte. Die Vernunft ist mit dem Tode belegt. Aus dem Schwerte des Erzengels lohten die Flammenworte: Du sollst von nun an denken müssen!"

Seine Silben überstürzen sich, seine Stimme hallt vom Gewölbe.

„Mein Leben ist zertreten, weil ich einem Gedanken nachgehangen habe. Soll ich Euch auch noch mitreißen, Jehuda, wo Euer Erbarmen mir den letzten Stolz bewahrt hat? — Ihr kennt mein Verhängnis nicht, Rembrandt Harmensz."

Er deutet auf den schimmernden Griff eines Degens, der in der Nähe seiner Lagermatte von der Mauer hängt.

„Ich habe Kleider getragen, die zu dem Damaszener paßten. Die ritterlichen Künste waren mein und meinen Gedichten haben schwärmerische Damen gelauscht, Kavaliere um meine Freundschaft gebettelt. — Aber von einem Buche war ich behext, von dem schrecklichsten Buche, das die Menschheit ersonnen hat, unter dem die Menschheit liegt, wie unter einem ewigen Gewitter, für das sie ihre ärgsten Feinde liebt und ihre besten Freunde mordet. — — Worin liegt diese Macht? Wo ist der Schlüssel versteckt, den Zauber zu sprengen? Das war meine quälende Frage, mein tödliches Gedankending.

Die Kirchenväter hatten keine Antwort; Augustin, das Feuer, ist vor der Frage erloschen, und die Beredsamkeit des Thomas stumm geblieben. Ich habe die katholische Konfession von den Schultern geworfen wie einen ausgedienten Mantel.

Vor der Synagoge habe ich mich in den Staub geschlagen: Du lagest an den Quellen, deine Milch ist süß vom Mannah, mich dürstet! Ich habe den tönenden Bußreden des Chacham Uziël gelauscht, Saul Lewi Morteira hat mir die Kabbala aufgetan, aber mein Gaum ist verdorrt geblieben. Scheel haben die Rabbi gesehen und, gefragt, sich unter papierenen Zitaten geblähet. Sie wurden zornig, weil sie verstummen mußten, und haben Demut gefordert, wenn ihre Armut durchblickt war. Ich habe mich, gerüstet mit dem Witze zweier Kirchen, zurückgezogen und eigenmächtig die Hand an das fürchterliche Buch gelegt.

Mein Haar ist darüber vor der Zeit verblichen. Aber ich habe die Pfeiler der Testamente schauen gelernt: die Angst und die Hoffnung ... Die rostige Angstkette des alten Bundes war mit der Jenseitsbotschaft vergüldet worden — die Kabbalisten bedeckten sie noch mit den schwerduftenden Blüten eines Allewigkeitslebens. O, süßeste Menschheitslüge! Lüge der ewig lebendigen Seele!

Sie haben mich mit ihrem Bannfluch beworfen. Der Arzt De Silva hat einen Traktat geschrieben: ‚Über die Unsterblichkeit, gegen einen Widerspruchsgeist.‘ Ich habe ihm geantwortet. Die Rabbiner sind zu den Prädikanten gelaufen. Ha — haaa! Ich hatte den gemeinsamen Köder angetastet! Sie haben gemeinsame Sache gemacht. In der Peinkammer haben sie mir das Versteck meiner Bücher erpreßt, sie mir genommen, meine Schriften genommen, mein Vermögen. Dann ließen sie mich laufen.

So ist an einem Maientage des Jahres sechzehnhundertvierundzwanzig zu Amsterdam die Unsterblichkeit der Seele bewiesen worden.

Als einen halben Narren, an dessen Rock die Ratten nagten, hat mich Rabbi Jehuda hier gefunden. Nun werdet Ihr sein Wagnis verstehen ...“

Rembrandt ist schaudernd an eine Wand gewichen, Jehuda hat sein Gesicht in die Hände vergraben.

Das dumpfe Schweigen drückt das Gewölbe nieder.

Da Costa steht unbeweglich, die beiden andern wagen kaum zu atmen.

Da knistert es leise. Eine weißgesprenkelte Ratte huscht zu dem Lichterbund. Und husch, aus allen Winkeln und Ritzen mit blitzenden Äuglein auf das duftende Unschlitt zu: ein wirbelndes Gedränge mit hundert ringelnden glatten Schwänzen.

Eine Ratte pfeift kläglich. Da Costa erwacht, starrt auf das Wirrsal, erlangt behutsam ein Faß und läßt es donnernd zu Boden schlagen. Hurr, ist der Spuk entschwunden, in alle Winkeln und Ritzen, schneller, als das Auge zu folgen vermag.

Jehuda ist aufgefahren, Rembrandt faßt ihn beim Arm: „Fort!“

Da Costa nähert sich zögernd dem Künstler, er schaut ihm betrübt in die Augen.

„Graut Euch vor mir?“
„Ich muß an die Luft ... verzeiht ...“
Da Costa führt die Besucher eilig und besorgt zur Tür.
„Ich habe Euch erschreckt, vergebt mir ... seit Jahren habe ich keinen Umgang ... Jehuda nimmt mein Wesen hin.“
„Gott schenke Euch Frieden,“ flüstert Rembrandt erschüttert und greift nach der Hand des Unglücklichen.
„Amen,“ klingt es leise zurück.

Überwältigende Erlebnisse einer Vollnatur tragen das Antlitz des Traumes, sie betäuben den Kraftvollen für ihre Stunde.

Ihm, der mit hundert Sinnen alles umklammert, was in der Bahn liegt, da seine Brust sich weitet für hundertfältiges Leid, für hundertfältige Lust, hebt sich ein neuer Tag aus dem Traume, der, herrlicher als der alte war, die verborgenen Knospen entfaltet und heimliche Wässer entquillen läßt.

Das Überwältigende erhöht den Kraftvollen wie schwellende Erdfeuer die Bergesgipfel.

Den Halbnaturen ist das Erlebnis ein ewig lebendiger Dämon.

Sie sind die Kornhalme, die, vom Sturm getroffen, am Boden bleiben und kümmerlich der Sichel entgegenreifen. Sie sind der Zorn des Schnitters, der Gram des, der sie säte.

Hat sie die Lust erfaßt, so sinken sie taumelnd ins Moor; hat sie der Schmerz gewürgt, so tragen sie fortan Sack und Asche.

Sie können nicht gestalten, nicht mit offenen Augen träumen.

Sie erringen kein Erwachen.

Sie müssen nicht von der gewaltigen Stunde entwaffnet werden, die Wehrlosen.

Ihre Kunst ist: sie können sich schicken.

Wehe ihnen, wenn die Stunde kommt und sie mit einer Lust

oder einem Schmerze befällt, sie, die mit offenen Augen nicht träumen können!

Der holländische Winter ist ein strammer Junge mit roten Backen und straffem Flachshaar. Er schwingt seine lange Peitsche und läßt sie lustig knallen und pfeift sein Lied.

Der holländische Winter liebt sein Land, wie ein junger, übermütiger Generalkapitän. Er zerbläst gern den Edelmarder der Kaufmannspelze bis auf die lichten Grundhaare. Er lugt mit blinken Augen durch die Fensterrauten auf die stattlichen Hausfrauen in der Kramkammer und belauscht den Gesang des Feuers unter den blaubemalten Kaminkacheln.

Nur Arme, Hungernde will er nicht sehen; er läßt die Peitsche über ihren Rücken fahren, wo er sie findet. Er weiß den Amstelherren Dank, die ihm durch zahlreiche Versorgungshäuser und Gefängnisse das Henkeramt erleichtern.

Der Winter rafft einen Arm voll Flocken und wirft das Geflimmer mit fröhlichem Hui gegen die Atelierfenster Rembrandts, daß sich die warmen Scheiben mit einem weißen Sternenschleier überkleiden, der, allmählich zerperlend, gelöst wird.

Der Meister tritt von seiner Leinwand, senkt den Pinsel und neigt den Kopf zurück. Sein Blick ruht zärtlich auf den Zügen eines Fräuleins, dessen schalkische Augen unter dem Breitrande des Federhutes vertraulich hervorgrüßen, dessen lächelnder Mund zu einer Frage gespitzt ist, die keiner Antwort bedarf.

Des Künstlers Gebaren mag allzu unsachlich werden, denn eine Dame mit länglichdünner Nase und schmalen Lippen wispert, des Fräuleins Schulter berührend: „Immer heftiger wird das Gestöber. Wir müssen aufbrechen, Saskia. Rembrandt Hermensz wird auch schon müde sein."

„Nein! Nicht im geringsten! Noch einen Augenblick, Mevrouw Silvius, und das Wetter ist verflogen!"

„Zu oft habt Ihr mich des versichert, Mijnheer van Ryn — auch könnte mein Gemahl besorgt werden."
„Der Oheim," meint das Fräulein, „sitzt jetzt über seiner Predigt für die Tuchmacher. Er denkt gewiß nicht an uns."
Allein die ältliche Dame findet, es sei hohe Zeit. Sie hüllt sich in einen großen, verbrämten Mantel, der wie eine endlose Kapuze vom Scheitel bis zu den Fersen fällt.
Saskia verweilt zögernd bei einer Kupferplatte, auf der das volle Licht des Fensters liegt.
„Nun seh ich die Ratten ganz genau!"
Der Künstler neigt sich zu ihr.
„Wie kann Euch nur solch Ungeziefer inflammieren," krittelt Frau Silvius schaudernd.
„Der Giftmischer ist die Hauptperson, er bringt sie gewiß alle um."
Rembrandt nimmt den Mantel des Fräuleins und legt ihn sorgsam um die blühende Gestalt.
„Von meinem neuen Auftrage habe ich Euch noch nichts erzählt. Prinz Frerik Hein hat eine Kreuzabnahme bestellt."
„Was Ihr nicht sagt," ruft die Prädikantin. „Meinen Glückwunsch! Da müßt Ihr uns berichten — übermorgen. Mein Gatte wird erfreut sein."
Saskia schweigt, nur ihre Augen leuchten.
Rembrandt küßt höflich die Fingerspitzen der Frau und geleitet die Damen zur Tür. Dort erhascht er unbemerkt die Hand des Fräuleins und preßt sie an die Lippen.
Die Wolkendecke ist zerrissen, die Novembersonne schüttet ihren Reichtum in das Atelier.
Wintersonnenschein, dreifach gesegneter!
Rembrandts Brust atmet hoch in Hoffnung und Jubel. Er hat es verstanden, das Leben zu meistern.
Von der luftigen Anhöhe vor der Wittepoort zu Leiden, wo die Mühle seines Vaters die geschweiften Flügel kreisen läßt, war er täglich in die finstere Lateinschule gewandert, und ist

dort — zumeist einer der letzten — in argem Verdrusse gesessen. Unzählige Tränen der Mutter sind über sein Latein geflossen. Dann hat der Vater die ehrgeizigen Pläne aufgegeben: er soll in Gottes Namen seinen Willen haben und zur Malerei.
Drei Lehrjahre bei Meister Jakob und von da nach Amsterdam zu Pieter Lastmann. Beide Meister waren Italienfahrer gewesen, wie üblich; Lastmann aber hatte sein deutsches Gemüt bewahrt und seine Augen waren ihm vor der südlichen Farbenpracht nicht übergegangen, der Sinn für das heimische Dämmerlicht war ihm geblieben. Er lehrte Rembrandt die Kunst des Radierens.
Da ging die Sonne über des Jungmanns Leben auf. Ein jeder Tag war Frühlings- und Erntetag zugleich.
Gelobt sei die Stunde, in der sein Vater entsagte! Manch einer muß sein Leben unter dem fremden Joche verseufzen. Er hat sein Leben gewonnen, gelobt sei die Stunde! Sein Name ist gewachsen.
Dann kam eine Zeit des Unfriedens. Vornehme Häuser hatten sich vor ihm geöffnet. Er war beim Prediger Jan Kornelisz Silvius dem fröhlichen Fräulein Saskia begegnet. Allein die Frau Prädikantin sah sehr auf Namen und Stand. Man zollte seiner Kunst Lob, doch blieb er der Leidener Müllerssohn, und die Damen legten ein zwiefach Mäntelchen der Zurückhaltung um ihre Schultern, wenn sie mit ihm sprachen: Künstler haben keine Sitten.
Oft atmete er befreit auf, wenn er den gastlichen Patrizierhäusern den Rücken kehrte, und setzte sich in eine der vielen rauchigen Schenken, um andere Menschen zu hören, deren Worte nicht auf der Schneide tanzten. Allein er saß einsam, während die anderen schlemmten und sangen, fluchten und spielten. Er dachte an das Fräulein und war auch hier fremd.
Es kam die Zeit des Zweifels, die das innere Auge verschleiert. Beide Gemälde, die seinen Namen aus dem Alltagsstaub gehoben hatten, über die hundert Lobreden ohne Schaden

geflossen waren, bestanden nicht mehr vor seinem Willen: die „Heilige Familie“ schmeckte italisch, das Kind allein ließ er gelten, und die „Darstellung“ erinnerte an die Schaubühne.
In seinem Unfrieden wandte er seine Blicke auf die Verachteten, die Lumpen, die Bettler. Wahrhaftig, mit allen ihren Gebrechen, sollten sie unter seiner Radiernadel erstehen.
Da sah er eines Tages, wie unterwürfige, dienende Händler zu haßverzerrten Richtern wurden und ihre geringe Menschheit in einer Fluchwoge bäumten, die einen Elenden begraben sollte — um ihres Glaubens willen.
Und er sah, wie der Geächtete in seiner Rattengruft lohenden Auges aufrechtstand und an den ewigen Schleiern riß — stark seines Glaubens wegen.
An jenem Tage enthüllte sich sein inneres Auge: greif dem Leben in die atmende Brust und fasse sein schlagendes Herz, es wird dir nicht entgehen; bricht dein gehetztes Roß am Strande nieder und hat die Barke des Glückes abgestoßen, so spring ihr nach ins Meer — es muß dir gelingen, nur halte in allem dein Eigentum, deine Art fest, denn sie ist deine letzte Wahrheit.
Rembrandt radiert das Erlebnis des Samariters. Wer das Werk sieht, erbebt vor dessen Unmittelbarkeit. So, so muß es gewesen sein! Ein Stück Leben voll Menschenhandlung, vom Menschen erzählt, keine Legende.
Was kein Gottesgelehrter zu denken und was kein Zweifler laut zu sprechen wagt, Rembrandt wagt es in seiner Sprache: er hebt die Bibel von ihrem prunkenden Geheimnispostamente und gibt dem Gotteswort das menschliche Gesicht wieder. —
Jakob Jehuda tritt ins Atelier.
„Und ich mußte Euch erst bitten lassen, Rabbi?“
Rembrandt führt den Gelehrten zum Kamin.
„Warum versteckt Ihr Euch hinter Euren Büchern?“

Der Rabbi hat Platz genommen. Er sitzt gebückt, sein Gesicht ist verfallen und blaß.
„So oft Ihr mich ruft, will ich mit Freuden hierher eilen. Könnte ich Euch nur öfter dienlich sein!“
„Ungerufen sollt Ihr kommen. Ihr seid zu einsam.“
„Hier ist die Lebensfülle, Rembrandt Harmensz. Ich fürchte, daß ich Euch beneiden könnte. Ihr wollt Modelle zu einer Kreuzabnahme, wie Ihr schreibt; ich bitte Euch noch einige Tage zu verziehen, dann bin ich gerne bereit.“
„Seid Ihr krank, Rabbi!“
„Es ist vielleicht der Winter.“
Rembrandt füllt zwei Weinkelche. Er zeigt dem Rabbi seine jüngsten Studien. Vor Saskias Bildnis bleibt Jehuda lange stehen.
„Hier ist das Leben,“ murmelt er. „Nur eines ist mir wundersam, daß Ihr Euch in der Judenbuurt angesiedelt habt. Wenn Ihr aus der Üppigkeit der Amstelbürger in die schleichende Hast des Ghettos tretet, muß Euch der Tag in trübe Nacht verwandelt scheinen.“
„Ihr seht düster, Rabbi. Euer Volk trägt einen Zug geheimer Schönheit, der meiner Kunst unentbehrlich ist. — Da habe ich neulich den alten Trödler Schemajah in Brokat und Seide geworfen; ich habe ihm bedeutet, er sei ein Patriarch. Und er reckt seine Gestalt um Kopfeslänge, seine Stirne dehnt sich, und sein Mund schließt sich in unsagbarer Würde. Solange ich zeichnete, hat der Geschwätzige kein Wort gesprochen und mit halbgeschlossenen Lidern zu mir niedergesehen, als zu einem der Geringsten.“
„Wir sind nur die besseren Komödianten,“ antwortete Jehuda, einen kunstvollen Sarazenenschild betrachtend. „Unsre Blicke leben in einer fernen Zeit. Unsre Gebete sind alt geworden.“
Der Künstler faßt den Rabbi am Arme.
„Was ist Euch zugestoßen!“

„Ihr könnt mich doch nicht verstehen, Rembrandt Harmensz.“ Er nimmt den Mantel um. „Wenn Euch meine eingefallenen Augen bekümmern ... ich kann nicht schlafen ... mich quält die Sorge um das Leben einer Frau. Wie gesagt, in einigen Tagen bin ich bereit.“

+

Die Prädikanten haben es durchgesetzt, daß die Tuchhändlergilde auch dem Tage ihres einstigen Patrons untreu geworden ist; es gibt keine Heiligen mehr in Holland. Sie sind zugleich mit dem spanischen Kriegsvolk landesverwiesen worden. So waren die Gildewahlen vierzehn Tage vor Sinterklaas erfolgt und die Namen der neuen Regentschaft dem Magistrat vorgelegt worden. Das Gildefest folgt der amtlichen Beglaubigung.

Aber was für ein Geist ist in diesem Winter unter die sonst so friedsamen Gildebrüder gefahren!

Die Fenster der Laken-Hall müssen während der Wahl aufgerissen werden, denn die Ehrsamen glühen und dampfen vor Erregung. Fast über jeden Kandidaten, den Herr de Vries seitens der Regentschaft vorschlägt, bricht ein heftiges Ungewitter entgegengesetzter Meinungen nieder. Als Pieter Reezers Name verlesen wird, verstummt die Laken-Hall plötzlich. Ein jeder lauert. Wer wird für, wer wird gegen ihn sprechen?

Unbestimmte Gerüchte gehen unter den geringen Kaufleuten, daß der Signeur zur Kompanie abschwenken wolle. Und die „Herren“ ihrerseits sind des neuen Mannes noch nicht gewiß. Gleichwohl spricht De Vries für Reezer. Er hat sich noch nicht völlig erklärt, als von allen Seiten ein unbändiges Geschrei erschwillt, so daß sich das Pflaster vor der Laken-Hall mit Menschen bedeckt, und die Straßenjungen in hellem Jubel ihre Mützen bis an die Fenster hinauf wirbeln.

Der Lärm von draußen, das Getöse drinnen wird endlich

dem guten Pieter Keezer doch zu arg. Er ſpringt auf den grünen Tiſch der Regenten, daß die Tintenfäſſer tanzen und die Papiere fliegen, ſtemmt die Fäuſte in die Hüften und läßt ſeine zornfunkelnden Augen von Schreihals zu Schreihals wandern. Noch haben ſich die Regenten von ihrem Schreck nicht erholt, als auch ſchon das Gebrüll in allen Kehlen feſtgenagelt ſteckt.

„Willſt du Pieter Keezer zum Oldermann wählen, Govert Neuskijker," ruft der Signeur mit Donnerſtimme. „Und du, Jas Daal, und du, Barend Schob, und du — und du!" Er zeigt auf einen jeden mit der Fauſt. — Tiefe Stille.

„Was ſchreit ihr alſo, wenn ihr mich wollt!"

„Du ſollſt bei uns bleiben und nicht zu den Herren gehen," meint Derk Zwemmel hinauf.

„Wer ſagt dir denn, Derk, daß ich will?"

„Wir haben's auch gehört!" ſchreien einige.

„Dann putzt euch den Dreck aus den Ohren, daß ſie nimmer töſen! — Das glauben die Herren ſelber nicht," fügt er knurrend bei.

Die „Herren" lächeln nur.

So iſt Pieter Keezer zum Oldermann erwählt worden und hat, was ihm dabei am meiſten gefällt, den „Herren" ſeine Gewalt gezeigt. —

Die drei Oldermänner und die achtundzwanzig Geſchworenen fahren in ſtolzen Karoſſen mit ihren Ehegenoſſinnen über den Dam, um in der Neuen-Kirch ihre Predigt zu hören. Ehedem zog die Gilde in ſtattlichem Zuge dahin, am eigenen Altare zu Füßen des Sinter Klaas fromm zu knieen. Voran ſchritten, geführt vom Gildeboten, Herolde und Trompeter. Der erſtgewählte Oldermann ließ den Edelſteinbeſatz des Kommandoſtabes funkeln. Alle Regenten trugen dicke Goldketten um den Nacken. Sie umringten das St. Niklasbanner. Ihnen folgten die andern Gildebrüder und dann die Frauen, in vollem Prunke herzerfreulicher Wohlhabenheit.

Das war ehedem, als noch Sankt Niklas in Ehren stand. Jetzt lehnt sein Banner steif an einem Kirchenpfeiler und sein Heiligenbild drückt sich scheu an die kalvinische Tünche. Der Gildebote blättert in den dicken Gesangbüchern und ordnet sie auf den Pulten. Er hat den Regentenstab und seinen Botenstecken zum Banner gelehnt.

In aller Stille nehmen sie Platz und singen. Dann besteigt Jan Kornelisz Silvius die Kanzel. Er predigt von der Mühsal der Erde, und die weißen Mauern hallen so leer. Er predigt von der Herrlichkeit des Himmels, und die kahlen Wände schauern.

Froh reiben sich die Gildebrüder die Hände, als sie wieder in den Sonnenschein treten. Der Abend soll sie doppelt erwärmen in der Laken-Hall.

Der Gildebote hat das Banner und den edlen Stab in ein Tuch geschlagen und geschultert, er trägt die Ehrenzeichen fröstelnd ins Kaufhaus hinüber. Dort, im großen Saale der Niklasgilde, ist ein Schwarm von Kontordienern emsig: zwei lange Tafeln sind aufgeschlagen und werden mit schimmerndem Damaste gedeckt. Simon trägt einen Arm voll hochstieliger, getriebener Pokale herein. —

Im Glanze von hundert schlanken Kerzen leuchtet der Saal. Die Tische sind mit Silber und Zinn überladen. Aus Metallkörben quellen südländische Früchte. Auf runden Platten liegen dünne Marzipantorten, die mit bunten Federpfeilen besteckt sind. Daneben duften, hochgetürmt, die Brote. Die Gildebrüder sind bis auf die drei Oldermänner versammelt. Einem jeden ruht an farbigem Bande das Gildezeichen mit dem alten St. Niklasgepräge auf der Brust. Jedoch die Bandfarben sind nicht durchwegs dieselben. Die Mehrzahl trägt die Hausfarbe der Oranier, die andern aber die Dreifarb der Republik: die Orangisten — die Republikaner. Auch in dem Federschmucke der Hüte macht sich Gesinnung geltend.

Da tritt im Pagengewande Simon de Vries ein und ruft laut in den Saal: „Die Oldermänner!“
Die Spielleute setzen mit einem fröhlichen Tusch ein.
„Jost de Vries — Joris Bakker — Pieter Keezer! Heil unsrer Gild!“
Den Oldermännern wird von den drei ältesten Kanzlisten das Gildehorn kredenzt. Dann wandert das Horn zu den Geschworenen und muß mehrmals neu gefüllt werden, bis es beim jüngsten Gildebruder, Jarig Jelles, den Rundgang endet.
Sie legen die Hüte ab, das Schmausen und Zechen hebt an. Vorerst gilt es, den mächtigen Hunger zu stillen; die meisten haben auf die üppige Aussicht hin tapfer gefastet. Man bespricht halblaut die Predigt; einige Scherze über die Wahl finden wenig Teilnahme; meist lobt man Essen und Weine. Gesulzter Kalbsfuß und gefüllter Magen finden begehrliche Gaumen, namentlich bei den Geringeren, während die Herren ihre Messer in zartes Kaninchenfleisch versenken. Pieter Keezer hat ein starkes Huhn auf seinen Teller gerollt und knackt dessen Gelenke. Zwischen den Fleischgängen werden Schüsseln mit gepfeffertem Erbsenbrei und Pasteten mit stark gewürztem Gemüseragout herumgereicht; man schneidet sich dafür Löffeln aus Brotrinde zurecht. Reich fließen die edlen Weine von Ay und der Bourgogne, vom Rhein und der Donau. Schließlich steigt die schwere Blume des Cyperweines aus den dünnwandigen Klinkgläsern, die statt des Fußes eine Silberschelle tragen. Zum Cyperwein kauen sie Marzipan und hundert anderes Backwerk.
Kein Wunder, daß die Stirnen der Gildebrüder brennen und die Augen funkeln.
Inmitten der Orangisten sitzt Derk Zwemmel. Der hat sehr an Ansehen gewonnen, seit er dem gewaltigen Signeur Pieter am Wahltage seine Meinung sagte. Er trägt auch das breiteste Oranienband.

Derk gegenüber lehnt der junge Jarig Jelles an der Wand und schaut nachdenklich in die Flammen eines Leuchters — dieser Jarig mit seinem endlosen, dünnen Hals und seiner scharfkantigen Langnase ist den Gildebrüdern ein Rätsel geblieben, so sehr man ihm, seit er den Tuchwinkel am Singel offen hält, beizukommen trachtet. Er redet nicht und geht mit gesenktem Kopf; er weiß gewiß nicht, wie er mitten unter die Orangisten gekommen ist mit seiner Dreifarb.
Da fällt der feuchte Blick Derks auf den Träumer.
„Jarig, sollst leben und die Freistaaten!"
Die monarchistisch gesinnte Umgebung Derks grinst.
Jarig schreckt auf. Er sieht die roten Gesichter mit den glänzenden Lippen, breiten Zähnen, glotzenden Augen; er sucht sich zu entfernen.
Kris Tronk aber greift ihn am Gürtel.
„Willst fort Jelles, zu deinen lieben Brüdern nach Rijnsburg?"
Jarig müht sich vergeblich loszukommen. Das laute Gelächter erregt die Aufmerksamkeit des ganzen Saales.
... „Er ist wohl taufgesinnt? ... Hast dich wiedertaufen lassen, Jarig?"
„Er will's noch heut," schreit Derk Zwemmel und schwenkt mit einem vollen Klinkglas um die Ecke.
Jarig ist ein wenig blässer geworden und zerrt wortlos an den Fäusten Kris Tronks; der aber hat Fäuste wie ein Fuhrknecht. Endlich löst er die Gürtelschnalle und entkommt.
„Wiedertaufen ..." lallt Derk und tappt ihm nach.
Erhebt sich der Leineweber Jan Teunissen, sieben Fuß hoch. Er schlägt mit der flachen Hand auf den Tisch, daß es kracht.
„Wollt ihr Frieden halten!"
„Brauchst nicht zu brüllen, Jan Teunissen, bist auch so einer," ruft drohend Govert Neuskijker. „So einer, der auf des Herrgotts Mantel schielt, als müßt er geflickt werden!"

. . . „Sollen froh sein, daß sie leben, die Kollegianten! . . . Die taufgesinnten Herrgottsleugner! . . . Die Rebellen mit der Dreifarb! . . . Hoch Frerik Hein!“
Die Orangisten springen auf: „Hoch Frerik Hein!“
„Ihr werdet dem keine Krone auf seine Pomeranze stülpen,“ überdonnert Jan Teunissen die Königsgesinnten.
„Waaas! Du mußt auch noch in den gelben Apfel beißen,“ brüllt Zwemmel und schüttet einen großen Korb voll Orangen gegen Teunissen über den Tisch, so daß sich Gläser und Kannen klirrend ergießen.
Da dringt die Stimme Josts de Vries durch das Getümmel.
. . . „Still der Oldermann!“ . . .
De Vries steht dicht umringt.
„Habt ihr vergessen, Gildebrüder, daß unserer Freiheit Boden noch rot ist vom Marterblut unsrer Väter? Habt ihr vergessen, daß wir selbst in jungen Jahren noch Haar gelassen haben für unser freies Land? Wir Oldermänner tragen die Dreifarb zu Ehren von Oranien. Weh uns allen, wenn Oranien je nach der Krone griffe und ein Volk von Knechten zwingen wollt', wo er jetzt ein Volk von Freien führt. Dann hätten wir das erlauchteste Geschlecht in Niederlanden verloren, denn nimmer werden sich unsere Nacken beugen! — Das ist die Blutsaat unserer Väter, in die ihr nimmer euer Feuer legen sollt!
Und wollt ihr den Heiligen-Kreuzturm wieder auftun und die Marterzangen des Großinquisitors herausholen, weil andre vom Herrgott anders denken als ihr! Sind euch die Blutgeschichten der Großmutter zu lang schon aus den Ohren, daß ihr schreit wie die Henker des Alba? Hat Frerik Hein nicht selber die Remonstranten zu Amt und Würden gelassen, hier an der ketzersüchtigen Amstel?
Wir sollen friedsam sein und frei! Das haben die Väter gewollt. So halten wir die Macht, die alle Meere vor unserem Willen beugt.

Gildebrüder! Das freie Holland!“
De Vries schwenkt sein Glas. So Orangisten, als Republikaner, stürmen auf ihn ein mit hochgehaltenen Gläsern.
„Heil dem freien Vaterland!“
Dann geht Jan Teunissen auf Derk Zwemmel zu: „Das hat der Oldermann gut getan, Derk.“
„Das hat er auch, Jan.“
Sie schütteln einander kräftig die Hände.
Bis in den Morgen dauert der Gesang der Klinkgläser.

+

In der Dämmerung füllt sich die Küche mit Frauen, und Lea Leon hat zu schaffen, daß jede einen Bissen bekommt und einen Schluck tun kann. Sie sitzen auf Brettern, die über Sessel gelegt sind. Sie raunen und wispern, schütteln die fettglänzenden Scheitel und nicken einander mit bedeutenden Blicken zu, während die alte Lea Leon von einer zur anderen geht und zum Essen und Trinken nötigt. Läßt sie ein Wort über Hanna Debora fallen, so rücken die Frauen zusammen und recken die Hälse, um dann noch eifriger die Köpfe zu schütteln, zu nicken oder in ratloser Verwunderung die Knie zu reiben, als sei alle Weisheit der Welt mit ihrem Verstande zu Ende.
Da tritt schleifenden Schrittes Hanna Debora ein. Ihre Augen liegen tief in den Höhlen, ihr Blick ist nach innen gewandt. Sie scheint die Frauen nicht zu bemerken. Sie tritt ans Fenster und starrt ins Leere.
Ihre Lippen pressen sich fester aufeinander, ihr Blick ist verschleiert, sie schleppt unruhig in der Stube auf und nieder.
Eine Frau faßt ihre Schulter: „Nimm drei Myrtenreiser und wirf sie hinter dich, du mußt dabei den Namen des Herren anrufen!“
Jede bringt nun eilig ihren Rat an. „Nimm diesen Stein, er ist aus dem Jordan, drück ihn an die Herzgrube!“

„Bind' das Tuch um deinen Leib, es ist ein Barthaar Salomos hineingewebt, siehst du, der schwarze Faden!"
„Trink' drei Tropfen von dem heiligen Wasser aus der Tempelquelle!" — „Riech' an der Frucht!" — „Nimm diesen Ring unter die Zunge!"
Hannas Brust ist bald bedeckt von Amuletten.
Eine kniet murmelnd nieder und legt die Hände auf den Leib der Kreißenden. Hanna blickt hohl auf die Kniende — dann scheint sie zu sehen, ihre Stirne verdüstert sich. Sie schiebt die beschwörenden Hände fort und reißt die Amulette vom Hals, daß die Frauen entsetzt zurückfahren. Sie verläßt die Küche. Die Frauen drängen nach. In ihrer Kammertür richtet sie sich drohend auf. Dann läßt man sie. Die Frauen sind aufs höchste entrüstet. Eine einzige ganz alte Frau ausgenommen, die ruhig in ihrem Winkel sitzen geblieben ist, kämpfen alle zwischen scheinheiligem Bedauern und zornigen Verwünschungen. Sie lesen murrend die Anhängsel vom Boden auf.
„Vielleicht ist sie noch nicht so weit."
„O ja, sie ist so weit," antwortet Lea Leon.
„Hast du nicht gesehen, wie sie die Zähne zusammengebissen hat?"
„Sie wird umkommen in ihrer Kammer."
Da lauschen sie plötzlich auf: aus der Kammer klingt Lautenspiel.
Die ganz alte Frau trippelt aus ihrem Winkel zur Tür und horcht, den Finger an die Lippen gepreßt.
Das ist kein Lied, das jemals eine vernommen hat. Ein schreiendes, wildes Gebet, zu dem sich die Gottheit widerwillig neigen muß: ‚Ich lasse Dich nicht! ... Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!'
Die Frauen stehen schaudernd, sie atmen kaum.
Da fällt die Laute aufgellend. Hannas Stimme hallt herüber:

„Judith Pereira, Mutter der Mirjam Nunez, willst du mir helfen!“
Die ganz alte Frau nickt und verschwindet.
Die Zurückgebliebenen pressen die Hände ineinander und horchen.
Kein Schrei, kein Ruf aus der Kammer.
Da fallen einer Frau die ersten Worte eines Gebetes von den Lippen, eine nach der anderen stimmt ein. Sie beten und beten, sie haben ihre Kränkung vergessen, denn in ihnen allen wird die Erinnerung an ihre eigene Mutternot lebendig — sie fühlen sich eins mit der ringenden Frau in der Kammer.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die alte Pereira öffnet die Tür. Ihre großen, klugen Augen blicken hell.
„Lobet den Herrn, denn er ist freundlich!“
Die Frauen umdrängen sie.
„Es ist ein Knabe.“

## II

Hannas Blick ist mild geworden und ihr Mund weich. In der Kammer neben ihrem Lager steht ein kleines Bett, darin schlafen, eng aneinander geschmiegt, zwei Kinder. Das Mädchen preßt Gesicht und beide geballte Fäuste an die Brust des Knaben, der einen Arm um seine Schwester legt. Sie atmen tief und hingebend.
Hanna liest unter dem Scheine einer kostbaren Ampel.
. . . „Mutter . . . trinken . . .“
Sie stützt den Kopf des Knaben, der mit geschlossenen Augen die Flüssigkeit saugt und befriedigt wieder in die Kissen zurücksinkt.
Ein unsägliches Friedensgefühl durchwärmt sie. Ihr Blick gleitet über den Reichtum, der die Kammer erfüllt. Seit sie der kleinen Mirjam das Leben gegeben hat, ist ihr Umkreis verwandelt.

Um den Besitz des Erstgeborenen hat sie noch ihre ganze Leidenschaft einsetzen müssen.
Als er den Namen erhalten sollte, und Michael den des Großvaters wünschte, drohte sie vorzeitig das Wochenbett zu verlassen, wenn man ihrer Wahl nicht folge. Jehuda erwirkte Aufschub der Zeremonie, bis das Kind von seiner Mutter in die Synagoge getragen werden konnte.
„Er soll Baruch heißen: Gesegneter — denn er hat mein Leben aufgerichtet.“

Michael hat dann nur zugestimmt.
In jeder gewöhnlichen Sorgfalt, die der Vater dem Kleinen zuwandte, hat sie einen Raub abzuwehren gesucht. Ihr, nur ihr, sollte Baruch gehören! Das war für Michael ein schwerer Stand, denn er liebt seine Kinder. Als er aber sah, daß der zarte Knabe unter der eifersüchtigen Fürsorge gedieh, vergaß er den Ärger. Seit Mirjam gefolgt ist, sucht er Hanna zu erfreuen.
Sie hat gesiegt, wo sie am meisten gefürchtet hat. Mirjam ist der Preis: das kleine Mädchen gesellt sich zu den Stiefgeschwistern.
Baruch bleibt ihr. Er ist ihrer Art.
Seine großen Kinderaugen nehmen den nachdenklichen Ernst an, den sie am Auge ihres Vaters verehrte. Der kaum Fünfjährige legt zuweilen das Gewicht männlicher Entschlossenheit in seine kindlichen Taten, so daß ihr oft bangt. In allem aber bezeugt er ihr seine gläubige Liebe. Nur mit einem muß sie teilen, mit Jehuda. Und sie wagt nicht, Baruchs Neigung dem stillen Rabbi streitig zu machen. So oft die Eifersucht ihren Stachel regt, muß sie der Nacht gedenken, in der Jehuda ihr Bild geborgen hat.

Sie ist durch die Jahre ihrer Mutterschaft wie durch einen erblühenden Frühling mit den heftigen Vorstürmen und dem allmählichen Erstarken der Sonne gegangen. Sie erinnert sich kaum ihrer Schmerzen und Kämpfe. Was gelten ihr die schlaflosen Nächte an des Kindes Lager! Das waren nur die letzten Winterschauer im Frühlingserwachen.
Ihre Seele ist voll vom Glück, denn sie ist nicht mehr einsam. Sie verachtet die Frauen, die ihren Kindern Mutterliebe unter den quälenden Bildern der Mutternot und Mutterſorge lehren wollen. Ihr scheint es köstlich, um eines Kindes Liebe zu dienen, denn sie kennt keine würdigere. Und überall sieht

sie voll Zorn, wie die Würde der Kleinen getreten wird: Wo die zu ihren Gewohnheitslügen Erwachsenen barhäuptig stehen sollten in Verehrung unmittelbarer Wahrhaftigkeit, dort suchen sie nur ihre Falschheit zu pflanzen, an Stelle der edlen Reben das Wuchergewächs zu pfropfen. Und wie beseligend wissen Kinder zu lohnen, deren Würde Achtung findet! Unbesieglich im Glauben, mit aufleuchtendem Verständnis lauscht Baruch ihren Worten. Ihr Blick ist sein Gesetz und ihr Lächeln sein Recht. Offen liegt sein Herz, und er bringt alle Freuden und Zweifel, allen Kummer und jedes Behagen, bunt durcheinander, wie der Frühling die Blumen über die Wiesen streut, denn er weiß, seine Mutter wird alles, alles nehmen und treu bewahren.

Wenn sie auf der Laute spielt und singt, sitzt er mit träumenden Augen zu ihren Füßen, und sie wagt nicht die Laute aus der Hand zu legen, bevor sein Blick erwacht ist. Wenn sie liest, kniet er neben ihr. Sie muß ihm die Zeichen erklären. Ist er des spielerischen Lernens müde, beginnt er selbst zu erzählen: von David, der vor dem Könige sang, von Moses, der durchs Meer schritt, von Jona, der im Bauche des Fisches lag. Die Gleichnisse der Schrift sind für ihn abenteuerliche Erlebnisse. Er weicht den Foltergeschichten der alten Lea aus, wo er kann.

✣

Michael öffnet die Tür. Er ist vornehm gekleidet und kommt aus einer Versammlung der Teilgemeinde „Beth Israel". Er reicht der Frau einige dünne Hefte.

„Rabbi Jehuda hat mit mir diese Bücher gekauft — für Baruch. Er meint, du könntest ihn anfänglich selbst unterweisen."

Hanna errötet vor Freude, Michael tritt zu den schlummernden Kindern; die Frau legt leise ihre Hand auf seine Schulter. Er richtet sich erstaunt empor.

„Du bist gut zu mir, und ich habe dich oft gekränkt," flüstert Hanna.
Michael streichelt ihr zaghaft, doch mit stolzem Lächeln über den Scheitel.
„Sie haben mich heute zum Vorsteher gewählt. Ich habe mir gedacht, es wird dich freuen, wenn mein Wort im Rate der Gemeinde gilt."
„Du hast eine große Last auf dich genommen."
„Der Herr wird's lohnen an den Kindern. — Auch habe ich mit Ruben ben Ismael gesprochen, seines Hauses wegen auf der Houtgracht. Er hat es teuer an sich gebracht, denn es war neu erbaut worden, aber seine Geschäfte stehen schlecht — er hat von mir viel Geld genommen. Ich werde ihm nur mehr die Hälfte zahlen müssen. Er will nach Brasilien, dort hat der Statthalter Johann Moritz uns Juden Schutz zugesichert. — Es wird für dich gesünder sein auf der Houtgracht, dort hast du mehr Sonne."
„Und auch für dich ist mehr Raum," fügt Hanna bei, ihre Hand aus der seinen ziehend.
„Ja auch für mein Geschäft wird es gut sein," stimmt Michael trocken zu; dann verläßt er die Kammer.
Baruch setzt sich auf und heftet die großen Augen auf die Mutter.
„Meine Bücher, Mutter?"
Hanna beugt sich nieder.
„Hast du nicht geschlafen?"
„Ich bin auf geworden ... wie der Vater gekommen ist ... dann hab ich die Augen zugemacht ... Mutter, das sind meine Bücher!"
Die kleinen Hände greifen nach den dünnen Bändchen.
„Morgen, Baruch, jetzt mußt du schlafen. Mirjam erwacht sonst."
Sie zwingt ihn behutsam nieder und legt die Bücher neben ihn aufs Bett, denn seine Hand hat nicht losgelassen. Bald

atmet er ruhiger. Im Halbschlaf öffnet er seine Lippen: „... Bücher." —
Vor der Truhe Hannas kniet Baruch und müht sich über einer Tafel. Seine Finger pressen den Stift so gewaltsam, daß die Knöchel verblassen. Immer noch will es nicht gelingen.
Er bringt die Tafel zur Mutter, die am Fenster näht.
„Ist es so gut?"
„Schon viel besser, Baruch. Doch jetzt geh hinüber in die Küche. Samuel de Casseres ist gekommen; spiel' mit ihm."
Baruch trägt sein Werk langsam fort. Mit einem Tuche bedeckt er sorgfältig seine neuen Schätze, die Hefte, Tafel und Stifte.
Der erste Tag hat seine erste Enttäuschung gebracht.
Am Morgen dachte er jubelnd, daß ihn am Abend kein Geheimnis des Schreibens und des Lesens mehr bedrücken werde — nun ist er müde, und die Zeilen der Büchlein reihen sich aneinander zu einer endlosen Kette unbekannter Zeichen.
Sein sorgenvoller Blick streift das Buchgesims der Mutter.
Wie sollte er jemals so dicke Bücher bewältigen!
Er geht zur Mutter und blickt schimmernden Auges zu ihr auf.
„Du hast heute viel gelernt, Baruch."
Er schüttelt den Kopf und drängt enger an sie.
„Erinnerst du dich der Tulpenzwiebel, die der Rabbi dir im Frühling geschenkt hat? Sie war noch verschlossen, und du hast nicht glauben können, daß eine Blüte unter den Zwiebelblättern schlummere. Dann ist die erste grüne Spitze gekommen, weißt du noch? Und das Grün ist höher und höher gewachsen, die Blätter sind auseinandergefallen, und die blasse Knospe ist röter und röter geworden, schließlich aufgesprungen und war eine herrliche Blume. Weißt du, wie lange du darauf hast warten müssen?"
„Viele Tage."

„Viele Tage, Baruch."
Da klingen von der Türe her Kinderstimmen: ... „Mannah, Mannah schenkt der Herr in der Wüste, Mannah, Mannah!"
„Geh hinüber, Baruch, sie haben Pfeffernüsse."
Bei der Tür kehrt er noch einmal um, er zieht eines der Bücher unter dem Tuche hervor und nimmt es mit.

Mirjam und Rebekka schleppen lange Tücher, die sie um den Hals gebunden haben, und der Besuch schreitet mit mächtigen Schritten voran, eine Schachtel auf den Armen. Isaak folgt den dreien. Dann springt er auf einen Schemel und predigt. Samuel stellt feierlich die Bundeslade nieder. Sie setzen sich vor dem Prediger auf den Boden. Moses hat einen langen Bart aus zerfaserten Stricken um das Kinn gebunden.
„Mannah, Mannah schenkt der Herr ..."
Die alte Lea steht in einem Winkel und hat die Schürze voll Pfeffernüsse.
... „in der Wüste, Mannah, Mannah!"
Da rollen die süßen Dinger plötzlich aus der Schürze auf den Boden. Moses springt vom Schemel, Aaron läßt die Bundeslade im Stich, Mirjam und die Stiefschwester sind eilig aufgestanden — alle vier den Pfeffernüssen nach; jedem gehört, was er erwischt. Das rappt und tappt, stößt und mault, und die alte Lea hält sich den Bauch vor Lachen. Moses verliert den Bart; er ist der Älteste und Stärkste, sein Sammelplatz ist ehrfürchtig gemieden. Samuel stopft, soviel er kann, in den Mund, seine Backen blähen sich zum Zerspringen. Rebekka und Mirjam durchstöbern die Winkel, dort können sie am ungefährdetsten suchen.
Baruch steht noch bei der Tür. Lea Leon steckt ihm einige Nüsse zu. Isaak aber hat's gesehen.
„Das gilt nicht, er hat nicht mitgespielt!"
Die beiden Knaben fallen über Baruch her, doch er hält sein Mannah fest in der Faust und drückt sein Buch ans Herz.

Er verteidigt sich mit den Ellbogen, so gut es geht. Samuel entreißt ihm das Buch und läuft davon. Da läßt Baruch die Pfeffernüsse fallen und hängt sich an Samuels Hals; er ist rot vor Zorn. Samuel muß das Buch fahren lassen, er hat an seinem Mundvorrat zu würgen. Indes hat Isaak die neue Beute gesichert.

Sie hocken alle und kauen. Nur Baruch kämpft mit den Tränen, er glättet ein verbogenes Blatt über dem Knie.

Isaak erzählt dem Gast, daß Baruch unterrichtet werde, darum sei er so stolz. Samuel meint das wäre nichts, er gehe auch in die Schule.

„Ich gehe nie in die Schule, mich lehrt die Mutter alles!"

Das sei erst recht nichts, und wenn vorhin sein Mund nicht so voll gewesen wäre, würde Baruch sein Buch nicht haben. Baruch meint, das Buch gehöre ihm, und niemand dürfe es berühren.

Samuel zeigt nicht geringe Lust, von neuem zu raufen. Baruch weicht zur Tür zurück, und Isaak ruft dem Besuch zu, das Muttersöhnchen zu lassen. „Muttersöhnchen! Muttersöhnchen!" höhnt Samuel dem Entfliehenden nach.

Hanna drückt den weinenden Knaben an sich.

„Bin — ich — wirklich ein — ein ..."

„Willst du's nicht sein?"

Er lauscht auf, seine Tränen versiegen, zärtliche Freude leuchtet aus seinem schmalen Gesicht.

Lange schweigen sie beide, indes die Dämmerung aus den dunkelnden Nachbarmauern wittert und den Hof erfüllt.

Baruch gleitet vom Schoße nieder und bringt die Guitarre. Dann setzt er sich zu Füßen der Mutter, den Kopf auf ihre Knie zurückgelegt.

„Von der schönen Mirjam ..."

Hanna spielt leise und singt die Ballade Da Costas.

„In die golddurchflochtnen Wellen,
die von deinen Schultern fließen,

Mirjam Nunez, fallen Perlen,
wie sie müde Sterne weinen,
die in Meeresnacht versinken.

Deine Lippen, Mirjam Nunez,
blässer als das Blut des Mondes
schwimmt in dem Narzissenkelche,
beben wie ein Blütenschauer:
Durch die Gassen gellt der Mord.

Deines Volkes Güter flammen,
angefacht von Mönchsgesängen.
Deines Volkes Leiber bluten,
hingestreckt von Christenschwertern.
Deines Volkes Herzen brechen,
überdröhnt vom Sturm der Glocken.

Mirjam Nunez, fliehe, fliehe!
Folge deinen schnellen Brüdern!
Auf des Tejos letzten Wellen
schwellt der Ost verschwiegne Segel.

+

Als sei aus der Jahrtausendnacht
die Liebesgöttin erstanden,
umjauchzt die schaumgekrönte Pracht
der Wellen Bug und Wanten.
Deine träumende Stirne, Mirjam, umfangen
blitzende Steine an schweren Spangen.

Da schlägt ein Ruf vom höchsten Mast,
ein Sperberschrei überm Taubenschlag.
Der Schiffsrumpf hallt. In wilder Hast
aus seinem Schatten drängt zu Tag,
wer bangend die ferne Heimat grüßte,
mit leisem Liede die Arbeit süßte.

Verschlafener Wächter! Schon stürmen nah
Albions brausende Flaggen.
Ihr Eisengruß sprengt Takel und Rah,
reißt Segel zu flatternden Laken.
Deine weißen Schleier säumen sich rot,
Mirjam Nunez, umweht vom Tod.

Portugals Wimpel, letzter Gruß
der Heimat, jäh verblaßt
zu flehendem Weiß! — Des Briten Fuß
bestürmt dein Bord, ein gebietender Gast.
Der Britenherzog hißt seine Farben,
wo Portugals Banner matt verdarben.

Da stirbt des Fürsten herrisches Wort.
Die Plünderer stutzen und schauen.
Mit zagen Schritten vom äußersten Bord
naht Mirjam, umdrängt von den Frauen.
Ihr Antlitz schimmernd von Tränenflut,
das lichte Gewand besprengt mit Blut.

Siegreiche Göttin, deine Macht
blüht stolz im Rosenprangen;
doch wen du, umwittert von Todesnacht,
mit tränenperlenden Wangen
besiegt, den hast du gebunden
in tausend brennenden Wunden!

Und langsam sinkt mit des Siegers Hand
zu Boden der bebende Degen.
Die Augen hangen unverwandt
der weinenden Göttin entgegen —
stumm huldigend beugt der Fürstensohn
sein stolzes Knie vor dem Schönheitsthron.

Glanzverbrämt, wie Abendwolken,
schwillt im roten West die Küste.
Die Matrosen singen Lieder,
und das Meer rauscht Heimatsweisen.

„Laß dein Trauern, schöne Mirjam,
leuchtend grüßt dich Englands Erde,
über deinem Haupt erglühen
meines großen Volkes Sterne.

Seine Priester werden segnend
deine weiße Stirne küssen.
Seine hohe Herrscherin
wird dein Herz mit Mut erfüllen.

Meiner Ahnen stumme Burgen
werden ihre kalten Mauern
freudeschallend dir erschließen,
lebenswarm, nach langem Schweigen ...

Schöne Mirjam, laß dein Trauern."
Eine weiße Möve streicht
vor dem schaumbekränzten Bug.
Ihr Geschrei beklagt die Sonne.

„Meines Volkes Sterne sinken
in ein Meer von Blut und Asche.
Bitternis schwelt in den Herzen,
denen Davids Harfe klang.

Eures stolzen Volkes Küste
schaudert vor den Unglücksgästen:
keine Rast für ihr Gebet
hat der weite Grund der Erde.

Nur die Amstel öffnet zögernd,
golderschüttert ihre Pforten,
daß die gilben Torarollen
wie in bangen Friedensträumen

unter ihren Hüllen rauschen.
Unsrer Hoffnung zages Steuer
ist in Eure Hand gegeben.
Bangend harren wir der Gnade ...“

Aus dem wuchtigen Gehänge
bricht der Herzog eine Perle.
„An dein Herz nimm diese Träne
meine Augen sind vertrocknet.“

Und sie öffnet ihren Busen,
bietet ihn den blassen Lippen.
„Birg dich in des Schiffes Rumpf,
daß mein Blick die rote Flut

deines Haares nimmer finde,
daß nicht deiner Arme Mondlicht
mir die letzten Grüße spende
einer Sehnsucht, die ich töte!

Birg dich in des Rumpfes Tiefe,
bis dein Steuermann dir kündet,
wie das letzte Licht vom Hochmast
meiner Schiffe ist versunken!“

Jehuda ist leise eingetreten. Hanna hat ihn mit den Augen gegrüßt.
„Ihr sollt nicht singen, Hanna Debora,“ flüstert er, des Knaben Locken streichelnd. „Hier bringe ich Euch eine Mixtur De Silvas, sie wird Euch von den Brustschmerzen befreien.“

Sie nimmt das Fläschchen.
„Schon habe ich nicht mehr daran gedacht, erst Ihr müßt mich erinnern.“
Sie zündet die Ampel an. Jehuda blickt traurig zu Boden.
„Hanna Debora, Euer Schützling schwebt in Gefahr. Die Frist des geringen Bannes ist längst abgelaufen. Er wird aufs neue vor den Rat gefordert werden. Wehe ihm, wenn er nicht widerruft!“
„Was, glaubt Ihr, wird er tun?“
„Ich weiß nicht. Er kauert in seiner Matte, vermummt in wärmende Tücher, und antwortet kaum.“
Baruch berührt die Hand Jehudas, er hat seine Tafel geholt. Der Rabbi lobt ihn.
„Wenn dich die Mutter Lesen und Schreiben gelehrt hat, werde ich dich weiterführen. Willst du?“
„Und die Mutter?“
„Die Mutter wird dich überprüfen,“ antwortet Jehuda schnell. Er küßt den Knaben, um seine Kümmernis zu verbergen, in die ihn die Befürchtungen De Silvas gebracht haben.

Rembrandts Haus auf der Breitstraat ist viel gesucht, nicht allein seines Herren wegen, der einen Passions-zyklus für den Oranierprinzen vollendet. Kein Fremdling von Stand verläßt die Amstelstadt, ohne beim Meister van Ryn vorgesprochen zu haben, um die kostbaren Waffen und Gewänder, die seltenen Steine, die nach des Künstlers Angaben gefaßt sind, zu sehen.
Rembrandts Haus ist ein Haus der Lust und des Glanzes, so behaupten die Fremden.

Die Glocken der Neuen-Kirch läuten kurzatmig.
Saskia ruht auf Rembrandts Schoß und hat ihr Gesicht an seiner Schulter geborgen. Sie schluchzt, daß ihr ganzer Körper bebt. Und der Mann hat beide Arme um sie geschlungen, er schaut mit leerem Blick vor sich hin. In seinen Bart rollen langsam, unversehens die Zähren.
Die Glocken stöhnen hie und da auf: genug, genug! Es ist mühselig, ein kleines, unschuldiges Mägdlein zu Grabe zu singen. Genug, unerbittlicher Glöckner!
Saskia hatte nicht Kraft, ihr Kindlein zu geleiten. Jan Silvius nötigte sie, im Hause zu bleiben, und ihr Gatte verläßt sie in der schweren Stunde nicht.
Die Glocken verstummen. Jetzt ruht das Särglein in der Gruft neben den beiden andern kleinen. Dort liegt Rembrandts Glanz und seine Lust. Was taugen die angestaunten Geschmeide, die altertümlichen Waffen und Gewebe, wenn vor der Haustüre die Grablaterne hängt mit dem ver-

löschten Lichte. — In der Gruft stehen die kleinen Särge enggeschmiegt. Was gelten die vornehmen Freunde und Bewunderer! Ihr Verdienst bleibt allein, daß sie schweigsam kamen und schweigsam mit der Bahre gingen, um die Eltern zu ehren.

Aber die Leidener Sippe Rembrandts! Waren sie nicht in ihrem bäuerlichen Prunke hereingestappt, um ihm den letzten Abschied zu vergällen? Sie trugen ihre Verwandtschaft zur Schau, wie einen Kirmesstaat: die Brüder, die Schwester, die Vettern und Basen, die Geschwister seiner verstorbenen Eltern. Fast schien es, als sei sein Ingenium von ihren Gnaden!

Er und sein Weib brauchten Einsamkeit und Frieden. Aber noch ist der Sippe nicht genug getan.

Der Weg von Leiden ist weit, und die erpreßten Tränen verbrennen die Kehle und schaffen tüchtigen Hunger. — In der Flur, die noch von Rosmarin duftet, ist ein langer Tisch bereitet. In großen Holzkannen schäumt das Totenbier.

Sie kommen mit wichtigem Stirngerunzel und rotgeriebenen Augen. Die vornehmen Freunde haben sich nach dem Begräbnis unbemerkt verloren. Ohm Blaas und seine Frau Eev haben vergeblich darauf gespannt, den Wohlvermögenden noch einmal die Hände zu drücken.

Wo aber ist die Herrin des Hauses und Rembrandt? Der Diener zeigt nach oben. Schon wollen die Frauen hinauf eilen, denn es ist schön und erhebend, die trauernde Mutter weinen zu sehen und sich an ihrem Schmerze zu rühren. Allein die Männer wehren den Trösterinnen. Es sei nun genug geklagt. Man hätte sie wenigstens erwarten sollen. Es wäre immerhin möglich, daß sie nicht vorgelassen würden. Wenn man für so hohe Herren male, schätze man arme Verwandte naturgemäß gering.

Trotz der Kränkung mundet es allen recht gut; das Bier aus dem weißen Löwen am Dam ist vortrefflich.

„Ich werd' ihn doch drum angehen," meint Adam Harmensz zur Schwester. „Was kann ihm an sechshundert Gulden liegen, wo er doch so viel verdient."
„Tu was du willst," antwortet sie kurz.
Die andern drei Brüder stimmen Adam bei, denn sie fürchten für ihre Geldsäckel.
„Ja, Adam, du sollst ihn ruhig drum angehn. Wenn einer sein Väterliches auf Edelstein und Kleider verschleudert, kann er auch dem Bruder helfen."
„Nur daß er ihn schon etliche Mal herausgerissen hat," wendet die Schwester ein.
„Keinen hat der Vater eine so teure Kunst lernen lassen, als ihn!" ... „Jawohl, Bartje, wir haben unsre Buckel wundschleppen müssen und hinterm Pflug hertappen können! Der Adam hat seine Not mit den fünf Kindern."
„Und dem Durst," flicht die Schwester ein.
„Ja, du, du bist immer von seiner Partie!"
„Wenn er hat was besonderes werden dürfen, soll er auch uns bedenken, anstatt der Saskia Gold und Perlen aufladen!"
„Die schaut doch nur zu uns herunter, wenn sie auch freundlich tut."
„Da hat er was von dem wohlgeborenen Fräulein; jedes Kind stirbt ihr weg."
„Sie soll um viel hundert Gulden Geschmeide haben," mengt sich eine Base in das brüderliche Gespräch.
„Ja, hat sie," bestätigt der Älteste. „Da schaut nur das Bild an, Mab, wo sie auf seinen Knien sitzt, da ist nichts erlogen; sie hat mir einmal eine Menge gezeigt."
„Ist ein gottslästerlicher Hochmut!"
„Auch die Mutter war nie zufrieden damit!"
„Er soll den Schmuck verkaufen; der Adam braucht's."
Sie sind einig: er soll den Schmuck verkaufen.
Da tritt Rembrandt unvermutet unter sie. Sie verstummen plötzlich.

„Ihr müßt es meiner Frau zugute halten, wenn sie nicht kommt."
Keiner antwortet. Rembrandt erkundigt sich, ob sie von allem genug hätten. Sie bejahen verlegen.
Endlich findet sich Frau Eev zurecht. Sie seufzt: es müsse recht schwer sein, die Kinder immer so jung zu verlieren, das sei schon das dritte. Gott wolle ihm offenbar kein Kind lassen. Wodurch er wohl den Zorn Gottes erregt habe?
Rembrandt hat sich zur Schwester gesetzt, er schaut wortlos vor sich nieder. Ohm Blaas nimmt das Schweigen für ein Bekenntnis.
„Wärest du bei uns geblieben, dann wär alles gut, so aber hast du immer hoch hinaus wollen."
„Jawohl," bestätigt Bruder Harmen. „Schau den Adam an, der hat fünf gesunde Kinder — aber die wissen wieder nicht, wovon sie leben sollen."
Rembrandt blickt finster auf.
„So mußt du nicht reden, Harmen! Du weißt recht gut, daß die alle essen können, wenn er weniger in den Schenken lungert."
Da ist auf einmal allen die Zunge gelöst: es sei nicht schön, daß er in seiner Trauer so lieblos rede ... er möge nur auch den anderen eine Freude gönnen ... wie würden sie sich ferner vertrauensvoll an ihn wenden können, wenn er so urteile.
„Was wollt ihr also."
„Du sollst dem Adam helfen, er steckt schon wieder drin," flüstert die Schwester.
„Ist deine heilige Pflicht," setzt der Ohm hinzu.
„Er braucht sechshundert Gulden, das ist ein leichtes für dich."
„Sechshundert! — Die hab ich nicht."
„Hast du nicht?"
„So ein Haus und kein Geld!"

„Malt für den Prinzen und verdient nicht!“
„Die paar hundert!“
„Gebt einmal ihr zusammen. Ich hab ihm genug geschenkt.“
„Wir sollen zusammengeben?“
„Natürlich, daß er sein Geld für den hoffärtigen Prunk behält!“
„Wir essen karg — mit schwieligen Händen!“
„Ich kann nicht, das muß euch genügen.“
„Dein Vatergut hast du im Augenblick für ein paar Perlen und Ringe verblitzt,“ schreit Harmen. „Verkauf sie, dann hast du.“
Rembrandt antwortet ruhig: „Wenn ich dir sage, daß ich den Schmuck und all das, was ihr Prunk nennt, brauche, wie du deine Mühlsteine, so wirst du mich wahrscheinlich nicht verstehen. Ich bitte dich, Bruder, laß mich in Frieden meiner Wege gehen. Dem Adam ist nicht geholfen, wenn ich mein letztes Hemd für ihn ausziehe. — Ihr seid in der Nähe, schaut ihm besser auf seine Wege, dann wird er nicht verlumpen.“
„Ich ... verlumpen,“ gurgelt der Adam.
„Du solltest Einkehr halten,“ ruft der Ohm feierlich. „Rembrandt, du mißachtest deinen Bruder, wo der Zorn Gottes doch sichtbarlich über dir stehet!“
„Ich ein Lump, damit er das hochnasige Frauenzimmer da oben aufputzen kann!“
Rembrandt springt auf und faßt den Betrunkenen an der Brust.
„Du wagst es in meinem Hause mein Weib zu beschimpfen! Du willst mit deinem Unflat den Boden versauen, der meines Kindes Leichnam getragen hat! Fort! Hinaus mit dir!“
Adam stolpert über die Treppen auf die Straße.
„Wir gehen alle!“
„Wir gehen aufs Rathaus!“
„Da sollst du hören!“
„Noch gibt's Gesetze gegen Verschwender!“

„Also geht! Daß mein Haus rein wird, geht!“
Sie wollen noch zögern, insbesondere der Ohm glaubt versöhnen zu müssen, aber Rembrandts Blick würgt jedem die Kehle. Um so fester wird ihr Entschluß, den Bruder anzuklagen.
Wie der letzte fluchend die Tür zugeschlagen hat, und die Flur still ist, übermannt Rembrandt die Bitterkeit.
Was hat er mit denen gemein, die sich rühmen können, aus gleichem Leibe zu stammen, wie er. — Kein Pulsschlag spricht für sie, und ihre Brust durchflutet dasselbe Blut, wie seine!
Die Trauergesellschaft sucht in dem baufälligen, winkeligen Rathause lange nach der Kanzlei, worin die Befehligten der verlaufenen Haushaltungen tagen. Dort bringt sie die Verschwendungsklage vor.
Die Befehligten flüstern mit lüstern gespitzten Lippen.
Sie sind offenbar verrückt, die lieben Leidener Verwandten! Aber immerhin, der berühmte Rembrandt auf der Anklagebank, das gibt ein Aufsehen. Schließlich soll er ja wirklich Aufwand treiben. Die Vorsitzer verfassen ein Protokoll.

+

Der Rat von „Beth Jakob“ und „Neweh Schalom“ ist in der Synagoge der dritten Teilgemeinde „Beth Israel“ versammelt. Alle Lichter brennen auf den gelben Lüsterkränzen und den beiden siebenarmigen Kandelabern vor dem Toraschranke. Auf dem Betgerüste sitzen die Rabbiner, ihnen zu Füßen die Erwählten der Gemeinde.
Der Chacham Aboab da Fonesca hält eine klingende Lobrede auf „Neujerusalem“.
... „So erfüllt sich des Herrn Wort an uns. Wie der Sand am Meere, so zahlreich ist sein Volk. Weit über die Grenzen der heiligen Stadt hinaus blüht sein Name trotz Folter und Brand. Allein noch mangelt Neujerusalem die würdige Stätte, das höchste Lob zu singen und den Honigseim des heiligen

Wortes zu schmecken. Die alte Synagoge „Beth Jakob“ ist verfallen, und „Beth Israel“ hat kaum Platz, euch, ihr Erwählten zu fassen. Beschließet also, worum wir euch bitten: Ein jeglicher soll seine Gabe bringen, daß auf diesem Grunde ein Haus erstehe, weit genug, um die ganze Gemeinde zu bergen — daß ein Haus erstehe, daraus neue Streiter des heiligen Wortes hervorgehen, gerüstet mit dem Panzer unseres Wissens.

Unsere Tage sind gleich denen des Herbstes. Reich hängen die Früchte des Glaubens und der Gelehrsamkeit. Lasset uns Winzer schaffen, die den Weinberg hegen, denn es naht die Zeit, da er kommt, er, der Herr der Berge, der Ersehnte. — Wehe uns, wenn die Trauben verdarben!“ Der Chacham Saul Lewi Morteira und Rabbi Manasse ben Israel, die beiden Häupter der anderen Teilgemeinden, wechseln gelangweilte Blicke — Aboab redet seit einer Stunde. Rabbi Selomo Salom beschattet seine schläfrigen Augen, Rabbi Jehuda träumt.

„Wenn ihr also entschlossen seid, aus eigener Kraft dem Herren ein Haus zu bauen und dem Gesetze eine Schule, so erhebt euch.“

Alle stehen auf.

„Ich verkünde den Beschluß,“ ruft Morteira kurz.

Freudiges Aufatmen und Gemurmel von allen Seiten. Was für tönende Stimme hat Aboab, wie weiß er zu fesseln! Die Rabbiner schütteln dem Redner die Hand, sie sind aufrichtig erfreut, daß seine Rede ein Ende nahm.

Nach einer Weile fordert Morteira neuerdings Schweigen. „Erwählte, ich habe Euch noch aus einem andern Grunde versammelt. Die Bannfrist Da Costas, dessen Zunge Leviathan mit ruchlosen Worten besäte, aus dessen Feder verfluchte Meinungen flossen, ist verstrichen. Rabbi Jakob Jehuda hat seine Abscheu überwunden, er forderte den Zweifler zur Buße. Auf diese Stunde ist er hierher berufen, daß er sich reinige.

Wir wollen geduldig sein mit ihm, denn es steht geschrieben: Ein Geduldiger ist besser als ein Starker. — Führt ihn herein und lasset uns beten."

Rabbi Jehuda sucht sein Herzklopfen mit den Psalmworten zu übertönen. Das Gebet ist beendet, die Gesandten kehren zurück.

„Er ist nicht da."

Morteira beginnt von neuem. Die Gesandten harren vor dem Tore. Der dritte und vierte Psalm verhallt. Sie warten vergeblich.

Aboab stellt den Antrag, Da Costa mit dem großen Banne zu belegen. Die Versammlung erhebt sich einmütig: „Er soll verdammt sein! Verdammt mit Schammatha! Mit Schammatha!"

„Wer ist dagegen," ruft Aboab.

Jehuda zittert am ganzen Leibe, er ist seiner Muskeln nicht mächtig. Da richtet sich Morteira auf.

... „Morteira! ...Morteira ist dagegen!" ...

„Ich bin dagegen," sagt der Chacham gelassen.

Sie starren ihn an wie ein Wunder. Er, der am meisten wider den Ketzer geeifert hat, ist dagegen!

„So wie mir Rabbi Jehuda den Abtrünnigen geschildert hat, ist noch nicht alle Hoffnung verloren. — Denkt der Zeit, darin wir leben. Unser Bezirk ist umschlossen von den Feinden des Herren. Wollt ihr ihnen das Schauspiel innerer Zerwürfnisse bieten? Wird er nicht unter sie treten zum Hohne Israels und mit unserem Heiligtume Spott treiben, ärger als zuvor? Wir müssen geduldig sein, wo öffentliches Ärgernis droht, doppelt geduldig, da wir alle das Joch der Duldung tragen."

Aboab entgegnet: „So sehr ich mich unter dein Urteil stelle, verehrter Rabbi, denn dein Auge ist voll Weisheit, so wenig kann ich diese Vorsicht fassen. Da Costa ist ein Geschwür an unserem Leibe. Lasset es uns vertilgen, daß wir genesen."

„Er soll vertilgt werden," schreien die Erwählten. „Manasse soll reden!"
„Auch ich bin ein Freund der Strenge, wo das Gesetz in Gefahr ist. Wer von uns fühlt nicht wie der Chacham Aboab! Allein Schammatha ist heilig wie der Name des Herren. Wir wollen den Zorn des Höchsten nur rufen in höchster Not. Darum trete ich auf die Seite Morteiras."
„Wir wollen Morteira zu Ende hören."
Morteira erhebt sich lächelnd.
„Ich will mit Rabbi Jehuda unverweilt zu Da Costa gehen. Aber auch wenn er sich dann noch weigerte, warne ich vor dem Äußersten. Immer noch haben wir Mittel, seine Seele zu retten. Bis jetzt war er nur verlassen von uns und ist in Schmutz und Armut gesunken — allein er kann leben. Vielleicht bricht sein störrischer Mut, wenn wir gegen die Notdurft seines Lebens handeln! Erwägt den Triumph der Synagoge, wenn wir diesen Geist ersticken, wenn sich dieser Nacken bußfertig beugen sollte!"
Jehuda schaudert. Morteiras Züge sind erstarrt, nur seine Augen glimmen unter den fast geschlossenen Lidern. Er hat langsam Silbe für Silbe gesprochen in gleichem, leisen Tone, und jedes Wort ist in die Herzen gefallen wie ein Eisklumpen.
Sie sagen: Amen — und verlassen den Betsal.

Morteira und Jehuda finden das Tor offen. Sie tasten vorsichtig in die Höhle Da Costas. Der sitzt in seiner Matte und liest. Er hat Jehuda erwartet; wie er Morteira, seinen Widersacher erblickt, greift er unwillkürlich nach dem Degen an der Wand. Doch Morteira lächelt.
„Was wollt ihr schon wieder!"
„Ihr seid nicht zu uns gekommen, Da Costa, so kommen wir zu Euch."
„Das ist mehr Milde, als euer Gott verträgt."
Morteira ist kein Mann langer Umschweife.

„Ihr lebt im Elend. Seid Ihr gewiß, daß Euer Geist die Kraft behält, seine Wahnideen zu behaupten, wenn der Leib gebrochen wird?“

„Ihr seid mehr um mich besorgt als ich. Allein, ich fühle mich wohl bei meinen Ratten. Seht, ich gönne mir den Luxus, meine Biographie zu schreiben.“ Er zeigt einen Pack Blätter. „Dazu in elegantem Latein, daß alle Welt gerne davon kosten wird.“

„Ihr gedenkt also hier, inmitten der Judenbuurt, Euer Leben zu beschließen?“

Da Costa stutzt. — Was will Morteira? Das Ärgste schien überstanden, er hat sich erträglich eingenistet.

Morteira fährt fort: „Zufällig ist dieses Lagerhaus in Christenhänden geblieben, wo sich doch unsere Familien in der Vlooienburg drängen. Leicht wird ein Käufer gefunden, zumal wenn er höheren Zwecken dienen kann. Wo werdet Ihr dann Euer elegantes Latein schreiben?“ Da Costa kneift die Augen zusammen. Seine Finger spielen erregt um den Mund. Er krümmt sich, wie ein getretener Igel.

„Ihr kennt die Herren dieses Landes, Da Costa. Sie haben geneigte Ohren, auch für unsereinen — wenn unsere Hände im Geldsack klimpern. Für wohlgebautes Latein sind sie taub. Ihr seid ein Jude! Wo werdet Ihr hausen, wenn die Judenbuurt keinen Raum für Euch hat? Eine andre Gemeinschaft ist Euch versagt, denn Ihr habt das Christentum abgeschworen. Auch seid Ihr ein viel zu gefährlicher Überläufer.“

Morteira läßt seine Rede wirken.

Da Costa hat die Augen geschlossen. Hunger und Kälte sollen wieder seine Gefährten sein und nicht die schlimmsten. Fußtritte, Hohn und Verachtung. Keinen Unterschlupf mehr, keine Bücher mehr — das Fürchterlichste: keine Bücher! Sie waren die Gärten, darin Vergessen wuchs.

Aber warum war Morteira gekommen? — Da Costa blickt ihn scharf an.

„Um welcher Vorteile willen kommt Ihr?“
„Die Frage ist Euerer Ketzereien würdig. Könnt Ihr in uns nur feile Makler erblicken?“
„Vergebt, Chacham, Euer Gespräch hat sich bisher nur um geschäftliche Dinge gedreht.“
Morteiras Stirne wird finster.
„Der Rat hat Euch mit Schammatha belegen wollen. Ich habe für Euch gesprochen. Es scheint mir für die junge Gemeinde gefährlich, den scheelsüchtigen Amsterdamern das Gebresten zu enthüllen. — Streckt die Waffen, Da Costa, Euer Kampf ist vergeblich! Geht die Buße ein, und Ihr werdet Eurer Abkunft gemäß leben.“
Da Costa will entgegnen, da gewahrt er Jehudas flehenden Blick.
„Was wollt Ihr zur Buße?“
Morteira ist erstaunt. Er hat größere Schwierigkeiten vermutet.
„Ihr werdet in Sack und Asche nach „Beth Israel“ kommen. Dort, eine schwarze Kerze in der Rechten, Euch vor der Gemeinde erniedrigen, indem Ihr Eure Sünden laut bekennt und verflucht. Dann wird Euer Rücken entblößt und Ihr werdet mit dem Gebetriemen gegeißelt — neununddreißig Streiche. Ihr müßt Euch sodann auf die Schwelle der Synagoge legen, und die Gemeinde wird über Euch hinwegschreiten.“
Da Costa starrt den Sprecher an. Sein Gesicht zuckt.
. . . „Neununddreißig Streiche . . . über mich hinwegschreiten . . .“
„Neununddreißig Streiche,“ wiederholt der Chacham.
Da fährt der Einsiedel mit einem Ruck auf, sein Gesicht ist purpurrot, er reißt den Degen aus der Scheide. Wie eine Katze gleitet er aus der Matte und stürzt auf Morteira zu, der entsetzt in einen Winkel flüchtet. Jehudas Arm errettet den Chacham von dem Tode. Der Wütende ist kaum zu bän-

digen. Erst die warmen Tropfen von Jehudas Arm bringen ihn zur Besinnung.
„Euch wollte ich nicht verletzen," murmelt er und läßt den Degen aus der Hand gleiten.
Da fällt sein Blick auf Morteira, der blaß in seinem Winkel lehnt. Aufs neue überflammt ihn der Zorn.
„Ihr wagt mir ein Leben zu bieten, das meiner Abkunft gemäß sei! In dieser Rattengruft ist meine Ehre rein geblieben, und Ihr wollt sie mir um ein paar fette Jahre abhandeln!"
Er nähert sich, Jehuda will ihn halten.
„Laßt Eure Hand, Rabbi Jehuda, auch Ihr wollt diese Schmach! Übrigens fürchtet nichts mehr; ich werde den Chacham in seinem geblähten Dasein lassen. Aber reinigt meine Höhle von eurem Atem, sonst sterben meine Ratten vor Ekel!"
Morteira tastet der Wand entlang und schlüpft hinaus. Jehuda folgt ihm langsam.
Während Morteira hastig weitertappt, ausgleitet, fällt und wieder weiterflieht, gellt beiden das Gelächter Da Costas nach.
Endlich ist der Chacham im Freien, er atmet tief auf. Jehuda verbindet die Wunde.
„... Und Ihr seid verwundet von dem Narren ... Ihr müßt mir geloben, Jehuda: Niemand soll etwas erfahren ... Schwört mir das."
„Wenn Ihr mir gelobt, nichts gegen ihn zu unternehmen."
„Gut ... gut ... ich werde ... persönlich nichts gegen ihn unternehmen."

Als der Frühling sein junges Grün über die wasserumglitzerten Weiden spannte, waren Ruben ben Ismael und die Seinen mit armseliger Habe an Bord des ersten Brasilienfahrers gebracht worden. Er hatte das stattliche Haus auf der Houtgracht seinem Hauptgläubiger Michael de Spinoza lassen müssen.

Das brachte dem kleinen Haushalt in der Vlooienburg viel Aufregung. Hanna Debora kam tagsüber nicht zur Ruhe; Michael gewährte ihr nur eine Magd.

So fühlte sich Baruch bitter vernachlässigt. Er war der Mutter anfangs überallhin gefolgt, bald aber hatte er gemerkt, daß er im Wege stehe, und als er sich ganz zurückzog, war er nicht gerufen worden.

Er begehrte nicht, daß man sich viel mit ihm beschäftigte, aber er mußte die Gewißheit haben, allezeit ein bereites Herz zu finden.

In diesen Tagen schon wurde Jakob Jehuda sein Lehrer und Gespiele. Fast täglich kam der Diener des Rabbi, um Hanna seine Dienste anzubieten und Baruch in die Breestraat zu rufen. Er wurde meist mit dem Knaben zurückgesandt.

Jehuda und Baruch lasen gemeinsam; der Rabbi am hohen Pulte, Baruch auf einem Schemel zu Füßen des Gottesgelehrten.

Und Jehuda erstaunte über die Lernbegier des Knaben, der von Buch und Tafel zur Erholung gezwungen werden mußte. Dann führte ihn Jehuda in eine Kammer, die an das Stu-

dierzimmer stieß und nichts von der Gelehrsamkeit ihres Herren verriet, zwei Zeichnungen ausgenommen, die den Grundriß und Bau des heiligen Tempels darstellten. Die Kammer war erfüllt von Brettern und Spähnen, Holzstaub und Leisten. Sägen, Hobel, Messer und Rillen lehnten und lagen bereit neben den Farbtiegeln und Leimtöpfen und an der Wand harrte eine Drechselbank. Auf den Gesimsen standen zierlich bemalte Säulen und Friese, marmorierte Quadern und vergoldete Tempelgeräte zum Trocknen. Eine große Platte beim Fenster trug das Tempelfundament.
Und Baruch durfte das Schwungrad der Drechselbank drehen, Farben rühren, vergolden und leimen. Dabei erzählte Jehuda von der Herrlichkeit Jerusalems. Sie beschlossen, wenn der Tempel fertig sein werde, die Burg Salomons zu bauen.

Endlich war die Wohnung in der Vlooienburg geräumt und das „Opregt Tapeithuis" eingerichtet. Hanna und ihre Kinder hatten ein Zimmer erhalten, dessen Fenster nach Süden lagen. Warm schien die Sonne hinein und ließ alle Kostbarkeit erglänzen.
Wie blühten die edlen Farben ihrer alten Gewebe aus Portugal!
Doch Hannas Wangen waren fahl geworden, das Fläschchen De Silvas enthielt nur wenige Tropfen mehr. Hannas Augen blickten matt, und ihre Lippen blaßten. Des Abends aber erglühte ihr Körper; ihre Augen glasten, so daß Baruch vor ihrem Blicke erschrak; ihre Lippen brannten heiß und rauh auf der Stirne des Kindes, und in die Wangen stieg das Blut, brandrot wie die Perldolden der Eschen.
Jehuda kam häufiger als sonst, und manchmal war er von De Silva begleitet.
Michael aber hatte mehr Geschäfte denn je. Selten war er zu Hause und dann schalt er im Kontor mit dem schmutzigen Schreiber oder lag über großen Büchern und glitt mit den

Fingern längs endloser Zahlenreihen hin, während er seine Lippen lautlos bewegte.
Eines Abends spielte Hanna und sang mit leiser Stimme. Baruch lag auf dem Ruhebett, seinen Kopf im Schoße der Mutter. Da fiel die Guitarre gell zu Boden, die Hände der Mutter krampften sich in die Brust, ein Blutstrom brach aus ihrem Munde.
Baruch glitt mit schreckensstarren Augen auf die Knie, er vermochte nicht zu rufen, kein Glied zu regen, seine Hände hielt er an die Schläfen gepreßt.
Die Mutter sank ohnmächtig zurück.
Da überwältigten ihn Furcht und Angst. Er lief zur Tür und trommelte mit beiden Fäusten daran.
„Die Mutter!“ ... „Die Mutter!“
Lea Leon und Isaak stürzten herbei. Sie schleppten die Besinnungslose auf das Bett. Baruch lag verzweifelt inmitten des Zimmers und schluchzte.
Er hörte, daß Lea den Isaak nach dem Vater schickte. Da war es auch ihm klar, daß er holen, helfen, retten müsse und er rannte blutübernäßt davon.
„Die Mutter!“
Atemlos, zitternd kam er zu Jehuda: „Die Mutter! ... Die Mutter!“
Ohne zu fragen, hob ihn der Rabbi auf seine Arme und eilte zu De Silva. Dort sollte Baruch sprechen, aber er verstand die Fragen nicht, er hatte nur ein Wort: „Die Mutter!“
Als der Arzt und Jehuda ins Zimmer traten, lag Hanna reinlich gebettet; ihre Augen waren halb geöffnet, ihr Gesicht war so weiß wie die Kissen.
De Silva mahnte die alte Lea leise zu sprechen. Dann beugte er sich zur Kranken nieder und flößte ihr einige Tropfen aus seiner Medikamententasche ein.
„Nicht reden ... nicht rühren ... Ruhe, im ganzen Hause Ruhe!“

„Ich werde Michael de Spinoza draußen erwarten," flüsterte De Silva und drängte die alte Lea aus dem Zimmer.
Jehuda trug noch immer den Knaben. Er stand am Fußende des Lagers. Sein Gesicht war blutleer wie das der Frau. Seine Augen ruhten in Hannas Augen.
Da schweifte Hannas Blick nieder auf Baruch, der seinen Kopf an die Schulter des Freundes geschmiegt hatte. Auch Jehuda sah hinab. Behutsam streichelte er die dunklen Locken des Kindes, das unter der sanften Berührung bitterlich zu weinen begann. Dann fanden sich die Blicke des Mannes und der Frau wieder. Deboras Augen enthielten eine flehende Bitte. Jehuda legte gelobend seine Hand auf Baruchs Brust und küßte väterlich dessen Stirn. Er sah, wie sich die Züge der Mutter verklärten und wie die Todmüde ruhig atmend einschlief.
Er preßte den Knaben bebend an sich: „Mein Sohn... mein lieber Sohn!"
Draußen flüsterte De Silva, und Michael ging händeringend auf und ab. De Silva tröstete, es sei die Todesgefahr vorüber. Michael schüttelte ungläubig den Kopf.
... „Er hat gesegnet meiner Hände Arbeit und erhört mein Gebet, daß mein Name gewachsen ist. Und er nimmt mir die Hälfte und macht zu nichte das Ganze durch die Krankheit. Was soll ich für Freude haben an meinem Besitz, wenn der Engel des Herrn vor der Tür steht und ihr Leben fordert! Bin ich nicht gottesfürchtig gewesen, Rabbi Jehuda, und habe allezeit den Namen des Herrn gelobt — daß er mir solche Trübsal sendet unter das Dach! Ist mein Haus nicht dienstfertig gemacht seinem Gebote und ist es nicht von seinem Preise voll! Hab' ich je einen Bettler von der Tür gewiesen, oder hab' ich jemals den Sabbath geschändet durch einen Federzug oder ein Geschäft?"
„Du bist ein gerechter Mann, Michael."
„Aber ich weiß, sie ist nicht fromm. So hat er seine Hand von

ihr gezogen und sie getroffen mit der Krankheit und mich mit ihr! — Was ist der Kummer als eine Krankheit, davon man taub wird, wenn man hören soll, und blind, wenn man sehen soll? Ein bekümmerter Mann ist ein geschlagener Mann; ein jeder hält die Hand auf ihm und kann ihn drücken."

Noch lange jammerte Michael. Als er dann seiner Klagen müde wurde, schlich er hinab zu den Kontorbüchern. Aber sein Kummer folgte ihm, er verrechnete sich und konnte keine Entschlüsse fassen. Immer stand jene Stunde vor ihm auf, in der seine erste Frau zu Ouderkerk ins Grab gesenkt worden war. Er hatte kein Glück mit den Frauen.

Noch war er nicht ins Krankenzimmer getreten. De Silva hatte Ruhe geboten. Auch fürchtete er Hanna tot zu finden. Und doch hielt es ihn nicht im Kontor. Behutsam schlich er die Treppe hinauf und zündete in seiner Kammer die Gebetskerzen an. Lange betete er und gelobte Gott das Doppelte der Summe für die Aufrichtung von „Beth Israel".

„Nur wende ab deinen Zorn von meinem Hause, Herr, und heiße mich nicht auch diese Frau begraben! Ich habe vier unmündige Kinder, und die alte Lea ist gebrechlich."

———Die Walfischbarken kehren mit reicher Beute in den Tranhafen heim. Die Ulmen der Grachten mischen ihr dunkles Grün mit gelben Blättern.

Auf der Houtgracht stehen die Müßiggänger und beobachten die Demolierung von „Beth Israel".

Unweit davon im „Tapeithuis" liegt, regungslos seit vielen Wochen, die blasse Frau mit wundem, schmerzendem Rücken. Das Haus ist still geworden wie ein Begräbnishaus. Scheu blicken die Kinder und schleichen, so oft sie können, auf die Straße. Nur Baruch bleibt bei der Mutter, wenn er von Jehuda kommt. Er hält seinen Lernkram auf einem Stuhl neben dem Bette geordnet. Dort erzählt er der Mutter, dort liest er und schreibt er, während ihre kühle magere Hand

neben ihm am Bettrande liegt und ab und zu seinen Scheitel streichelt. Er sehnt sich nicht darnach, daß die Mutter wieder aufstehe und im Hause schalte. Er will immer an ihrem Bette sitzen, nahe der milden Hand, denn so gehört die Mutter ihm, ihm ganz allein.

+

Jenseits des Ijstromes, auf der breiten Landzunge den Häfen gegenüber, ragen Galgen und Räder. Wenn der Nord-Ost bläst, trägt er das Geschrei der schwarzen Vögel mit einer Woge voll Modergeruch über die Strombreite gegen das Haarlemer-Tor. Dort bespülen die Wellen des Ij zum ersten Male die Amstelstadt. Dort hebt sich trotzig, auf schwerem Steinsockel, das blaue Haupt, das stärkste Bollwerk des Wallringes. Von seinem Zinnenkranze drohen die dicken Hälse der Stücke gegen die Wasserfläche. In den Schießluken lümmelt die Wache. Das blaue Haupt beherrscht die Häfen und die Stadt. Seine Turmmauern sind geschwärzt vom Ruße der Salzküchen. Allein die Soldaten lassen sich Ruß und Torfgestank gerne gefallen, da das Salzsieden von drallen Bauernmägden ausgeübt wird. Vor dem blauen Haupte liegen drei Schilfinseln im Ij. Das ist eine weniger genehme Nachbarschaft. Da nistet bei Möve und Dommel gefährliches Landstreichervolk.

Der jugendliche Wachtoffizier entzündet das Kraut seiner Tonpfeife an einem Kohlenbecken.

„Noch nicht, Speckhals?“

„Noch nicht,“ ruft der dicke Fähnrich durch die Luke in die Wachtstube hinunter.

Der Offizier gähnt, reckt die Arme, dann klimmt er die steile Treppe hinauf. Wie er den Kopf über die Plattform hebt, deutet der Fähnrich auf die Gasse nieder. „Da kommen sie.“

„Die faulen Biester! Sie haben Kränze und Girlanden einem aufgeladen.“

„So einem schiefen Krüppel; kaum daß er weiterkommt," brummt der Fähnrich.
Der Offizier pfeift auf einem Silberpfeiflein. Polternd drängen die Soldaten herauf.
„Du, Koen und Jas, ihr lauft ihnen entgegen. Sie sollen sich tummeln! Trapp! — Sonst alles in Ordnung?"
„Jawoll, Kaptän!"
„Das Haarlemer-Tor ist schon bekränzt, jetzt zieh'n sie die Fahnen auf — auch der Schreiersturm ist fertig und der hl. Kreuzturm — nur das blaue Haupt! Daß ihr anpackt! Der Bürgermeister wird's besehen!"
„Jawoll, Kaptän!"
Auf der Straße schälen sie ein dürftiges Männlein aus den Girlanden und geben ihm einen Stoß nach vorwärts.
Kapitän und Fähnrich besprechen die Anordnung. Ganz einfach. Wegen der alten Königin-Mutter aus Frankreich werden sie keine langen Geschichten machen. Wenn es wenigstens eine junge Prinzeß gewesen wär! Also um jedes Stückrohr einen Kranz und aus den Schießluken die Girlanden, an den Hauptmast die Dreifarb und eine Oranienwimpel, an die vier Eckmaste die bourbonische Flagge und die der Medici.
Die Soldaten bringen das Männlein und wollen melden.
„Hinunter mit euch," brüllt der Kapitän. „Später! Wenn der Bürgermeister . . ."
„Dort kommt er," unterbricht der Fähnrich. „Es ist noch einer bei ihm."
„Alle Mann an Bord," schreit der Offizier durch die Luke. „Die Farben hoch! Schnell, schnell!"
Die Soldaten binden zunächst den Gefangenen an einen Tisch, dann eilen sie dem Befehle nach.

Während die Maste des blauen Hauptes unter den windentrollten Flaggen zittern, schreiten der Bügermeister Doktor

Gerard Schaap und sein Begleiter langsam auf dem Walle hin — in ernsten Gesprächen, von Zeit zu Zeit die Schritte hemmend.

„Unwiderruflich morgen, noch vor dem Empfange, wollt Ihr die Rückfahrt antreten?"

„Ich will in drei Tagen wieder in Paris sein."

„So entzieht Ihr Euch unserm Danke, Mijnheer de Groot."

„Der beste Dank ist meine Beruhigung. Ich hätte Euch all das nicht schreiben können; so habe ich reisen müssen."

„Ja, Euer Brief wäre leicht aufgefangen worden, der Prinz ist mißtrauischer denn je. Er trifft erst morgen, unmittelbar vor der erlauchten Frau ein. Er meidet die Stadt, solange er kann, trotzdem die Bürger seinen Handstreich längst vergessen haben, und genug Monarchisten sogar im Rate und bei den Kompanien sitzen."

„Schon in Frankreich wäre mein Brief verloren gewesen. Der Besuch Marias dei Medici und ihr Zusammentreffen mit dem Prinzen gerade in Amsterdam bedeuten nicht allein das demütige Bekenntnis ihrer Niederlage vor Richelieu: die Zustimmung zu der, von ihr so oft geschmähten Allianz zwischen Frankreich und unserem Vaterlande — sondern sind politische Missionen im Dienste des Kardinals.

Amsterdam ist die Burg der Republik; der Haag liegt devotest zu Füßen des Prinzen. Nichts ist dem großen absolutistischen Plane Richelieus peinlicher, als das Beispiel dieses blühenden Freistaates, zumal die französischen Kaufleute allenthalben mit uns rechnen müssen. Setzt Frerik Hein die Krone aufs Haupt, hat der Kardinal ein erheblich leichteres Spiel.

Übrigens, im Gefolge der Königin befindet sich Pater Franz Leclerc. Gebt nur monarchisch Gesinnte in dessen Nähe, Mijnheer. Wenn der Kapuziner den Eindruck gewinnt, daß auch Amsterdam den Wünschen des Prinzen huldigt, haben wir auf Jahre hinaus Ruhe und Frieden."

Die beiden Staatsmänner bleiben stehen. Ihre sinnenden Augen folgen einem Seiler, der sich, rückziehend, vom schnurrenden Rade entfernt, Hanf aus der Schürze rupft und durch Daumen und Zeigefinger drillt, hundert verworrene Fasern zu einem festen Faden. Daneben dreht ein andrer die Fäden zu starken Leinen. Und weiter unten am Ufer winden etliche Männer gewaltige Taue. — Die Seilerbahnen gehören zur Werft der Staaten. Die Taue der Flottentakelung werden hier gedreht: aus dünnen Fäserchen die unzerreißbaren Sehnen der siegreichsten Kauffahrer und Galeonen.
Der Bürgermeister reicht seinem Ratgeber dankbar die Hand.
„Wir wollen anordnen, daß mehr Orange von den Masten wehe. Der Kapuziner wird in angemessene Gesellschaft kommen. Es soll den erlauchten Gästen gelb vor den Augen werden!"
„Noch eines, bevor ich mich trenne . . ."
„Wollt Ihr nicht noch auf die Zinne des blauen Hauptes kommen, Mijnheer de Groot? Von dort könnt Ihr den ganzen Hafen übersehen."
„Man wird mich nicht erkennen?"
„Unbesorgt, ich hätte Euch kaum erkannt; übrigens lauter ergebene Soldaten."
Sie treten in die Wachtstube. Der Offizier zieht unter tiefer Verbeugung den Hut.
„Eben wollte ich diesen vernehmen, er wurde vor kurzem eingebracht, wir waren aber bis jetzt zu sehr mit der Dekoration beschäftigt."
Herr de Groot mustert den Gefesselten.
„Er scheint zu schlafen," bemerkt der Bürgermeister.
„Ich will ihn sogleich wecken," fällt der Offizier diensteifrig ein. „Auch zwei andre Sträflinge harren Eures Befehls, hochmögender Herr. Ich habe Bedenken getragen, sie vor dem Feste freizugeben."

„Laßt Euch nicht stören, Kapitän, wir kommen bald wieder.“
Von der Plattform des Turmes aus erklärt der Doktor Schaap den Empfang. Herr de Groot nickt zerstreut und beginnt von der spanischen Rüstung zu sprechen.
„Es soll ein stattliches Geschwader werden. Sie haben auch einen trefflichen Führer, Antonio de Oquendo. Wie ich höre, blickt man im Haag auf Martin van Tromp. Kennt Ihr den Offizier?“
„Er ist ein hervorragendes Talent.“
De Groot scheint befriedigt.
Da dringt die Stimme des Kapitäns herauf.
„Lauter, den Namen!“
„Uriel da Costa.“
„Also was war der Grund?“
„Hunger . . .“
„Da Costa,“ flüstert de Groot, „das wäre der jüdische Freigeist? Unmöglich! Ich lernte ihn zufällig beim Buchdrucker Ravestijn kennen.“
Die beiden Herren steigen hinunter.
. . .„Also du hast deinen Posten verloren und lungerst jetzt in den Straßen! Keiner will dir Arbeit geben. Das glaub ich, so einem ketzerischen Hund.“
Der Bürgermeister klopft dem Offizier auf die Schulter. „Hochmögender Herr, dieses Individuum wagt die Unsterblichkeit zu leugnen,“ erklärt der Offizier, stolz auf seine jungen Kenntnisse. „Er wird naturellement nirgends zu Verdienst gelassen und hat in höchst defektem Zustande, wie ersichtlich, den vielmögenden Schöppen Keezer van Dort vor dem Rathause anzubetteln gewagt.“
„Eine unerquickliche Sache,“ flüstert der Bürgermeister. „Die portugiesische Gemeinde hat ihre Hand von ihm abgezogen. Seine gewandte Feder könnte nutzbringend verwendet werden, allein man muß das Ärgernis meiden.“

„Laßt ihn laufen," antwortet de Groot.
„Also, Kapitän, der Jude ist frei."
„Und diese beiden, hochmögender Herr?"
„Auch sie. — — Noch eines möchte ich bemängeln. Unser erlauchter Prinz beehrt so selten unsre wohlgesinnte Stadt, daß man billig etliche Oranienwimpel mehr hätte aufziehen können."
Der Offizier verneigt sich tief, indes sich die beiden Herren entfernen.
Bald darauf werden die drei Häftlinge entlassen. Da Costa sinkt entkräftet auf die Stufen des Bollwerks nieder. Die beiden anderen heben ihn auf und tragen ihn in eine Schenke.
„Du kannst schreiben und lesen? Wir brauchen einen. Willst du?"
Da Costa nickt.
Sie warten bis die Nacht hereinbricht. Dann klettern sie über den Wall. Ein leiser Pfiff. Von der Schilfinsel stößt ein Kahn lautlos ab und führt sie hinüber.
Jenseits des Stromes flattern die Galgenvögel kreischend auf. Ein verfaulter Strang konnte die Bürde nicht länger tragen.
Auch das Landstreichervolk, das zwischen Weiden und Schilf Zuflucht sucht, ist von seiner Nachbarschaft nicht sehr erbaut. Rad und Galgen jenseits — das blaue Haupt und die Seilerbahn diesseits.
Doch irgendwo muß es ruhen können, und das Schilf ist warm und dicht.

Noch am selben Abend sprach Doktor Gerard Schaap bei Pieter Keezer vor. Meutje Ka, zur Zeit Schöppin und Frau eines angesehenen Mitglieds der großen Kompanie, zerfloß in Wohlgefallen. Sie hatte ihren Gatten so dringlich aus dem Kontor rufen lassen, daß er atemlos in Schlafrock und schiefer Mütze hereingepoltert kam. — Welch auszeichnender

Besuch! Und nicht einmal von Geschäfts wegen war der Bürgermeister erschienen. Ihm persönlich galt die Ehre, ihm, dem „beredten Oranierfreunde", wie Doktor Schaap sich ausdrückte. Für sie sei morgen ein doppelter Festtag, denn auch er, der Bürgermeister, schließe sich mit Leib und Seele der politischen Richtung des Herrn van Dort an.
Wie schwoll Reezers Herz in erhabenen Gefühlen! Wie ging sein Mund über!
Der freimütige Gast meinte, daß es hoch an der Zeit sei, dem erlauchten Prinzen zu beweisen, wie treugesinnt die Amstelstadt wäre — Pieter Reezer entbrannte. Auch den Franzosen sollte ein deutliches Bild dieser Gesinnung eingeprägt werden — der Schöppe war kaum zu halten. Er schritt hoch aufgereckt vor Schaap auf und nieder, pries die Weisheit des Bürgermeisters und beteuerte seine grenzenlose Ergebenheit.
Gerade von den Franzosen würde die Oraniertreue der Amsterdamer beargwöhnt, insbesondere von der französischen Geistlichkeit. Der Kaufherr hatte hierfür nur entrüstete Schreie.
Dann empfahl sich der Bürgermeister unter Ausdrücken der Genugtuung, so treue Herzen in Amsterdam zu wissen. Er ließ den Schöppen in Nachdenklichkeit zurück. Plötzlich erhellten sich die Züge Reezers. Er verlangte eiligst seine Straßenkleider. Als Meutje Ka ihn betroffen fragte, brummte er etwas von politischen Geheimnissen und eilte in die Brauerei zum blauen Wal. Wahrlich, der Prinz sollte seinen Ohren nicht trauen!
Doktor Gerard Schaap machte an diesem Abende noch einige vorsichtig gewählte Besuche.

Die „Burg der Republik", wie Hugo de Groot Amsterdam genannt hatte, trägt monarchisches Festgewand. Die Orangisten, durch den Schmuck der öffentlichen Gebäude bestärkt,

können sich nicht genugtun an ihrer Lieblingsfarbe. Die Republikaner, meist den gelehrten und adeligen Kreisen angehörig, halten naturgemäß zurück. Also hat der königsgesinnte kleine Mann freies Feld und vor allem die geistlichen Herren, so Gleichheit nur in jener hoffnungsvollen Domäne anerkennen, die nicht von dieser Welt ist.

Die Luft ist begeisterungsschwanger. Der Schöppe Reezer hat dem Bürgermeister bereits eine kleine Ovation veranstaltet, und Gerard Schaap hat sie lächelnd als eine Generalprobe hingenommen.

Wie das Admiralsschiff des Prinzen vom blauen Haupte aus sichtbar wird, donnern die Stücke ihren Salut, der nicht eher verstummt, bis vom Prinzenschiff die Treppe fällt, und Friedrich Heinrich in die goldene Ratsbarke hinabsteigt. Glockengeläute, vom Ufer her Geschrei, allenthalben Oranienwimpeln und Oranienbänder.

Der Prinz ist erstaunt über die Wärme der Amsterdamer und hört mit steigender Befriedigung die wohlgesetzte Rede des tiefergebenen Bürgermeisters. Schließlich glättet sich seine erregte Spannung zu einem blassen Lächeln. — Er tadelt, daß die Bourbonischen Lilien und die Pillen der Medici schier erstickt würden von der Nassauer Farbe. Doktor Schaap verteidigt gute Absichten, die dem Geschmacke des Prinzen entgegen gekommen wären, allein die Begeisterung für das Fürstenhaus sei nicht einzudämmen gewesen; die Macht eines Bürgermeisters im Freistaat sei beschränkt. Der Prinz grüßt vom erhöhten Achterdeck nach allen Seiten. Immer neue Prunkkähne umkreisen die Ratsbarke und ihre Insassen, bestreuen das Wasser mit Blumen und füllen die Luft mit Jubelrufen.

Ein neuer Salut verkündet die Ankunft des anderen hohen Gastes.

Maria dei Medici, die alternde Mutter Louis XIII, zeigt eine geradezu jugendliche Wärme: sie umarmt den Prinzen, hört

liebenswürdig die Begrüßungsworte und dankt mit hinreißender Lebhaftigkeit.
Das Steuer der Ratsbarke führt die Gäste in die Kaisers-Gracht.
Brücken und Stege sind abgebrochen; an ihrer Stelle schwingen sich hohe Triumphpforten über den breiten Kanal und tauchen Blumengewinde in das Wasser gleich schwergerafften Vorhängen. Auf einigen Bögen harren Körbe, die ihren duftenden Blüteninhalt über die Barke ergießen, so daß sie bald einem schwimmenden Garten gleicht. Die Ufermauern sind mit Teppichen verkleidet und tragen hohe Kandelaber mit lodernden Pechpfannen.
Maria dei Medici ist entzückt von dem Schauspiele, ihre Lobesworte gelten nicht allein dem verschwenderischen Schmucke, auch den prunkvollen Fassaden der Kaisers-Gracht: ah, sie sei bestürzt, aufs höchste überracht, dergleichen wäre in ganz Europa nicht zu finden. Diese Giebel, die mit den Renaissancedenkmälern Toskanas wetteiferten, in schier endloser Reihe ein Prachtgebäude des andern würdig!
Auch der Prinz scheint für Amsterdam erwärmt.
Die Barke gleitet langsam an der Wester-Kirch vorbei. Da haben die Schützengilden Aufstellung genommen. Sie grüßen mit Ehrensalven. Wenige Schritte vom Ufer ragt eine Tribüne: die vornehmen Frauen huldigen Lorbeer- und Palmzweige schwingend. Kleine Mädchen treten ans Ufer und werfen singend Rosen in das zitternde Wasser. Der Turm der Wester-Kirche ist in ein Laubpostament verwandelt, das die Kaiserkrone trägt. Die schweren Glocken dröhnen feierlich aus dem Grün hervor. Die Königin-Mutter vergießt Tränen der Rührung: die Krone der Wester-Kirch war ein Geschenk ihres kaiserlichen Urgroßvaters Karl gewesen, als er das letzte Mal in Amsterdam weilte.
Die goldene Ratsbarke wendet, geführt und gefolgt von zahllosen Prunkkähnen, in die Binnenamstel. Der Platz zwischen

Amstel und Singel ist in eine ländliche Szene verwandelt. Ein kurzes, süßes Versspiel verherrlicht die Freuden des Landlebens: Amstelbürger kommen auf Kirmesbesuch — ein französisches Ballett tanzt in ländlichem Kostüm. Aber nun drängt alles zur Seite, die Amsteljungfrau, die einem Triumphwagen entsteigt, ehrfürchtig zu grüßen. Allein sie verwehrt jede Huldigung ihrer Person, führt Bauern und Bürger an das Ufer, und Bürger und Bauern sinken geblendet vor den Herrschaften auf die Knie.

Doktor Gerard Schaap hatte in letzter Stunde diesen devoten Schluß angeordnet.

Die Gäste, namentlich die Franzosen, geraten außer sich vor Entzücken — wer hätte dergleichen von seiten dieser niederländischen Barbaren für möglich erachtet! Man umdrängt den Bürgermeister, der bescheiden jedes Lob zurückweist.

Sie landen vor dem großen Scharfschützenhofe, der Klovenier-Duhle, wo das Festbankett bereitet ist. Was Europa an seltenen Speisen und Getränken bieten kann, duftet hier in Überfülle.

Der Kapuziner Franz Leclerc sitzt neben Pieter Keezer. Er sucht vergeblich in dem so unbefangenen Gemüte eine oranienfeindliche Faser anzuklingen. Schließlich wird der Schöppe fast beleidigend. Welch unerwartete Gesinnung! Auch bei der übrigen Nachbarschaft sieht Pater Franz seine Vermutungen betrogen.

+

Die Baugerüste von „Beth Israel" glitzern samtig bereift. Nach schwerem, wochenlangem Nebel hat die Sonne ihr blutrotes Gewand zerrissen und strahlt.

Das stille „Tapeithuis" ist gänzlich verstummt.

Michael liegt auf den Knien, das Gebettuch hängt von seinem Scheitel, seine übernächtigen Augen verfolgen die Trostworte des Psalters.

In einer entlegenen Kammer kauern die Kinder bei Lea Leon, und die Alte erzählt unaufhörlich vom Tode ihrer Rachel. Eingeschüchtert horchen die Kinder, sie sind zufrieden, eng beinander hocken zu können.

Nur Baruch bleibt nicht. Er huscht immer wieder davon und schleicht hinüber. Vor der Tür lauscht er, dann öffnet er leise und nähert sich vorsichtig der Mutter.

Vielleicht — vielleicht!

Der ungewohnte Nardenduft beklemmt seine Brust, wenn er sich über das bleiche Gesicht beugt.

Warum sie wohl die Hände unter das große, weiße Tuch versteckt haben? Vielleicht, wenn man das Tuch aufrisse und die Hände befreite!

Damals war es so fürchterlich, wie das Blut aus ihrem Munde stürzte, und sie hat doch bald wieder gelächelt, wenn er bei ihr saß. Jetzt ist das so still gekommen, als ob sie nur vergessen hätte aufzuwachen.

Er legt seine kleine Hand auf ihre Stirn und schaudert zurück. Kalt, ganz kalt. Es befällt ihn Angst, wie damals; er möchte rufen, aber die andern fürchten sich vor der Mutter. Immer ratloser wird sein Herz.

Die Mutter kann nicht so regungslos liegen bleiben, sie muß wieder erwachen, muß die Augen aufschlagen, lächeln, ihn streicheln . . .

Warum hat der Vater ihr die Augen zugedrückt. Vielleicht ist sie nur schwach und kann die Lider nicht aufschlagen. Baruch schleicht auf den Zehen zur Mutter zurück.

Wenn er ihr hülfe, wenn die Sonne in ihre Augen schiene . . . dann, dann gewiß!

Ganz leicht berührt er die Wimpern, die sind nicht so kalt wie die Stirne. Aber das Auge ist fest geschlossen. Sie wird nur zu schwach sein.

Er schiebt das Lid zurück und schaut einen Herzschlag lang angstvoll in das Auge, auf dem die Sonne gleißt . . .

Da überfällt ihn das Grauen und Entsetzen des Todes. Er flieht in einen Winkel, sinkt zähneschlotternd nieder und zieht eine Decke an sich. Seine Augen sind weit und starren hinüber.

Das ist die Mutter nicht... nicht die Mutter... wo ist die Mutter!

So findet ihn Rabbi Jehuda. Er eilt bestürzt zu Baruch und sucht den Kleinen durch stumme Liebkosung zu besänftigen.

„Das ist die Mutter nicht... wo ist die Mutter," wimmert Baruch.

Jehuda hat keine Antwort, er streichelt ihn nur leise.

„Sei still, Baruch, sei still. Sie schläft."

Da kämpft es sich aus dem Kinde: „Sie schläft nicht! Rabbi, ihr Auge! Das ist die Mutter nicht!"

Jehuda tritt näher zur Toten.

„Hast du, Baruch?"

„Ich habe der Mutter helfen wollen! Wo ist die Mutter, Rabbi?"

Jehuda schließt mit zitternden Händen das tote Lid, dann kniet er zu Baruch nieder, und beide weinen bitterlich.

Michael führt die Klageweiber herein. Er ist erstaunt, Jehuda und Baruch bei der Leiche zu treffen.

„Er soll zu den anderen Kindern hinüber."

„Laßt ihn mir für die erste Zeit, Michael. Es wird ihm dann leichter werden."

„Nimm ihn. In deine Hand sei er gegeben."

Bald tost das Haus von dem lauten Geschrei. Trauergäste poltern die Stiege hinauf. Die Kattasim, die Träger, schleichen herbei. Sie haben dicke Tücher um die Füße gebunden, denn das Gesetz gebietet, unbeschuht die Toten zu tragen. Zuletzt kommt Aboab. Er hält die Leichenrede im Hause des frommen Michael, da „Beth Israel" noch nicht die Bahre und die Trauernden überdachen kann.

Dann wird die Tote auf einen Schlitten getragen, dem eine lange Reihe von Wagen hinaus vor die Stadt nach Ouderkerk folgt.

— — Die Kattasim streifen den Rauhfrost von den verdorrten Gräsern des Judenfriedhofes.

Durch die klare Novemberluft raunt der Psalmvers:

Siehe, meine Tage sind eine Handbreit bei dir,
Und mein Leben ist ein Nichts vor dir.

Sie versenken Hanna Debora.

„Sie möge kommen zu ihrem Friedensort!"

Dann fallen die Schollen.

Michael geht, auf Jehuda gestützt, durch die Doppelreihe der Trauergäste.

„Mag der Herr sie trösten mit allen denen, die klagen um Zion und Jerusalem," murmelt es an ihre Ohren.

Jehuda drängt heimwärts zu Baruch, er zieht Michael schnell fort.

Als letzte verlassen die Kattasim den Friedhof. Sie raufen dürres Gras vom Boden und werfen es über die Schulter zurück.

Ein Jahr nach dem Empfange Marias dei Medici prangt Amsterdam neuerdings im Festschmucke — allein die Dreifarb übertönt Nassau.

In Feiertagskleidern spazieren die ansehnlichen Bürger, ihre Gattinnen am Arme, durch die stolzesten Straßen der Stadt. An ihnen drängen die Geringen und Ärmsten vorbei, Übermut auf den Lippen und in den Augen. Um hervorragende Persönlichkeiten staut sich die Menge. Man verlangt ein treffliches Wort zu hören und lauscht gehobenen Gefühles den Reden der Ratsherren und Kompanieregenten. Die Reden bewegen sich immer um denselben Gegenstand und enden immer mit den gleichen Jubelrufen. Alle ängstlich gewahrten Standesschranken scheinen zusammengebrochen. In allen Augen glänzt freudiges Kraftbewußtsein.

Am Dam vor dem Rathaus stehen Faßungetüme in drei langen Reihen. Rat und Kompanien lassen zu jedermanns freiem Begehr hellschäumiges Bier schenken. Bei der Börse werden fetttriefende Ochsen gebraten, um die das berauschte Volk indianische Tänze führt. Männer, Weiber, Kinder lagern vor den Fässern schreiend, balgend, gröhlend. Sie wanken mühsam immer wieder zu den unversieglichen Quellen, bis sie sich, kraftlos lallend, im saueren Unrate wälzen.

Die angesehenen Bürger spazieren den Dam entlang und haben an dem kurzweiligen Schauspiele ein Ergötzen.

Trotz des Freitrunkes sind gleichwohl die Schenken überfüllt.

Flugblätter werden allenthalben verstreut. Auch vor die finstere Winkeltaberne „Zum güldenen Papegoy" verirrt sich ein Austräger und wirft eine Hand voll bedruckter Papiere durch den Türspalt.
Den engen Raum füllten zwei lange Tische, und blauer Qualm verschleiert die schwelenden Talglichter.
Ein riesiger Bursche, dessen Kinn in einer Wollbinde versinkt, lugt aus verquollenen Lidern zu einem mageren Kahlkopf hinüber, ängstlich und doch mit einem Anflug von Trotz. Um die Lippen des Kahlen zuckt ein leichter Spott.
„Also du meinst, wir sollen ihn vors Siechenhaus legen?"
„Mein ich," antwortet der Bursche. „Ich kann's nimmer anschauen, er hält den Winter nicht aus."
„Ist er aber fort, so kommt er nie wieder."
„Du bist auch so gelehrt, und er geht uns drauf. Ihr müßt nur nicht vergessen . . . er hat uns . . . geliebt . . . als wie . . ."
„Die Mutter!" So brüllen alle auflachend.
„Jahawohl . . . wie die Mutter," greint der Riese.
Allgemeines Gejohle.
„Nun flennt er wieder! So besoffen!"
„Du wirst ihn wohl selber vors Siechenhaus schleppen, über den Wall hinüber?"
„Will ich! Werd' ihn tragen auf diesen starken Armen da . . . treu . . . ja treu, wie eine Mutter ihr Kleines." Er schluchzt, und dicke Zähren rollen ihm über die gedunsenen Wangen.
Der Wirt wirft die Flugblätter auf den Tisch. Die meisten Gäste rühren nicht daran, sie verachten die Druckerschwärze. Der Kahlkopf aber und noch zwei andere beginnen zu buchstabieren.
„Es geht nach dem Ton: O Christnacht."
Der Riese heult laut: „O Christnacht . . ."
„Das ist was für deine Gefühle, Troetelkind. Du sollst mitsingen! Der Uriel hat dich doch lesen gelehrt."

„Als wie eine Mutter," greint ein anderer nach.
„Wie die großen Herrn wollen wir's machen," krächzt der Hagere heiser. „Zuerst die Festrede, dann das Gebrülle."
... „Der dürre Maan kennt sich aus! ... War selber so ein Feiner! Ein Advokat! ... Sei still mit deinem Flennen, Troetelkind!"
Der dürre Maan verlangt zuerst ein Glas voll. Dann klingt er an und dienert nach allen Seiten.
„Edelvermögende, hochwürdige, fürsorgliche, ehrsame, hochgeborene, sehr diskrete Herren!"
Gelächter.
„Endlich ist wieder eine Gelegenheit gefunden, unsere arbeitsmüden Mägen unter seltenen Gerichten zu kasteien. Der Admiral Tromp hat fünfzig Spanier gekapert. Das ist der größte Aderlaß, den wir an den Erbfeinden exekutieret, seit Pieter Hein die Silberflotte ausgeraubt hat.
Ehrwürdige, Edelvermögende, das wird unsere vollen Beutel zwar noch immer nicht zum Platzen bringen, jedennoch aber merklich ründen. Und nicht nur uns, sondern auch den armen Schluckern soll's zu gute kommen. Wir bauen ein neues Spinnhaus und vergrößern das Rasphaus."
Brüllen.
„Fürsorgliche, sehr Diskrete! Ihr wisset, daß unser lieber Schöppe Real die Inseln beim Blauen Haupte gekauft hat. Er will nun Tromp zu Ehr und Preis der dortigen wohlbeleumdeten Bevölkerung Paläste bauen aus Marmelstein und heiligen Zedern vom Libanon."
Da unterbricht ihn der Riese: „Jawohl! Ausräuchern werden sie uns wie Fledermäuse, und meiner Mutter Sohn wird nicht wissen, wohin er sein Haupt legen soll."
... „Red was du willst, dürrer Maan, er ist gerührt!"
„Darum, Ehrsame, so wollen wir die ersprießliche Veranlassung im Liede feiern. — Ich, das greinende Troetelkind,

der rote Ram und der, zum wahren Glauben bekehrte, Saam Tulpenboom, als die vier Schriftgelehrten, singen vor."
Sie beugen sich nahe der kargen Lichtquelle über die Flugblätter.

„Auf dreizehn Schiffen unsre Jungen,
die haben fröhlich nur gesungen,
als Martin Tromp sie führt auf See.
Ja, führt auf See.

Sie kannten wohl die span'sche Wehre
und wußten wohl, für Hollands Ehre
zu sterben, das tut keinem weh.
Ja, keinem weh.

Tromp sah die Wellen hoch aufschäumen.
Ein Wald von span'schen Segelbäumen
braust gegen dreizehn Schifflein her.
Ja, Schifflein her.

Doch unsre braven Hollandjungen,
die haben fröhlich nur gesungen:
Für Holland sterben ist nicht schwer.
Ja, ist nicht schwer.

Bei siebzig dicke Gallionen!
Die wöllen keinen Mann verschonen
und brüllen laut aus eh'rnem Mund.
Ja, eh'rnem Mund.

Fünfzig hat Tromp an sich gerissen.
Bei zwanzig haben lernen müssen,
zu modern auf dem feuchten Grund.
Ja, feuchten Grund ..."

Troetelkind kann vor Rührung nicht weiter, aber die andern singen um so lauter.

Rabbi Jehuda setzt das Rillmesser an ein wirbelndes Holzstück; lockige Spähne fliegen hoch auf. Baruch tritt den Radhebel.
Der Tempel Jerusalems steht beinahe vollendet vor dem Fenster.
Jehuda drechselt das große Waschbecken des Vorhofes.
Lange haben beide geschwiegen, der Gelehrte, in seine Handarbeit vertieft, und Baruch, mit ernstem Blicke beobachtend, wie sich die Holzscheibe tiefer und tiefer höhlt.
„Du hast einmal gesagt, Rabbi, daß dich die Drechselkunst ernähren könne."
„Ja, Baruch."
„Du hast mich damals den Spruch des Rabban Gamaliel gelehrt."
„Hast du ihn behalten?"
„‚Es ist löblich die Wissenschaft mit einem Broterwerbe zu verbinden.' — Aber du erwirbst dein Brot nicht mit Drechseln."
Der Rabbi blickt auf.
„Doch könnte ich."
Baruch senkt unzufrieden den Kopf.
„Du hast gelehrt: Gott spricht zu uns durch den Mund der Weisen. Ist es also nicht Gottes Gebot?"
„Nein. Gamaliel rät nur. Er sagt, es sei löblich."
„Rabbi, du sagst: Sonne und Erde sind nichts vor Gott, denn er hat sie geschaffen durch einen Hauch seines Mundes. Kann Gott auch raten? Ist nicht ein jedes Wort aus dem Munde der Weisen Gebot?"
Jehuda schaut Baruch betroffen an.
Was für Gedanken leben im Herzen dieses Knaben! Hat die junge Brust von dem Samen des Giftkrautes empfangen, dessen Fieberduft ihn, den Mann, friedlos von Buch zu Buch hetzt? Hat er unbewußt diesem früh gereiften Kinde, dem Seelenvermächtnisse Hannas, das gefährliche Beispiel

gegeben? Wird der Mutter grüblerischer Geist in dem Knaben lebendig? Ihr Geist, der ihn, den Gottgeweihten, umfangen hatte wie eine heimliche Braut, dem alle Gefühle unbeugsam entgegen gestürmt waren, wie die Flut durch zerrissene Deiche!

Baruch ist ängstlich zurückgetreten.

„Habe ich dich gekränkt," fragte er schüchtern.

„Nein, Baruch. Doch deine Fragen gleichen Vögeln, die in die Sonne fliegen wollen. Sie können ihr Ziel nicht erreichen."

Baruchs Züge werden klar; das Bild erfreut ihn.

„Ist es nicht denkbar," vollendet der Rabbi, „daß sich ein Gott, vor dem die Sterne ein Hauch sind, gütig neigen und zu den Menschen menschlich reden könne, wie er zu den Gestirnen mit schöpferischer Gewalt spricht?"

Baruch nickt. Er ist befreit; so scheint ihm die Größe Gottes nicht angetastet.

Da tritt Morteira in die Kammer.

„Verzeiht, Rabbi Jakob Jehuda, daß ich ohne Erlaubnis eintrete, dort wo ich sprechen höre. Ich muß mit Euch reden."

Jehuda faßt sich schnell.

„Dies ist der Sohn des Michael de Spinoza."

„Ich muß mich entschuldigen, daß ich an dem Gespräche ungerufen teilnahm. Der Knabe scheint ungewöhnlich veranlagt."

Jehuda erbebt. Er weist dem Knaben eine Arbeit zu; dann führt er den Gast in sein Studierzimmer.

„Offenbar kann ich Euch in dringender Sache dienen, Rabbi Saul Levi Morteira."

„Nur eine interessante Mitteilung. Wir stehen unmittelbar vor einem Ziele, dessen Gewinn für die Gemeinde nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Da Ihr von vornherein mit der Sache innig vertraut seid, halte ich es für meine Pflicht, Eure Meinung einzuholen."

Jehuda errötet. Morteira fährt lächelnd fort:
„Meine Vorausſage iſt erfüllt. Der große Sünder iſt zermürbt. Er wird keinen Mord mehr verſuchen, um prahleriſch mit ſeinem Namen zu glänzen.“
. . . „Da Coſta?“
Chacham Morteira ſinkt gemächlich in einen Armſtuhl nieder. „Vor einigen Wochen hat man ihn auf der Straße beim Siechenhauſe der Armen gefunden und hat ihm, unbegreiflich, Aufnahme gewährt. Die Herren tun ſich viel zugute auf ihre Armenpflege. Übrigens muß Da Coſtas Natur vortrefflich ſein, denn er war bereits ſeiner Geneſung nahe, als man uns Mitteilung machte. Aboab hat dann ſeine Auslieferung gefordert.“
„Und er war noch nicht geſund,“ ſtößt Jehuda hervor.
„Geſund, beinahe. Wir haben ſeine Pflege verſprechen müſſen, bevor man ihn entlaſſen hat; der Armenrat Doktor Tulp beſteht darauf. Allein, kein Gläubiger will die Tür vor dem Unreinen öffnen. Ihn aber in die Hände der Gojim zurückweiſen, iſt gefährlich: Ihr wißt, er hat zwei Chriſten vom Übertritte abgehalten. Die Buße allein ſoll ihn retten. Und er iſt nicht weit von williger Unterwerfung. Ich habe ihn geſehen. Sein Auge iſt matt, wie das einer Hündin. — Ein zweiter Grund, ihn von den Gojim fernzuhalten, bevor ſein Blick erſtarkt: es bedarf nur eines geringen Zuſpruchs von ſeiten des Mannes, dem er vertraut, und die Synagoge wird triumphieren.“
Um Jehudas Lippen zuckt Ekel, er will den Handel abweiſen, da hört er Baruch hämmern. Morteiras berechnender Blick iſt auf den Knaben gefallen; ſie würden ihm das Kind entreißen, wenn er ſein Gefühl verriete. Er ſenkt die Augen. Morteira nimmt das für Zuſtimmung.
„Ich habe Da Coſta in der Nähe Eures Hauſes geſehen. — Er drückt ſich an die Mauern wie ein Dieb. Ich habe ihm zuvorkommen müſſen, um Euer weiches Herz vorzubereiten,

denn er ist gänzlich verwildert und zum Skelett abgemagert."

Jehuda erbleicht vor Empörung. Allein er hat gelernt, sein Herz zu verheimlichen. Morteira ist in sein Haus eingedrungen, als er sah, daß ein Elender seine letzte Zuflucht suchte. Morteira will zugegen sein, wenn Da Costa für seinen siechen Leib und seine gefolterte Seele Schutz findet. Mindestens seinen Einfluß will der Chacham genommen haben, denn er mißtraut ihm seit jenem Gelöbnisse.

Die Angst um Baruch befällt Jehuda mit neuer Gewalt. Es gilt um das Vermächtnis Hannas zu kämpfen, um das reinste Glück seines Lebens, das sich gramvoll nach gestaltender Kraft gesehnt hat: um das beseligende Erlauschen der aufklingenden Harmonie eines hochgearteten Wesens. Vor Baruch muß Da Costa fallen.

„Euer Urteil über den Erbarmungswürdigen," kommt es trocken von Jehudas Lippen, „wird untrüglich sein. Ich werde nicht zurückstehen, wenn es gilt, den Ruhelosen zum Frieden zu führen."

Morteira atmet auf. Das lange Schweigen hat ihn für das Gelingen des Planes, auf den sein ganzer Einfluß gesetzt war, fürchten lassen. — Er öffnet die Tür. Sie hören Geräusch von der Stiege her.

Auf der Schwelle erscheint, in Lumpen gehüllt, Da Costa. Er lehnt erst zögernd an dem Pfosten und blickt aus tiefen Höhlen, demütig zu Morteira hinüber.

Jehuda ergreift seine heiße Hand und will ihn sanft auf einen Stuhl nötigen, allein Da Costas ängstliche Augen lassen nicht von dem Feinde. Er umklammert wortlos Jehudas Arm und gleitet auf die Knie nieder, unverwandt den jammervollen Blick zum Chacham erhoben, immer fester zu Jehuda drängend.

„Wer einen Bußfertigen von sich stößt, hat die Gnade des Herrn verwirkt," flüstert Morteira.

„Bußfertig . . .“ murmelt Da Costa.
Dann schleicht der Chacham fort. Jehuda zieht den Zitternden auf den Stuhl empor.
„Baruch!“
Der Knabe öffnet die Kammer und bleibt erschrocken in der Tür stehen.
„Rabbi, wer ist das?“
„Ein kranker Mann. Gib ihm zu essen und zu trinken.“
Da Costa umklammert noch immer die Hände Jehudas. Der Knabe bringt Wein und Brot.
„Nimm, kranker Mann.“
Des Abgemagerten Gesicht leuchtet auf. Er ißt und trinkt gierig. Dann blickt er in die Augen Jehudas.
„Laßt mich schlafen, Jehuda.“
Der Rabbi will ihn zum Ruhebett führen. Da Costa sieht einen Haufen Hobelspäne durch die Kammertür.
„Dort, Rabbi.“
Sie geleiten den müden Mann zu dem erwählten Lager. Er sinkt aufseufzend nieder. Sein Blick schweift dankbar über Jehuda und Baruch, dann trifft er das zierliche Bauwerk.
„Der Tempel . . .“
„Der Tempel der heiligen Stadt,“ bestätigt Baruch stolz. „Auch ich hatte einen Tempel . . . mein Kind . . . doch der liegt in Schutt und Asche . . .“
Er vergräbt wimmernd seinen Kopf in die Späne.
Der Rabbi führt den fragenden Knaben hinaus.

Stolz ragt der hohe Giebel von „Beth Israel“ über den Dächern der Judenbuurt.
Im Betsaal stehen Männer und Knaben gedrängt, hinter den Gittern der Galerien pressen die Frauen einander. Inmitten des Saales, vom umzäunten Predigtstuhl aus, spricht Morteira. Er kämpft gegen Leviathan in kurzen, rauhen Sätzen, die dem Knollendorn der Wüste gleichen. Spärlich

sprießen die Bilder seiner Rede und sie sind brandrot, wie die Blüten des Wüstendornes. Bangigkeit lagert auf den Mienen, und man atmet befreit, als er geendet hat.
Schweigend harrt die Gemeinde. — Dann vernimmt man drei Schläge am Tor. Leises Murmeln.
Sie bilden eine Gasse. Jehuda eilt zur Tür und öffnet für Da Costa. Er geleitet den Büßer in die Umzäunung und reicht ihm die schwarze Kerze und das Sündenregister. Da Costa beginnt laut zu lesen. Endlos ist die Zahl seiner Sünden. Seine Stimme ermattet. Er verdammt sein Leben und bekennt, des tausendfachen Todes schuldig zu sein.
Er stockt und blickt auf. Die schwarze Kerze flackert in der zitternden Büßerhand.
Jehuda steht vor ihm. In den Augen des Rabbi bebt ein feuchter Schimmer. Da wird die Stirne Da Costas glatt. Es ist ihm, als büße er für viele, für alle die Unzählbaren, die mit dem Gotte der Menge fruchtlos gerungen haben, die verbluten mußten, heimlich und vor der Welt.
Er liest mit gehobener Stimme zu Ende.
Dann führt ihn der Küster an einen Eckpfeiler. Daran werden seine Hände gebunden. Sein hagerer Rücken wird entblößt.
Die Gemeinde singt:

„Herr, deine Pfeile stecken in mir,
und deine Hand drücket mich."

Es fallen die ersten Riemenstreiche.

„Nichts Reines ist an meinem Leibe vor deinem Zorn,
kein Frieden ist in meinem Gebeine vor meiner Schuld.

„Denn meine Sünden sind turmhoch über mir,
und ihre Bürde drückt mich zu Boden.

„Meine Wunden stinken,
meiner Torheit eiternde Beulen.

„Krumm geh ich, zum Staube gebückt,
schwarz ist mein Tag vor Trübsal.

„Denn meine Lenden verdorren ganz,
nichts Heiles ist an meinem Leibe."

Schlag auf Schlag. Da Costas Rücken wird rot und schwillt. Der Büßer preßt seinen Scheitel an den kühlen Pfeiler und stöhnt leise. Endlich ruhen die Arme ermüdet. Man bindet ihn los und bedeckt die Striemen. Da Costas Nacken bleibt gebeugt. Sein Blick stiert zu Boden. Über seine Wangen jagen Röte und Blässe. Er schlottert am ganzen Leibe.
Sie ziehen ihn zur Schwelle, dort streckt er sich nieder und drückt sein Gesicht an die Fliesen. Die Gemeinde geht über ihn hinweg.
Sie drängen wortlos, in tiefer Erregung, dem Ausgange zu. Nur das Schlürfen der Schritte belebt die Luft.
Unter den Letzten kommen Jehuda und Baruch, Baruchs Augen sind voll Tränen.
Er bleibt vor Da Costa stehen und kämpft.
Die andern blicken erstaunt auf den Knaben. Keiner will weiter.
Da kniet Baruch nieder. Seine Lippen zucken. Er legt die Hände auf das büßende Haupt.
Da Costa zuckt zusammen. Zaghaft richtet er sich auf und schaut mit weiten fragenden Augen zu dem tränenüberströmten Gesicht des Kindes empor, als träume er.
Er streicht langsam über die Stirn, tastet nach Baruchs Händen; er umklammert den Knaben und birgt sein Gesicht an dessen Brust.
„Baruch . . . Baruch . . . du Gesegneter!"
Niemand wagt einen Laut.
Nur verhaltenes Schluchzen aus dem Saale und von der Straße her.

✦

Da Costa bewohnt eine Kammer in Jehudas Haus.
Nach seiner Entsühnung war er in den Rattenkeller geschlichen und hatte verborgene Schätze gehoben: Bücher, Schriften und den Degen.
Dann war er ein schweigsamer Hausgenosse des Rabbi geworden.
Jehudas Haus gleicht seinen Bewohnern: lautlos und verschlossen vor der Tagesstimme scheint es eine Burg des Friedens und ist doch eine heimliche Brandstätte.
Wochenlang ist Da Costa nicht zu erblicken. Dann wieder tritt er täglich bei Jehuda ein, oft ohne Gruß, und verweilt eine Zeit.
Forscht Jehuda nach seinem Begehren, so schüttelt er den Kopf. Er wolle nur eines Menschen Nähe.
Er liegt dann stundenlang auf dem Ruhebett in des Rabbi Studierzimmer und beobachtet den Gastfreund.
Hie und da gibt er, über eine Talmudstelle befragt, Aufschluß. Allein nur in dürren Worten, ganz anders als früher, wo sein Überschwang bei jedem geringen Anlaß die Kellermauern erschallen ließ.
Er geht unvermittelt, wie er gekommen ist.
Baruch vermeidet er ängstlich.
Einmal ergreift der Knabe seine Hand und bittet ihn zu bleiben: er soll den Tempel der heiligen Stadt bewundern, da er vollendet ist.
„Du hast auch einen Tempel gebaut," erinnert Baruch, „er ist dir verbrannt. War er so schön wie dieser?"
„Schöner, Baruch."
„Wie schade! Warum hast du ihn verbrennen lassen?"
Über Da Costas Augen sinkt ein Schleier.
„Sein Fundament war aus den Trümmern der anderen Tempel errichtet. Darauf wuchs ein schlankes Säulenwerk, gekrönt von leuchtenden Kuppeln ... Dort sollten die Menschen lustwandeln, befreit vom Alp des tausendjährigen Schlafes,

und ihres höchsten Glückes, der Schönheit, Orgeltöne sollten die Luft erfüllen — und ihrer höchsten Sehnsucht, des Wahrheitsdranges, Glockenspiel sollte in die Orgelklänge einfließen, eine nahverwandte Melodie . . . Da brachen aus den Trümmern des Fundaments die Flammen, die dort lauernd gelegen hatten, an ihrem letzten Fraße zehrend, und sie verschlangen Säulen und Kuppeln."

Baruch lauscht verwundert.

„War er ein wirklicher Tempel, so fest gebaut wie dieser," fragt er zögernd.

„Auch du zweifelst an meiner Baukunst," kommt es matt zurück.

Da Costa faßt den Arm Baruchs.

„Warum bist du nicht über mich hinweggeschritten wie die andern?"

„Du hast mir leid getan," antwortet der Knabe laut, als müsse er sein Gefühl verteidigen. „Und den andern hast du auch leid getan, denn sie sind dann nicht mehr über dich hinweggeschritten."

Da senkt Da Costa seine Stirne und geht schweigend fort, als sei er abermals geschlagen.

——— An diesem Abende hat Da Costa die Blätter seiner Biographie aus dem staubigen Bücherhaufen herausgegraben. Immer erregter folgt er den kunstvollen lateinischen Satzgebilden. Als das Fragment beendet ist, wirft er es unter bitterem Gelächter über den Tisch.

„Tu ab die großen Falten, darunter deine Kläglichkeit verkrochen liegt, und schnür den Kothurn von den Füßen! Die schlechteste Schänke ist voll von heldenhaften Worten! Ein Leben, das seine Linien der Ewigkeit eingeprägt gesehen hat, erntet das Mitleid eines Knaben. — Kläglich, unwürdig des Gedankens, von dem es getragen war!"

Er schneidet eine Feder und schreibt die Nacht hindurch: kunstvolle lateinische Satzgebilde, in zierlicher Schnörkelschrift. Als

ſpiele er mit dem eigenen Herzen, wie er in ſeiner Jugend getan, um in wollüſtigem Schmerze zu ſchwelgen.
So wird das Fragment voll. Er ſchlägt es in ein Pergament und ſetzt den Titel darauf: Exemplar Vitae Humanae.
Dann trägt er es in die Druckerei des Raveſtijn.
Jehuda beſchwört ihn, das Manuſkript zurückzuziehen, allein Da Coſta bleibt entſchloſſen.
„Darin iſt endlich der Schluß meines Lebens, das aus lauter ſchillernden Prämiſſen beſtand, gezogen worden. Eine Warnung für meine Brüder, die Halben — deren Füße auf dem feurigen Wege verkohlen, deren Lippen am heiligen Quell verdurſten.“
Da muß Jehuda ſchweigen.

Laue Frühlingslüfte treiben leuchtendgelbe Abendwolken über den Dächern der Judenbuurt hin.
Jehuda lehnt am Fenſter und gedenkt bekümmert des friedloſen Freundes, ſelbſt ohne Frieden, der Bangigkeit des Abends hingegeben.
Er fährt auf: Uriel iſt unhörbar ins Zimmer getreten.
„Ich erſchrecke Euch, Jehuda. Gewiß waren Eure Gedanken bei mir! — Nicht viel Gutes habt Ihr denken können!“
Der Rabbi iſt wieder in ſich zuſammengeſunken und bleibt ſtumm.
„Unſere Gedanken laufen an einer Deichſel. — Eine unausſtehliche Jahreszeit: Frühlingserwachen. Eine entſetzliche Tageszeit: Abenddämmern.“
„Ich kann nichts Geringes von Euch denken, Da Coſta.“
„Um ſo ſchlimmer für mich. Der Druck meiner Biographie iſt beendet. Je eifriger mein Verleger ſpricht, deſto ſchuldiger fühle ich mich vor Euch.“
„Ihr könnt aus Euerer Natur ebenſo wenig, wie ich aus der meinen. Macht Euch keine Vorwürfe, Ihr müßt kämpfen.“

„Rabbi, Ihr habt das Gesicht für mich verloren. Mein einstiges Leben hat Euch mit allzustarken Bildern bedrängt. Damals trug ich die Miene eines Kämpfers. — Meine Natur, wie Ihr das nennt, ist erlegen. Nicht unter den schmerzenden Streichen, nein, unter dem Mitleid. — — Ich war nahe daran, mir ein Martyrium einzubilden."
„Und Baruch hätte Euch daran gehindert?"
„Ja. Er hat meine Schwäche offenbart. Er hat mich einer Geste überführt, wo ich die Krone eines erhabenen Lebens zu besitzen glaubte.
Ihr habt mich oft um die Kraft meines Willens beneidet, Jehuda, allein Ihr seid mir weit überlegen.
Ist es nicht schwerer die höchsten Zweifel schweigend zu tragen, als sie den Unmündigen vor die plumpen Füße zu werfen, mit einer Pose, die des Schaugerüstes wert wäre?"
„Ihr ertränkt das Leben aller Kunst in Eurer Bitterkeit."
„Nein, Rabbi, nur das Scheinleben der Stümper. Wäre ich ein Künstler des Gedankens gewesen, ein Schaffender, so müßte ich zum Märtyrer gewachsen sein.
So wenig war von jener Größe, für die ich Not und Schande gelitten habe, wesentlich in mir, daß ich in dieser Schrift, die mein Leben entblättert, nur die Erbärmlichkeit meiner Umstände gespiegelt finde."
„Da Costa, Ihr seid ein Künstler! Ihr habt alle besessen, die Euch gesehen haben. Auch dafür ist Baruch Zeuge."
„Keine Vollnatur, Jehuda — kaum eine halbe. Was Euch an mir erschüttert hat, ist die Miene gewesen, mit der ich meine Umgebung ertrug, vielleicht auch das ikarische Gebaren meines Wollens. — Mein Geist war machtlos, weil er zu gering war.
Laßt mir den schmeichelnden Glauben, bevor ich gehe, daß diese Erkenntnis der Größe meiner Lebensgeste nicht unwert sei."
„Bevor Ihr geht?"

„Ich bitte Euch, Jehuda, bei der Liebe, mit der Ihr mich großmütig überschüttet habt, nichts zu hindern!
Ihr habt im Dämmern nicht bemerkt, daß ich Kavaliers-kleider trage, und daß ein Bartkünstler meinem Kopfe Façon gegeben hat. — Ich werde mir nur noch den Degen umschnallen. Dann reite ich durch die Frühlingsnacht nach Ouderkerk, um der Frau noch einmal zu danken, die meine Rattengruft erhellt hat. Und dann werden sie mich finden."
Jehudas Augen erweitern sich; er preßt fiebernd seine Hände ans Herz.
„Da Costa ... Da Costa ... Ihr seid doch ein Künstler!"
„Vielleicht — dann — aber nur dann.
Eure Hand! Und tretet mir nicht entgegen, wenn ich die Treppe hinuntergehe."
Jehuda schlingt seine Arme um den Scheidenden. Der erwidert den langen, brüderlichen Kuß.

Jehudas Herz droht zu zerspringen. Er ist in einen Lehnstuhl gesunken und lauscht mit verhaltenem Atem.
... jetzt knarrt die Tür ... Knistern der Treppe ... leise, sporenklingende Tritte ... das Tor fällt ins Schloß!
„Da Costa! ... Da Costa!"

## III

Der warme Wind füllt das Segel kaum. Hie und da fällt ein haſtiger Luftſtoß auf die ruhige Fläche der Weſter-Amſtel und huſcht, das Gewäſſer leicht kräuſelnd über die Glätte hin, daß die Spiegelbilder der gilbenden Ulmenkronen zuſammenſchauern und verwehte, ſchwimmende Blätter eine kurze Zeit tanzen.

Das Segelboot trägt Jehuda und Baruch lautlos durch den Herbſtmorgen. Baruchs Hand liegt auf dem Arm Jehudas; beider Blicke folgen dem Spiele des Windes.

Über dem Steuer lümmelt ein alter Schiffer, tabakkauend, unverwüſtlichen Gleichmut in den Augen und um die faltigen Lippen. — ‚Ouderkerk', hat der Herr geſagt, als er mit dem Jungen eingeſtiegen war. ‚Ouderkerk', hat der Alte gebrummt, einen Brocken in den Mund geſchoben, das Segel gehißt — alles langſam, gedankenlos, einig mit dem Schweigen der Natur.

Jehuda hat zuerſt ſtockend, dann aber gefaßt, auseinandergeſetzt, daß es ſeinen Abſchied gelte.

„Du wirſt in wenigen Wochen das zwölfte Jahr vollenden. Unſer Blut reift ſchneller als das der Nordländer, ſo kann ich ohne Furcht, Hochmut zu wecken, und ohne mich meines Alters zu ſchämen, das Herz vor dir öffnen. Ich will zu dir reden wie ein Freund zum Freunde.

Was ich von meinem Wiſſen mit dir teilen durfte, haſt du aufgenommen, und du ſelbſt mußt fühlen, daß du nun erſt

am Anfange stehst, gleichsam im Vorhofe des Heiligtums. An der Hand eines einzigen Führers kannst du nicht ins Heiligtum gelangen. Du mußt manche Meinung vernommen und an deiner Wahrheitsliebe geprüft, sie aus dem Spiegel deines Instinkts zurückgeworfen und zu eigener Anschauung überwältigt haben, bevor du selbst mit starken Schritten das Heiligtum betreten darfst. Dein Gewissen muß im Widerstreit der Gefühle geläutert sein, dein Herz muß im Kampfe um sein Eigentum erstarkt sein, dein Blick muß scharf, wie der eines Seemannes, den Nebel unlauterer Meinungen durchdringen können: dann erst darf dein Wunsch an den Vorhang des Allerheiligsten rühren.

Solches aber erwächst dir nur aus lebendigem Kampfe — und, mein Freund, zwischen uns ist ein Kampf unmöglich. Wir lieben und vertrauen einander allzusehr. — Das ist das eine.

Dein Geist wird wachsen, vielleicht weit über den meinen hinaus. Du könntest mir eines Tages mit Fragen begegnen, vor denen ich stumm bliebe, und würdest auch an dem zweifeln, was meine Wahrheit ist. Und, Baruch, glaube mir: wenn sich zwischen uns ein Schleier senkte . . . das wäre ein allzugroßer Schmerz für mich und für dich. Das könnten wir nicht miteinander ausringen. Unsere Liebe würde kränkeln. — Das ist das andere."

„Rabbi!"

„Sei stark, Baruch, und vertraue mir: du mußt unter die Fremden, du mußt lernen, einsam zu sein. Dein Vater und Rabbi Morteira wollen, daß du in die Gesetzesschule eintrittest; sie haben das Richtige erkannt. Wie sehr ich auch mit mir um deinen Besitz gestritten habe — wer die Schulung eines Rabbi hinter sich hat, wird an Gründen nicht verlegen, die seinem Wunsche schmeicheln — immer hat dieselbe Erkenntnis den Sieg gewonnen: du mußt die Einsamkeit erlernen, du mußt unter die Menschen.

Solange ich in deiner Nähe bin, ist das unmöglich. Jawohl, mein junger Freund, unmöglich. — Ich habe das Haus verkauft und werde in wenigen Tagen dem Chacham Aboab nach Brasilien folgen."
„Rabbi! Rabbi . . ."
„Tu mir nicht weh, Baruch, denn so ist es beschlossen. Nicht deinetwegen allein verlasse ich dich und nicht für immer. Du wirst das später verstehen: ich könnte nicht ruhig beobachten, wie dich fremde Gewalt überfällt und dein Herz unter der Last neuer Erkenntnisse ringt, deren Gewinn jeglich eine Entsagung bedeutet — ohne immer wieder meine Arme dir entgegen zu breiten und dich zurückzurufen. Du sollst aber ein Mann werden. Bist du ein Mann und habe ich die Gewißheit, daß du mein Leben liebevoll verstehen kannst ohne Enttäuschung und Zweifel, dann will ich wieder zurückkehren."
Baruch kann nicht sprechen und nicht weinen. Seine Brust ist voll Trauer und Verehrung. Er hat nur seine Hand auf den Arm des Freundes gelegt.
So werden sie lautlos über die spiegelnde Wasserfläche hingetragen. Nichts stört den tiefen Herbstesfrieden. — Am Ufer kreisen in schläfriger Stetigkeit die Mühlenflügel. Ein hageres Pferd zieht gleichmäßigen Schrittes, den Kopf tief gesenkt, am straffen Tau eine Zugschütte. Kaum daß ein Vogel seine Stimme hebt.
Hinter dem leichtgeblähten Segel lümmelt der Alltag über dem Steuer und kaut Tabak.

Noch birgt der Friedhof der portugiesischen Gemeinde wenig Gräber. Unweit des Denksteines der schönen Mirjam Munez ragt der Hannas aus dem Grase wie der Giebel eines versunkenen Hauses.
Jehuda hält Baruchs Hand.
„Willst du mir geloben, dein Gewissen rein zu halten, gleich dem Andenken deiner Mutter?

Nie ja zu sagen, wo auch nur der leiseste Zweifel dein Herz berührt — nie nein zu sagen, wo sich nicht dein ganzes Wesen empört.
Den zu verehren, der die Krone der Liebe trägt, den zu achten, dessen Augen vor Sehnsucht leuchten, und sei es der Geringste.
Jene zu meiden, die sich beruhigen, ohne mit Gewißheit erfüllt zu sein, und zu verachten, die mit frecher Stirn richten, ohne die Wahrheit ihres Rechtes zu glauben — deren Mund von tönenden Lügen schallt."
Baruchs Herz schlägt hoch und seine Augen leuchten.
„Ich gelobe, Rabbi!"
Dann gehen sie Hand in Hand über die Grasfläche bis an die Weidenumfriedung. Dort im äußersten Winkel der Totenstadt hebt sich ein wildbewachsener Hügel.
Der grauhaarige Totengräber ist ihnen neugierig gefolgt. Er erkennt den Rabbi und will sich wieder entfernen; ein freundliches Wort hält ihn zurück.
„Da hab' ich ihn gefunden, Rabbi, vor vier Jahren, noch heut seh' ich ihn liegen . . . dort am Weidenstamm war sein Pferd angehaltert . . . er war ganz naß vom Tau."
Jehuda beugt sich zu Baruchs Ohr nieder.
„Er hat mit Fieberhänden an den Vorhang des Allerheiligsten gerührt und, die den Vorhang um des Geheimnisses willen fürchten, schonungslos ihrer Schwäche beschuldigt. Er vermochte nicht einsam zu schweigen mit seiner Wahrheit. So war sein Leben wie die Flucht eines Wildes vor den Jägern, und sein Tod war ein Gericht."
„Wenn aber die Wahrheit so groß war, daß er nicht schweigen durfte, wie die Propheten nicht geschwiegen haben?"
„Weh dem, der Unfrieden schafft durch seine Wahrheit — ohne Verheißung! Da Costa hat das Kainszeichen getragen und ist erlegen. Er hat für sich nicht Kraft genug gehabt. Wer aber mit Prophetenstimme spricht, muß stark sein für

sich und die andern. Sonst ist er unwert, und hätte er tausendmal Gott geschaut. Denn die Wahrheit ist ein Feuer und bedarf des Mannes, der sie zur Opferflamme zwingt."
Baruch fühlt Mut und ist voll Hoffnung, alle Trauer ist von ihm gewichen. Er weiß, daß Jehuda mit ihm sein werde, und sei er noch so fern.

Am Abend war Jehuda zu Michael gegangen und hatte ihm zwei gewichtige Säcklein, die mit Wachs versiegelt waren, eingehändigt. Sie sollten Baruch übergeben werden, wenn er den Baum des Lebens, so war die Gesetzesschule benannt, verlasse.
Gerührt hat Michael das kleine Vermögen eingeschlossen.
Er ist um Baruchs Zukunft bekümmert, hätte ihn am liebsten dem Kaufmannsstand zugeführt, wie seinen Isaak, allein Morteira widerrät. Michael kann sich nicht in das stille Wesen seines Baruch finden. Der Knabe geht bei ihm aus und ein wie ein Fremder. Seit Michael Esther de Spinoza geheiratet hat, um dem verwaisten Hause eine Frau zu geben, tritt Baruch nur während der Mahlzeiten unter die Familie. Heimlich zwar hofft der Vater ihn gewinnen zu können, wenn er dem Einflusse Jehudas entzogen sei.
Esther war dem Sohne ihrer Jugendfreundin herzlich entgegen getreten, mit der Bitte sie Mutter zu nennen. Allein der Knabe hatte ernst den Kopf geschüttelt: seine Mutter sei tot.
Die Sorgfalt der neuen Frau war bald mit der Neigung aller Hausgenossen belohnt worden, sogar die kränkelnde Lea war ihr zugetan. Nur Baruch bleibt zurückhaltend, und gerade um ihn wirbt Esther am eifrigsten. Sie hat für ihn eine Kammer wohnlich eingeräumt, da soll er ungestört seinen Studien nachgehen können.
So sehr Baruch über diesen Vorzug erfreut ist, Stiefmutter und Stiefsohn können keinen Weg zu einander finden.

Esther und Michael haben dem Entschlusse Jehudas aus gleichem Grunde freudig zugestimmt.
Der Rabbi hat nach kurzem Besuche das „Tapeithuis" verlassen. Baruch ist nicht gerufen worden, erfährt nichts von dem Geschenke. Jehuda hatte die Sprache nicht auf Baruchs Verbleiben gebracht. Sie waren beide zu empfindsam, um die Erregung ihrer Morgenfahrt durch eine äußerliche Begegnung zu verflachen; um sie lag das heiligende Schweigen.

Jehuda will vor der langen Fahrt noch einmal Rembrandt sehen. Seit drei Jahren hat er den Meister nicht besucht. Damals war Saskia van Ulenburg begraben worden. Sie hatte einem Sohne ihr Leben geschenkt.
Mancherlei Gerüchte gehen über Rembrandt. Er soll ganz in sein Schaffen verloren leben, der Außenwelt keine Rechnung tragen, mit maßloser Verschwendung und unerhörtem Prunke sein Haus erfüllen. Die Amme des Sohnes, eine herrschsüchtige, gemeine Person, wie die Bewunderinnen des vielgerühmten Witwers behaupten, soll die Wirtschaft an sich gerissen haben und den Weltfernen knechten.
Jehuda betritt die Flur Rembrandts. Die Magd bittet ihn, eine Weile zu warten. — Die Zeit wird nicht lange: Gemälde, Zeichnungen, Radierungen, teils der Kunst des Meisters selbst entstammt, teils aus italienischen und deutschen Werkstätten, bedecken die Wände. Auf Konsolen und Tischen reihen sich buntfarbige Gefäße aus Indien und China. An den kostbaren Wandteppichen lehnen Waffen, hängen Musikinstrumente, Gipsabgüsse und schillernd befiederte Bälge fremdländischer Vögel. In den Winkeln am Boden häufen Muscheln, Korallen, Kalkschwämme ein seltsames Durcheinander. Alles überstrahlt das verschwenderische Licht dreier schmiedeeiserner Ampeln.
Da knarrt die Treppe unter einer robusten Frau, die, ohne gänzlich hinabzusteigen, sich über das Geländer niederbeugt.

„Was steht zu Dienſten, Mijnheer?“
„Ich wollte den Herren ſprechen.“
„Wer ſeid Ihr?“
Jehuda nennt Stand und Namen.
„Herr Rembrandt iſt nicht zu ſprechen!“
Damit ſteigt die Frau wieder hinauf. Aus ihrem Gemurre meint der Rabbi ‚läſtiges Judenvolk‘ zu vernehmen.
Er verläßt traurig das ſtolze Haus.

Jehuda ſteht am Achterdeck des Braſilienfahrers. Die Ankerketten klirren und ſchlüpfen glitzernd aus dem Ij.
Amſterdam liegt in güldendem Morgenſcheine.
Filigrane Kirchtürme, die ihr gedämpftes Glockenſpiel herüberſenden, als letzten Gruß — wirre, dichte Häuſerreihen, auf deren ſpitzen Giebelzacken blinkende Kugeln und Wetterfähnchen flimmern — frachtbeladene Grachten, die noch im Morgenſchatten düſtern — auf dem Wallring hie und da die Zinne eines Turmes und Mühlenflügel, die hinter der Stadtſilhouette auftauchen und verſchwinden — von den Torbauten aus, die langen Pfahlbrücken in den Ij, von Zugſtegen unterbrochen, deren ſchweres Hebelwerk vom Teer glänzt.
Stolz kannſt du dein Haupt tragen, Amſteljungfrau! Deine Burg iſt herrlich beſtellt, wie die einer Königin!
Am Schreiersturm iſt ein Relief eingelaſſen: die Schiffersfrau weint in ihre Schürze; auf fernen Wellen wiegt ſich mit vollen Segeln der Kauffahrer, der ihren Mann entführt. Vor dem Schreiersturm pflegt man ſeit alters die letzten Grüße zu winken.
Auch jetzt drängen Weiber und Kinder dort. Sie ſchwenken Tücher und Mützen dem Braſilienfahrer nach, der langſam in Stromesmitten ſeewärts zieht.
Niemand achtet des ſchmächtigen Judenknaben, über deſſen blaſſe Wangen die Tränen perlen.

Alljährlich, wenn der Winter seine ersten Boten über das Land der Grachten sendet, trifft der Brief aus Pernambuko ein. Baruch erwartet ihn schon wochenlang ungeduldig.

Neben den Schilderungen des fremden Landes hatte Jehuda im ersten Briefe über die Abdankung des Statthalters berichtet, die das niederländische Brasilien in höchste Gefahr brachte. Moritz von Nassau verließ die kaum gefestigte Kolonie, aufs höchste erzürnt durch die habgierige Knauserei der Kompanien. — Der zweite Brief erwähnte einer Verschwörung der hartbedrückten Portugiesen, einer Jesuitenhetze gegen die kalvinischen und jüdischen Untertanen Hollands und Plünderungen durch verbündete Portugiesen und Indianer. Der holländische Admiral Schuppen befreite das verhungernde Pernambuko von den Belagerern.

Baruch sitzt auf seinem Bette und liest die dritte Botschaft des Freundes. Immer aufs neue überfliegt er Blatt um Blatt; seine Hände zittern vor Erregung.

Der Brief war länger ausgeblieben als in den beiden Vorjahren. Der Dezembersturm rüttelt an den Fenstern.

Die unsichere Schrift hatte Baruch auf den ersten Blick hin beunruhigt, auch hatte der Rabbi gegen seine Gepflogenheit mit den politischen Ereignissen begonnen: Pernambuko sei neuerdings bedrängt, in der Stadt wüte Hunger und Brand, seine Wohnung sei von den Flammen zerstört. Er liege im Lazarett und fühle seine Kräfte schwinden. Wenn Baruch den Brief gelesen habe, solle er das Totengebet sprechen,

dann decke den Leib des fernen Freundes gewiß schon der Rasen.
Wie Da Costa vor der Welt getan, so wolle er vor dem Einzigen, den er liebe, sein Leben entrollen — zur Warnung vor Hinfälligkeit des Herzens und verheimlichten Gewißheiten der Vernunft, vor Halbheit um des äußeren Friedens willen, die zum inneren Fluche werde.
Baruch liest schluchzend das Bekenntnis Jehudas von seiner Liebe zu Hanna — wie er seines Lehrers geistiger Sohn ward in der Stunde, da die Mutter den Sterbensweg begann. Er schaut eine Welt voll Zärtlichkeit, die unerblüht unter dem Reife des Gewöhnlichen verderben mußte. Ein Held ist Jehuda gewesen und Hanna eine Heldin; es scheint ihm unmöglich, daß seine Mutter den entsagenden Mann nicht liebte.
Und er lauscht den wühlenden Zweifeln des Rabbi an der Heiligkeit des Väterglaubens.
Seine Wangen erglühen, seine Augen irren hastig über die Zeilen; er wird zornig ergriffen von der Verachtung des Gottgeweihten gegen die klingenden Beruhigungsworte; er wird erschüttert von dessen Friedlosigkeit.
Baruch läßt das letzte Blatt fallen. Seine Hände umklammern die brennende Stirn. Er tritt ans Fenster und starrt in das Flocken-Wirbeln. Er geht zum Kamin, dort glühen die Scheite.
... Wird der ruhmbedeckte Martertod der Glaubenshelden nicht aufgewogen von dem stummen Gewissensopfer dieses einen, dieser vielen Märtyrer des Zweifels?
Baruch nimmt die Blätter von neuem auf. Der Rabbi schließt:
... ,und doch war mein Leben gesegnet, zwiefach gesegnet. Als ich in stiller Stube meinen Geist wachsen fühlte — weit über die Schranken des Gesetzes hinaus — in jenen Jugendjahren, da noch das Nebelland der Träume, vom Morgengold übergossen, vor meinen Füßen lag. Da war ich des schönsten

Glaubens noch gewiß, des Glaubens an die unbesiegliche Eigenmacht der Wahrheit. Sie thronte im Lande der Träume, herrlich, eine Königin, die nur den Schleier zu teilen brauchte, daß alle Herzen sich ihrem Antlitze beugten. Noch wußte ich nicht, daß sie nur meine Wahrheit war, die ich mit der Gottesgewalt krönte.

Sie ist mein erstes Glück gewesen, und das verlosch bald: es barg keinen neuen Frieden, zerstörte nur den alten. Ein Siegestaumel ohne Palme.

Allein, noch einmal neigte sich die Freude zu mir: als mir Hanna dein Leben anvertraute, Baruch, sah ich ein neues Hoffnungsland. Deine Seele erblühte. Ein beglückendes Schauen für mich Einsamen! Ich geleitete dich vor Edens Tor und konnte dich warnen: der Baum inmitten des Gartens hat hundertfältige Frucht getragen! Nur wer reines Herzens ist, nur der darf in dem verbotenen Haine wandeln.

Und wohl mir, ich weiß dein Herz rein, wie die Flamme des Morgensterns! Du warst mein anderes Glück, und das ist nicht verdorben. Baruch, du Gesegneter!'

Baruchs Hände ruhen auf den gefalteten Blättern, sein Gesicht ist verklärt.

Der Abend netzt seine Spinnweben dichter und dichter über das Fenster. Die Farben verlöschen zu mattem Grau. Nur auf dem Kaminrost züngeln blaue Flammen über der Rotglut. Gesegneter! Ein heiliger Jubel schwellt Baruchs Brust: die Pforten des Todes sind überwältigt von der Liebe.

Ist es in Wahrheit Gottes Stimme gewesen, die Adam unter dem Fluche erdrückte: ‚Du bist Staub! Sollst Staub werden!' ... Ruhte Gottes Atem auf den Lippen des Predigers, als er sprach: ‚Ein Gleiches ist verhängt über den Menschen und über das Vieh — wie es stirbt, so stirbt auch er, denn alles ist eitel!' ... War es nicht irrende Verzweiflung, wenn der Tal-

mud lehrte: ‚Aus einem Tropfen Fäulnis bist du gezeugt und dein Ziel ist Moder!‘
Gott hätte die Liebe nicht gekannt!
„Kein Totengebet, Rabbi! Du lebst in mir! Keine Klage um Hanna, meine Mutter, denn du bist in meiner Brust mit ihr vereint!“
Er rafft das Schreiben zusammen und tritt zum Kamin.
Langsam gibt er Blatt um Blatt, und ein jedes flammt leuchtend auf, so daß die glimmende Glut unter diesen Flammen zu weißer Asche verblaßt.
Er schreitet ruhig in der schmalen Kammer auf und nieder.
Es wird ihm offenbar, daß Jehuda ihre Liebe schützte, als er nach Brasilien zog. Sie konnte nur leben, wenn sie die Bangigkeit aller Fragen überwand. Sie wäre am unerfüllten Vertrauen gestorben. Er hätte gezögert, manche Bedenken dem Rabbi mitzuteilen, die er seinen Lehrern im Baum des Lebens ohne Scheu vorstellt. Seine Lehrer können ihr Gewissen mit prahlenden Worten beschmeicheln, wenn die Antwort fehlt. Das wäre für Jehuda unmöglich gewesen. — Sie hätten einander geschont, und Liebe schont nicht.
Der Rabbi hat sein anderes Glück hingegeben um der höheren Liebe willen.
Nur ein Widerspruch bedrängt den jungen Grübler. Mußte der Rabbi nicht auch für ihn fürchten?
Da überkommt es ihn, als höre er Jehudas sanfte Stimme ganz nahe: ‚Wohl mir, ich weiß dein Herz rein wie die Flamme des Morgensterns!‘ — Er fühlt des Freundes Hand und sieht den Grabstein der Mutter vor sich. ‚Gelobe mir, dein Gewissen zu bewahren.‘
Hat der Rabbi unreinen Herzens Eden durchirrt? Warum entthront er so bitter seine Wahrheit?
Vielleicht fühlte er in den letzten Lebenszügen, daß er in Jugendjahren sein Bestes mit dem Väterglauben hingab ... daß seine Wahrheit ein irrendes Greifen über seine Kraft hinaus

und das Glaubensopfer ein Mord an seiner Natur gewesen sei!
Jehuda sitzt vor Baruch am Drechselstuhle: wie er sorgfältig die kleinen Säulchen ründet! Und vor dem Kammerfenster: wie er eifrig Säule um Säule pflanzt! Dabei erzählt der stille Rabbi unaufhörlich und mit blühenden Worten von der heiligen Stadt. — Dort lag seine heimliche Sehnsucht. Nur die Kälte des Ritus hatte den Träumer zum Zweifler gemacht.
Jehuda hatte das Abrahamsopfer vollbracht und sich vergeblich nach dem Widder im Dornbusch umgesehen.
Baruch wird von wunderbarer Wärme erfüllt.
Er hebt die verkohlten Blätter von der Asche und benetzt sie mit seinen Tränen.

Als er in den Baum des Lebens eintrat, war er seinen Mitschülern an Kenntnis der heiligen Sprache weit überlegen; während sie sich über Vokalzeichen und Stil mühten, konnte er den Pentateuch und die Propheten durchforschen. Einzelne Widersprüche im Texte suchte er als wechselnde Meinungen der verschiedenen Persönlichkeiten zu begreifen: David, Salomo und die Propheten waren alle ihre eigenen Wege geschritten. Aber auch das Fünfbuch konnte nicht von Moses allein geschrieben sein: es erzählt vom Sterben des Fürsten, benennt Orte, die erst nach Josuas Tod diese Namen erhielten und schließlich führt es über Moses die Rede, wie über einen dritten.
Verletzungen der Wahrscheinlichkeit schienen Baruch die Folge einer niederen Kulturstufe, die längst überholt sei. Daß seine Lehrer den Einklang herzustellen strebten, sah er bisher als Schonung des Ehrwürdigsten an und verurteilte nur ihren grollenden Eifer. — Er war häufig erbittert in seine Kammer getreten, wenn man seine Einwände mit prunkenden Worten zu erschlagen versucht hatte, allein er fand

es zum Schlusse begreiflich, daß der Lehrer seine Blöße verhülle.
Erst heute, bei Jehudas Geständnis ist ihm bewußt geworden, daß seinen Scheitel der verbotene Hain beschatte.
Was ist es anderes, woran er seine vergleichenden Erwägungen zieht, worin er Widerspruch und Unwahrscheinlichkeit entdeckt, als das Fundament des Väterglaubens, daran auch Jehuda heimlich gerüttelt hat?
Was ist es anderes als Jehudas Wahrheit, die auch ihn an der Göttlichkeit manches geheiligten Wortes zweifeln läßt!

Baruch richtet sich auf und läßt Asche zu Asche fallen.
Jehudas Jugendglück war andrer Art als die Gewißheit, die ihn erfüllt. Jehuda hatte die Kargheit seiner Zweifel auf den Wahrheitsthron gehoben und von ihrem dürren Munde den erlösenden Frieden erhofft.
Baruchs Blick versinkt in der letzten matten Glut der Asche.
Irgendwo muß die Flut des höchsten Lichtes schweben und des dürstenden Auges harren. Mögen alle Lehrgebäude vom Zweifelssturme erbeben bis in die innersten Fugen! Irgendwo muß der Funke ruhen, der die Erkenntniskraft geborgen hält.
Was die Rabbiner lehren, muß nicht die Wahrheit Gottes sein, sonst hätte Jehuda darin den Frieden gefunden, sonst wäre Da Costa nicht gestorben, und er selbst könnte nicht zweifeln, ohne vor dem eigenen Herzen schuldig zu werden.
Vielleicht ist die eifernde Sehnsucht aller derer, die Gottes Wort verkünden, der Hemmschuh reiner Erkenntnis. Sie handeln voreilig wie Jehuda, der seinem Zweifel die Gotteskrone lieh, und wollen Gott mit menschlichen Fesseln binden.
Wäre es möglich, daß die Erde Raum hat für hundertfältigen Glauben, wenn in einem einzigen die volle Wahrheit lebte, die alle Herzen mit ihrem Frieden erfüllen müßte?

Kann Gott ein Offenbarungswerk so unvollkommen beginnen, daß er nur wenigen verständlich bliebe?
Jehuda mochte irren, die andern freveln.
Jehuda verdürstete in dem Verlangen, Gott zu schmecken — sie aber ziehen Gott herab in den Staub und entheiligen seinen Namen.
— — Als sei er aus tiefem Schlafe erwacht, breitet Baruch die Arme.
Vor seinen Augen ersteht, schleierumwoben, ein heiliges Land, das sich in unendliche Weiten dehnt. Dort rauschen die Quellen der höchsten Gewißheit, dort will er wandern sein Leben lang, will suchen und Quellen finden. Und sollte er nie ihren Silberton erlauschen, es wird doch ein seliges Wandern sein im heiligen Lande Gottes.
Baruch entzündet ein Licht, dann schlägt er das Buch des Dichters Jehuda Halevi auf: ein Lied, das ihn immer mit besonderer Gewalt ergriffen, aber nie noch den erlösenden Frieden gegeben hat.

Stark ist mein Geist! Vor seiner Schwingen Glast
ersterben Löwen, und der Erde Schoß
stellt reiche Schätze seinem Auge bloß;
mein Tisch bricht unter seiner Gaben Last.

Schön ist mein Geist! Vor seiner Laute Klang
erstehen Wundergärten balsamschwer,
zu deren Füßen rauscht das weite Meer
uralter Weisheit ewigen Gesang.

Wenn meine Feder kost das Pergament,
raunt sie mir Frieden zu nach all den Qualen.
Verschüttet hab ich eurer Lüste Schalen,
und meine Stirn berührt das Firmament!

Er läßt das Buch langsam sinken. Seine Augen sind weit und trinken das Licht der Flamme. Seine Hände legen sich schattend über die Brauen wie im Gebete.
Heilig ist die Sprache des Geistes zum Geiste! Sie überwindet die Gefängnisse der Person und der Zeit. — —
Die Magd ruft Baruch zum Abendmahl. Die Familie ist um den Tisch versammelt, als er eintritt. Michael spricht den Segen. Baruch bleibt ehrfürchtig unter der Türe stehen, bis der Vater geendet hat.
Während des Mahles fragt Michael nach dem Brief.
„Der Rabbi ist tot."
„Tot! — Und das sagt du mir erst auf die Frage?"
„Er hat mir von seinem Sterbelager aus geschrieben."
„Gib den Brief, Baruch, ich muß ihn selbst lesen."
„Ich habe ihn verbrannt."
„Ohne ihn zu zeigen! Er war auch mein Freund! Du hast unrecht getan, wie immer, wenn du dich vor uns zurückziehst, als seien wir nichts für dich. Hörst du, Baruch, unrecht tust du! Die Liebe zu Vater und Mutter verletzest du! Ein Gebot des Herrn trittst du! — Ich habe wenig Freuden an dir, mag dich der Rabbi Morteira hundertmal loben!"
„Der Brief hat Geheimnisse enthalten, die nur ich wissen soll, denn ich war sein Schüler."
„Natürlich nur du sollst wissen . . . nur du," äfft Mirjam über den Tisch hinüber.
Dann bleiben alle stumm. Baruch fühlt, wie fremd er an diesem Tische geworden ist.

+

Die Morgensonne überhaucht den Neuschnee mit rosigen Farben. Im Schatten der Grachten ruhen die teerschwarzen Lastschüten auf bläulichen Flockendaunen. Aus den Augen der Geschäftigen, warm Vermummten, leuchtet die Freude am hellfarbigen Glanz.

Wenige Schritte nur hätte Baruch zu gehen, um in „Beth Israel“ zu Füßen des Rabbi Selomo Salom mit den andern Schülern der Gesetzesschule die Propheten in spanische Mundart zu kleiden und dabei möglichst spitzfindige Fragen zu stellen, wie ihnen allen geboten ist.
Genügt es nicht, in das Bewußtsein zweier Sprachen eingedrungen zu sein, um die Kernschale ihrer Worte zermalmen zu können? — Dialektischer Glanz spielt um den Baum des Lebens, und darinnen sonnen sich Lehrer und Schüler.
Baruch wird befangen, wenn er die Wangen seiner Mitschüler vom Wortstreite gerötet sieht; Unwille überwältigt ihn, wenn das einheitliche Wesen der Propheten unter den schillernden Schlinggewächsen der Vergleiche zerdrückt wird. — Warum drängen sie alle vom Wege der Natürlichkeit in das gekünstelte Wirrsal? Schmerzen ihre Augen im Sonnenglanze, daß sie das Dämmern der Wildnis suchen, wo faulende Borke zum Lichte wird?
Baruch hemmt vor dem Schreiersturm seine Schritte.
Auf dem Strome treiben beschneite Schollen, langsam wie Wolken auf einem dunkelnden Himmel.
Unmerklich drängt Woge auf Woge dem Meere zu — ewig wechselnder Inhalt in der verharrenden Form. So gleiten die Begriffe durch die Worte, so fließt das Bewußtsein durch den Körper.
Gestern noch griff seine spielende Hand an diese und jene Säule des heiligen Tempels und er wandte sich, wenn er sie mürbe und sprüngig fand, zu einer anderen, die ihm schön und stark erschien. Heute weiß er, daß kein Stein wanken dürfe, ohne den stolzen Giebel zu gefährden. Zwei Säulen nur hatte Simson zerbrochen, und hundertfältiger Todesschrei war von den stürzenden Trümmern des Tempeldaches erstickt worden. Sünde würden sie alle sein Denken nennen. Allein er fühlt sich frei. Sollte sein Gewissen anderer Art sein? Hat sein Herz einen neuen Weg zu Gott gefunden?

Gesenkten Blickes kehrt er in die Judenbuurt zurück. Vor dem Tore der Synagoge begegnet ihm Rabbi Morteira, der von einem etwa vierzigjährigen Mann begleitet ist. Baruch grüßt ehrerbietig.

„Wo verweilst du so lange, De Spinoza? Rabbi Selomo Salom hat längst seine Hörer versammelt."

Baruch senkt den Blick.

„Der junge Mann," fährt Morteira zu seinem Begleiter gewendet fort, „ist eine Hoffnung der Synagoge."

Der Begleiter läßt seinen gutmütigen Blick über den Jüngling schweifen.

„Aber wollt Ihr nicht eintreten, Mijnheer Jan Pietersz? Sie lesen die Propheten. Da Eure Kenntnis der heiligen Sprache für einen Kalvinisten eine außergewöhnliche ist, werdet Ihr unschwer folgen können, um Eure Meinung einzuflechten."

„Ich bin nur ein einfältiger Mann. Habe mein geringes Wissen mühevoll erworben. Es reicht wohl nicht zum gelehrten Streite."

„Immerhin, ihr wäret dazu berechtigt."

Sie treten in den Saal. Während Rabbi Selomo den Chacham und Jan Pietersz begrüßt, eilt Baruch zu seinem Schemel und schlägt die Schrift auf.

„Bist du mit dem Chacham gewesen," flüstert Mose Zacuto.

„Nein."

„Wer ist der Fremde," fragt Isaak Naar von der anderen Seite.

„Ich weiß nicht. Er ist Kalvinist."

„Ein Goj," meint Mose über den Rücken Baruchs hinüber. „Was wollen die immer bei uns. Es ist so selten, daß einer erleuchtet wird."

„Er kann hebräisch," wirft Baruch ein.

Inzwischen hat Selomo Salom auf dem Betgerüste, zu dessen Füßen die Schüler sitzen, Platz genommen. Morteira setzt

sich neben ihn. Der Fremde ist in den Hintergrund getreten.
„Du dürftest am wenigsten ermüdet sein, Spinoza. Lies weiter. Gott spricht zu Jeremias, achtzehn, acht . . .“
Baruch beginnt zu übersetzen:
„So sich das Volk bekehrt von seiner Bosheit, die ich verdamme, will ich das Unglück nicht erfüllen, das ich ihm zugedacht . . .“
„Falsch,“ unterbricht der Rabbi mit dünner Stimme.
Er ist gereizt über Morteiras Anwesenheit, denn er weiß, daß der Chacham eingreifen wird; er ist unwillig über die Verspätung Baruchs, der ein Liebling Morteiras zu werden scheint.
„Also falsch. — Du, Mose Zacuto, wo waren die Fehler?“
Der Gerufene steht auf und legt den Text nieder, um zu zeigen, daß er die Stelle auswendig wisse.
„Es steht nicht geschrieben: die ich verdamme, sondern gegen die ich mich durch mein Wort erklärt habe. Nachdruck liegt auf der Offenbarung. Gott hat dagegen gesprochen.“
„So ist es. Dann . . .“
„Dann steht nirgends geschrieben: ich will das Unglück nicht erfüllen; sondern: es soll mich gereuen das Unglück, das ich ihm zugedacht.“
Er setzt sich überlegend lächelnd.
„Nun, Baruch,“ fordert der Rabbi auf.
„Ich gebe dir zu, Zacuto, daß man die Offenbarungstatsache mehr betonen könnte — allein zu dem zweiten Einwande werde ich mich nicht bekennen: der Prophet spricht die Worte Gottes zu dem Volke, muß also mit der Sprache des Volkes reden, dafür das Wort gereuen die Bedeutung haben mag, wie meine Übersetzung für uns hat. Es ist undenkbar, daß Gott in Wahrheit Reue empfinde.“
Da springen Naar und Zacuto zugleich von den Sitzen. Der Rabbi weist mit seinem dürren Finger auf jenen.

„Wenn deine Meinung richtig wäre, so hätte der Prophet nicht im zweitnächsten Verse neuerdings das Wort reuen gebraucht," ruft Naar.
Baruch entgegnet: „Der zehnte Vers zeigt gleichen Bau, Jeremias kann durch die Versform veranlaßt worden sein."
„Du vergißt, daß auch Joel von Gottes Reue spricht, zwei, dreizehn: ‚Denn er ist gnädig und von großer Güte und ihn reuet bald der Strafe.'"
„Ich kenne die Stelle; allein auch hier spricht der Prophet in ähnlicher Redewendung. Joel kann sich an Jeremia anlehnen."
Da kreischt die Stimme Rabbi Selomos auf: „Du wirst dahin kommen an Gottes Wort allerlei verderbliche Umdeutungen und Phantasien zu knüpfen — wie es jetzt auch bei achtbaren Gelehrten Mode wird. Falsch sind deine Gründe, De Spinoza, falsch und gefährlich!"
Morteira lächelt über den verdeckten Angriff.
Selomo Salom deutet auf Zacuto, der noch steht.
„Wenn du nur zugibst, Baruch, daß man die Offenbarungstatsache ja mehr betonen könne, so ist das gegen die Heiligkeit des Wortes gerichtet. Uns ist nichts gegeben, als Moses und die Propheten, vor ihnen ist das Gesicht Gottes enthüllt, darum müssen wir das Geheimnis der Offenbarung vor allem betonen."
„Du hättest recht, Zacuto, wenn wir nicht die Propheten, sondern das Fünfbuch lesen würden. Moses hat in klarer Sprache den Willen des Herrn verkündet, jene aber begnügen sich häufig mit Phantasien, die nur auf Moses bezogen erhellen. Ich glaube, daß es gefährlicher ist, die Propheten wörtlich zu fassen, als sie auf Moses hin zu deuten. Der aber spricht von der Reue Gottes nicht in solchem Sinn."
Zacutos Augen sprühen.
„Wie kannst du es wagen, an die Propheten zu rühren! Sie haben das heilige Geheimnis, Gottes Gesicht, geschaut; Ezechiel und alle!"

Baruch antwortet unwillig: „Ezechiel spricht wohl von einem Gesichte um Mitternacht. Er erzählt von vier Tieren, unter ihnen eines gestaltet wie ein Mensch. Es ist unbillig die Feuerwolke der Tiere für Gottes Gesicht zu deuten."
„Du zweifelst," stößt Jacuto hervor.
Baruch wird blaß. Die andern Schüler sind erregt aufgesprungen und umdrängen Baruch.
„Zweifelt? ... Was redest du, De Spinoza! ... Leugnest Du die Propheten?" ...
Da steht Morteira auf.
„Jacuto, du mußt De Spinoza zu Ende hören und ihn nicht durch schreckliche Beschuldigung verwirren!"
Jacuto setzt sich und preßt die Hände gegen seine keuchende Brust. Die anderen Schüler weichen zurück.
„Ich schließe mich ganz der Ansicht unseres Chacham an," bemerkt Rabbi Selomo gläsern. „Man soll eine Meinung ruhig vernehmen, und wäre sie noch so irrig. — — Allein wir mögen den Fall setzen, du seiest hier wirklich des Zweifels schuldig, De Spinoza. Wie willst du dich gegen die glaubensstarke Gesinnung Jacutos verteidigen?"
Baruch blickt dem Rabbi frei in die Augen.
„Aus der Schrift."
Selomo Salom hüstelt: „Also sprich, De Spinoza."
In die Wangen des jungen Mannes steigt Flammenröte.
„An keiner Stelle wird berichtet, daß eines Menschen Auge Gott gesehen habe. Vielmehr spricht der Herr zu Moses: ‚Mein Gesicht kannst du nicht sehen, denn kein Mensch wird leben, der mich sieht.' — Nur durch das Wort hat sich Gott geoffenbart, doch keinem der Geheiligten so gewiß wie dem Fürsten, so daß auch die Weisheit der Propheten nicht über die Offenbarung des Fünfbuches hinauswächst und allein durch Moses gefestigt bleibt: ‚Und es stand hinfort kein Prophet auf in Israel wie Moses, den der Herr erkannt hätte von Angesicht zu Angesicht."

Jacuto erwidert mit zitternder Stimme:
„Ich will dich nicht beschuldigen. Aber ich muß dir entgegnen. Dieses letzte Wort stammt aus einer Zeit, da die Propheten noch nicht geboren waren. Der Herr hat selbst neue Prophezeiungen verheißen: ‚Ich will ihnen einen Propheten erwecken wie du bist, aus ihren Brüdern, und meine Worte in seinen Mund legen.“
„So nenne mir, Mose Jacuto, diesen Einen!“
Jacuto blickt verwirrt zu Selomo Salom hinauf, der Rabbi scheint in eine Stelle der Schrift vertieft.
Ein Schweigen liegt bleiern über der Gesetzesschule, niemand will zu sprechen beginnen.
Endlich bricht Morteira den Bann.
„Du willst den Namen dessen hören, den der Herr an Moses Seite setzt, aus dessen Schläfen, gleich denen des Geheiligten, die Strahlen der Gottesnähe brechen sollen? Nur aus Jeremias Mund kann dir Antwort werden: ‚Zur selbigen Zeit soll Juda Hilfe erlangen und Israel sicher wohnen. Und dies wird sein Name sein: Herr, der unsere Gerechtigkeit ist.‘
Unsre Augen harren seiner seit viel hundert Jahren und unsre Ohren lauschen ihm entgegen. Vielleicht sind noch wir die Erwählten, die sein Ruf aus allen Ländern der Erde sammeln wird, vielleicht sind wir es, die er geleiten wird in die Herrlichkeit des Reiches. Er wird den Tempel neu erbauen und keine Erdenmacht wird ihn überwältigen. Es wird ein sicheres Wohnen sein in seinem Schatten.“
Der Chacham hat mit ungewöhnlicher Wärme gesprochen. Rabbi Selomo kauert zusammengekrochen und nagt an seinen dünnen Lippen. Er läßt nach Morteiras Rede eine Zeit verstreichen, dann beginnt er kaum vernehmlich:
„Ich halte solch einen Streit, wie zwischen euch beiden, Jacuto und De Spinoza, für unersprießlich. Ihr sollt euch nächstens auf der Straße balgen. Ansonsten könnt ihr mich in Bescheidenheit fragen. Ich will dann schon eure grünen Köpfe zurecht

setzen, daß euch die Worte der Propheten um die nassen Ohren sausen wie Windmühlflügel!"
Morteiras anfängliches Staunen wird zu heimlichem Behagen.
„Da übrigens unser verehrter Chacham", fährt der Rabbi fort, „mit so glänzenden Worten eure vorlauten Fragen gedämpft hat, daß mir nichts bleibt, was ich hinzuzufügen hätte, und es mir ferne steht das strahlende Licht seiner Beredsamkeit durch eine weitere Lektüre der Propheten zu verdunkeln, schließe ich für diesen Morgen. Nachmittag wird länger gelesen. Es versorge sich jeder mit einem Lichte."
Die Schüler verlassen „Beth Israel". Morteira überschüttet Rabbi Selomo mit Liebenswürdigkeiten.
Auf der Straße fühlt Baruch eine Hand auf seiner Schulter.
„Ihr habt Euch sehr tapfer gehalten," redet Jan Pietersz den Jüngling an.
„Mijnheer ..."
„Sagt, habt Ihr nur die Bibel allein gelesen, nicht auch die Kirchenväter?"
„Latein verstehe ich nicht. Mose Zacuto ist Lateiner, aber er nützt diesen Vorteil nicht."
„Wollt Ihr also mit der Sprache bekannt werden?"
Baruch nickt eifrig.
„Ich bin nämlich nur ein Bildhauer. Am Singel ist meine Werkstatt. Vielleicht, daß ich Euch etliches beibringen könnte. Besucht mich einmal. — Jan Pietersz, schlechtweg „Beelthouwer", am Singel."
Baruch erwidert dankbar den kräftigen Händedruck.

Baruchs und Jacutos Streit ist in der Gemeinde bekannt geworden, desgleichen Morteiras Einspruch. Michael wird von vielen Vätern beneidet. So hat er Bemerkungen hören müssen, die sein gläubiges Gemüt bedrücken.

Wenn er auch nicht an Baruchs Reinheit zweifelt, wird ihm doch die Verschlossenheit seines Sohnes immer unerträglicher. Morteira weiß ja nicht, wie einsilbig Baruch bei religiösen Gesprächen zu sein pflegt, wie unachtsam und lässig er bei den häuslichen Gebeten geworden ist. Vor Morteira darüber zu klagen, käme einer Verleumdung gleich.

Michael wünschte die Beredsamkeit eines Rabbi, um die stummen Lippen seines Sohnes zu lösen. Allein, so oft er mit ihm spricht, formen sich die Worte zu kränkenden Vorwürfen, die Baruch nur noch weiter entfernen.

Nun hört Michael warnende Urteile, fühlt, daß die meisten auf Jacutos Seite stehen; ihm selbst scheint es ein frevles Beginnen, an Gottes Wort zu deuten.

Sabbath-Eingang. Die Judenbuurt legt den lichtbesäten Samtmantel an. Aus allen Fenstern bricht der feierliche rote Strahlenschein.

Michael geht mit einer Kerze von Zimmer zu Zimmer, überall steckt er die gelben Kronleuchter in Brand. Zuletzt öffnet er die Tür der Mansarde.

Baruch sitzt über ein Buch gebeugt und hat den leisen Tritt seines Vaters überhört. Erst wie er das Flackern der Kerzenflamme wahrnimmt, von der Michael die schützende Hand

gezogen hat, blickt er auf und sieht den Vater — in priesterlicher Haltung, den Riemen um die Lenden geschlungen, das Gebettuch vom Scheitel hängend, die Augen ernst und vorwurfsvoll auf das offene Buch gerichtet.
Baruch schließt es zögernd und holt den siebenarmigen Leuchter vom Kaminsims. Langsam entzündet der Vater die übertrieften Lichtstümpfe und verlöscht die unheilige Flamme, bei der sein Sohn gelesen hat.
„Sabbath-Eingang — spät kommt der Sabbath zu dir. Wir wollen beten."
Baruch reicht den Psalter.
„Kommet herzu, laßt uns dem Herrn frohlocken ..." beginnt Michael zu lesen.
... „und jauchzen dem Hort unseres Heils," ergänzt Baruch.
Sie lesen wechselnd die sechs Psalme des Kabbalat Sabbath. Ängstlich beobachtet Michael die vorgeschriebenen Bewegungen. Er neigt den Kopf nach vorne und wirft ihn ekstatisch wieder zurück, beugt sich tief, so daß der Bart den Gürtel berührt, dann breitet er hochaufgerichtet die Arme; er fällt auf die Knie und preßt die Stirn an die Dielen, dann wieder steht er, den Blick zum Himmel gewandt, und beschattet seine Augen. Seine Wangen werden rot und seine Worte überlaut.
Baruch hat den letzten Halbvers gesprochen, der Vater verharrt noch in stummer Andacht; dann schließt er langsam den Psalter und küßt ihn voll Inbrunst.
Die vorbildliche Frömmigkeit bedrückt Baruch. Der Vater hatte sonst Sabbath-Eingang im Kreise der ganzen Familie gefeiert.
Nun hebt Michael Halevis Festlied mißtönend zu singen an. „Komm, laß uns vor die Tore treten, der Sabbath-Königin entgegen ..."
Baruch stimmt nicht mit ein, seine Kehle ist verschnürt, er empfindet diese Glaubensübung als eine Entweihung des

Dichters. — Wie anders hat die Mutter gesungen! Er denkt an das Lied von der schönen Mirjam.
Nach dem Gesange faßt Michael die Hände des Sohnes und führt ihn vor den Leuchter. Er blickt ihm lange forschend in die Augen, dann streift er das Gebettuch in den Nacken und läßt die Hände sinken.
„Soll ich ihnen glauben, Baruch: des Herrn Wort wird durch dich entheiligt? Ist es nicht nur ihre Scheelsucht? — — Aber ich bin unruhig geworden, denn du verbirgst dich vor mir. Ich will dich nicht beschuldigen, der Herr ist mein Zeuge, nein, ich will das nicht, aber ich bin unruhig und du sollst mich jetzt beruhigen, denn du wirst schon die Worte finden, die mir fehlen. — Sage, mein Sohn, hat der junge Zacuto recht?"
„Ich habe ihn aus der Schrift widerlegt."
„Ich weiß, Baruch. Das wissen ja alle. — Aber ich bin kein Gelehrter. Ich kenne die Schrift nur, weil mein Herz ihrer bedarf; sie ist meine Tröstung. Auch mir ist manches in ihr unbegreiflich und kommt mir vor wie aus einer fernen Zeit; gleich einem schweren, bunten Tuch, das zu niemandes Nutzen gewebt scheint, das nirgends einen Käufer fände. — Dann wird mir zu Mut, als hätte der Herr uns nicht geliebt, daß er uns seinen Willen so schwer macht. Aber immer weiß ich, es ist des Herrn Wort, heilig und über unserem menschlichen Gehör; und ich finde meinen Frieden. Mir scheinen alle Beweise und Widerlegungen nutzlos und ein Wirrsal. — Wenn der Chacham Morteira oder Rabbi Manasse vor der Gemeinde da und dort ein Wort aus der Schrift pflückt und in einem breiten Bande verwirkt, spricht eine Stimme in mir: er könnte auch das Gegenteil lehren. — Ich bin nur zu ungeschult, um dir mein Gefühl zu erklären, allein ich glaube, kein Wort gilt außer dem Zusammenhang, in dem es gesprochen ist, so wie der Wert einer Ware nur im Verhältnisse zu ihresgleichen gilt. Ich habe Angst, daß du wohl den Zacuto widerlegt hast

vermöge deiner Kenntnis, allein daß Jacutos Herz dennoch recht behält vor Gott."

Michael hat die Hand auf Baruchs Schulter gelegt; sein Blick ruht ernst auf den Lippen des Sohnes. Baruch fühlt, daß ihm der Vater nie so nahe gekommen ist als in diesem Augenblicke; und doch weiß er, daß ihre Wege bei dem nächsten Worte getrennt sein werden. Er antwortet traurig: „Der Gott Jacutos ist nicht der meine, so wie der deine nicht der Gott Jacutos ist."

„Was sprichst du! Ich kann dich nicht verstehen."

„Alle glauben Gott zu schauen mit ihrem menschlichen Gesichte. Und wie ein jedes Herz, ist auch eines jeden Gott verschieden von dem des anderen."

„Baruch, es lebt nur ein Gott."

„Es lebt nur ein Gott, aber es führen tausend Wege zu ihm. Jeder Mann geht seine eigenen. Keiner hat jemals das Ziel erblickt. Die meisten geben sich zufrieden."

„Und die Schrift? Gott hat sich offenbart!"

„Gott hat sich jedem Herzen nur soweit offenbart, als es ihn zu fühlen imstande war. Moses, der Fürst, vernimmt seine Stimme anders, als Josua, der Krieger; Esaias, der Höfling, anders als Amos, der Bauer. Esaias schaute Gott thronend, umringt von den Seraphim, in königlichen Gewändern, der Landmann Ezechiel aber einen nackten Menschen und Tiere. Auch du schöpfst nur dein Bild des Herren aus der Schrift, denn dein Herz verlangt Frieden. Und du findest den Trost nach deinem Herzen bemessen.

Mir aber ist Gott eine Sehnsucht; und mein Herz ist ungestillt."

Da streicht Michael leise über Baruchs Arm.

„Ich will beten, daß du deinen Frieden findest."

Dann nimmt er sein Licht und schleicht hinaus.

+

Baruch geht, in einen warmen Pelz gehüllt, längs der stillen Häuser der Judenbuurt, vorbei an den leuchtenden Fenstern, darinnen die Ruhe des Gebetes liegt.
Aber vom andern Ufer der Houtgracht herüber hallen Stimmen, kreischen die Schlittenkufen, blinken die kleinen Laternen vom Kummet der Pferde. Baruch biegt in das nächste Seitengäßchen ein, mit jedem Schritte ferner, verklingt das Leben jenseits der Gracht. In der Breestraat ist er gänzlich von der Sabbathstille umfangen.
Ein rötlicher Schimmer erfüllt die Luft, kein Laut, kein Windhauch, nur tiefes, feierliches Schweigen. Alles Unreine hat die Nacht verhüllt, so daß auch die Vlooienburg ihr Festgewand trägt, würdig der Sabbath-Königin.
Da überfällt Baruch das Verlangen nach Menschen, die seine Sehnsucht teilen können. Er beschleunigt seine Schritte.
Von einem Alp befreit, atmet er auf, als er in den Lärm des Neuen-Markts tritt. Er eilt den Klovenierburgwall entlang, durch das Duhlengäßchen, an den großen Schützenhöfen vorbei und sieht den Eisspiegel des Singels blinken. Man weist ihn an eine breite Tür, dort pocht er entschlossen.
„Was wünscht Ihr," antwortet Jan Pietersz durch das Schiebfensterchen.
„Ich bin De Spinoza."
„Also doch! Tretet ein!"
Vor einem behaglichen Kaminfeuer sitzen zwei Männer und „trinken" Tabak aus langen, rosig beschienenen Tonpfeifen. Jan Pietersz führt ihnen den Gast zu.
„Der junge Gelehrte, von dem ich Euch neulich erzählt habe, Jarig Jelles."
Jarig bietet die Hand und auch der andere Raucher reicht die seine. Baruch verbeugt sich höflich.
„Ich heiße Simon de Vries, kenne übrigens Eueren Namen. Steht Euer Vater nicht mit dem Kaufherrn Reezer in Verbindung?"

„Gewiß, Mijnheer."
Jan Pietersz bietet ihm freundlich einen Stuhl.
„Ihr werdet nicht böse sein, wenn wir heute noch unser Latein ruhen lassen. Simon de Vries ist gerade aus dem Haag zurückgekehrt. Wir stehen mitten in weltlichen Gesprächen. Aber Ihr versprecht mir, von nun an oft zu kommen, denn auch ich möchte von Euch lernen."
De Vries beginnt von neuem:
„Die Republik steht auf tönernen Füßen. Die Oranier haben gewonnen seit Frerik Heins Tod. Das Schloß im Haager Busch ist von der Witwe vollendet. Vom Anbeginn ein monarchisches Denkmal: die Königin von Böhmen hat den Grundstein gelegt, die holländische Grafenkammer hat den Bau mit Land und Geld unterstützt; im ganzen soll das Schlößchen an hunderttausend Gulden verschlungen haben. Jetzt, wo Frerik Hein nicht mehr lebt, schmückt Amalie den Festsaal mit haushohen Triumphgemälden, die der Verherrlichung Marias dei Medici durch Rubens nacheifern. Die hohen Preise fließen in die Taschen Jordaens und van Tuldens. Die katholische Kunst der Flämen, die üppige Kirchen- und Fürstendienerin, soll Rembrandt überstrahlen!"
„Schließlich, wer zahlt, kann wählen," meint Jarig.
„Wenn nur Hollands Geld nicht mitklänge bei diesem Handel, und wenn's beim „Haus im Busch" bliebe! So aber kann Willem seiner hochgeborenen Frau nicht genügen an Prunk und königlichem Auftreten. Der Hof im Haag wird erweitert, die Ausstattung aus Frankreich bezogen. Auch möchte der Statthalter das Palais des Prinzen Moritz kaufen. Dafür haben die Zuckerbauern in Brasilien Blut schwitzen müssen, und noch ist es mit Schulden belastet wie Hiob mit Schwären. Was nützt es dem Volk, wenn es den Zuckerpalast verhöhnt und zahlen wird? — Alle die Haager Herrn schwärmen entzückt davon, daß Willem mit dem Erbfeind friedlich verhandelt, und übersehen sein hochmütiges Wesen, übersehen, daß

eine englische Prinzeß an seiner Seite steht, und der Sturz des wankenden englischen Thrones Holland in größere Fährnis reißt, als das Geplänkel mit einem vernichteten Feind."
„Unzufriedener," ruft Jan Pietersz. „De Spinoza wird meinen, in eine Verschwörerrotte geraten zu sein."
„Ich habe noch nie über politische Verhältnisse sprechen gehört."
„Zudem hat De Vries recht," bemerkt Jelles. „Mit den Oraniern liegen die Pfaffen am Wort. Die kalvinische Inquisition droht allen, die eigener Meinung sind in Glaubenssachen. Man wird in diesem Lande so still und vorsichtig sein müssen, wie in Portugal, wenn man ein Gottesfreund ist."
„In diesem Lande? Vergebt, wenn ich zweifle. Mir schweben die Blutgerichte unserer Heimat vor Augen. Keine Familie in der Judenbuurt, die nicht einen Blutzeugen zu den Ihren zählt."
„Da kennt Ihr eben unser Land nicht. Die Glaubens- und Gewissensfreiheit der Utrechter Union ist eine furchtverzerrte Fratze, hinter der sich alle Tücke birgt. Laßt nur Oranien den goldenen Reifen tragen, dann werdet Ihr es erleben, daß dem gehätschelten Volke der Mund noch sehr nach Ketzerblut wässert. Wenn auch die stolzen Handelsherrn sich den Prunk ihres Freimutes gönnen wie ihre anderen Köstlichkeiten, im Volke herrscht der alte Gott mit seinen Blutaltären; die Duldsamkeit ist eine bröckeliche Tünche. Wollt Ihr den Kern unseres Volkes schauen, braucht Ihr nur ein Jahrhundert mit den Taten zu laufen, die es hat geschehen lassen."
„Ich wäre Euch dankbar," bittet Baruch.
„Ihr erinnert Euch des Brandes der Neuen-Kirch, vor zwei Jahren. Da ist auch ein verkohlter Balken, zusamt dem niederbrechenden Dachstuhle gefallen, der hat ober der Kanzel gehangen. Auf ihm war ein merkwürdiges Sprüchlein zu lesen:

‚Als men vyfhondert vyfendertig schreef
Menig man en vrouw naakt hier liep.'

Im Salzgäßchen hatte der Tuchhändler Sibertsen sein Haus aufgetan und etliche Männer und Frauen zu heimlichem Gottesdienste versammelt. Sie haben die Schrift gelesen und die Psalmen des königlichen Propheten gesungen. Aus ihrer Mitte ist eines Tags ein Schneiderlein aufgestanden, des Geistes voll: ‚Ich habe Gott gesehen von Angesicht zu Angesicht. Ich war in den Himmel entzückt und bin in die Hölle gefahren. Nun aber ist das Gericht des Herrn gekommen. Ihr müßt alle in den Abgrund sinken! Auch du, Klaas Jansen!' Ein großer Schreck ist da über den Genannten gekommen, daß er jämmerlich aufschreit: ‚O Vater, der du im Himmel bist, erbarm dich meiner Seel!' Das Schneiderlein streckt segnend die Hände und weint vor Rührung. ‚Der Vater hat Erbarmen mit dir, Klaas Jansen. Du bist nun sein Sohn und aller Sünden bar. Aber dennoch, es kommt das Gericht!' Da zerreißen alle ihre Kleider und werfen sie ins Feuer und laufen, wie im Spruche steht, nackend auf die Gasse, ‚Wehe, wehe! Rache, Rache! O himmlischer Vater!' So schreien sie und verkünden den letzten Tag. Ein Schöpp erkennt sein Weib unter den Laufenden und wirft ihr eilig seinen Mantel über. Sie aber schleudert ihn fort: das Ebenbild Gottes brauche sich nicht zu schämen.

Alle werden gefaßt, die Frauen enthauptet. Bis das Richtschwert in ihre Nacken fährt, singen sie und loben Gott. Die Männer aber wirft man auf Bänke, haut ihre Brust auf, reißt ihre zuckenden Herzen aus den Leibern und schlägt sie ihnen ums Maul, vierteilt die Verächzenden und nagelt ihre Glieder ans Rad. Und das Volk begeht ein großes Fest mit Saufen und Tanz.

Ein gleiches Gericht ist zwei Jahre darauf geschehen, als ein Haufe Taufgesinnter in unsere Stadt eingedrungen war.

Nach dreißig Jahren ist der spanische Bluthund ins Land gekommen und hat dessen üppigen Körper in ein Angstgespenst verwandelt. Ein Schreiber dieser Zeit sagt: Schmauch

und Rauch von den unschuldig Verbrannten überzieht den Himmel mit so dickem Qualme, daß die Strahlen der Sonne kaum durchbrechen können. Am allergrausamsten ist es, daß man den andren das Weinen und Seufzen um ihre Blutsverwandten verbietet, ja sie wohl deswegen auf die Peinbank schleppt.' — Was aber hat der Opfertod der Grafen Egmond und Hoorn gefruchtet, und was die Qualen der tausend anderen?

Holland hat die spanische Furie wohl erstickt — allein nicht fünfzig Jahre ist Alba aus dem Lande, als auch schon Gomaristen und Arminianer einander an den Kehlen liegen. Oranien, die kalvinistischen Pfaffen und das Volk auf der einen — Oldenbarneveldt, Hugo de Groot und die Arminianer auf der anderen Seite. Ich war ein kleiner Junge, als Oldenbarneveldt im Haager Binnenhof hingerichtet worden ist. Ein Fußfall vor Oranien hätte sein greises Haupt gerettet; allein, der den Staat zur Blüte gebracht hat, hat sein Gewissen nicht vor des jungen Fürsten Füße werfen wollen.

Seither stehen wir im häßlichen Kleinkrieg. Der Kirchenrat hat überall seine argwöhnischen Augen. Der kleine Mann steht willig in seinem Dienst; die Prädikanten wissen dessen geheimste niedrigste Wut zu nützen — den Instinkthaß gegen höhere Geistesbildung. Um den gepriesenen holländischen Freimut wird heißer gekämpft, als um die Freiheit aus den spanischen Ketten; in den Ratsstuben hängt sein Sieg oft von einer Stimme ab.

Kennt Ihr die Historie von Geurt Dietriks van Beuningen, die sich in den Dreißigerjahren zugetragen hat?"

Baruch verneint.

„Geurt Dietriks, Bürgermeister unserer guten Stadt, liegt auf den Tod darnieder, und Meister Niklas Tulp hat alle Hoffnung aufgegeben, ihn wieder heil auf die Beine zu stellen. Zur selbigen Zeit ist Maastrich gefallen; da vermeinen die Orangisten einen Vorstoß machen zu müssen und stellen den

Antrag, daß Amsterdam im Staatsrate seine entscheidende Stimme dafür einsetze, dem Prinzen nebst dem Hoheitstitel unbeschränkte Macht über Heer und Flotte zu geben. Auf den Straßen rottet sich, von den Prädikanten verhetzt, das Volk bei jedem geringsten Anlasse, um für Frerik Hein zu lärmen und zu drohen. Auch bedachte Ratsherren werden schwankend, so daß jene Abstimmung eine gleiche Zahl für und wieder zu ergeben droht.

Der Schöpp und spätere Bürgermeister Gerard Schaap eilt nun zu Geurt Dietriks. Der hört die Sache bekümmert an, dann fragt er den Heilmeister Tulp, der gerade bei ihm sitzt, ob es das Leben kosten würde, wenn er selber nach dem Rechten sähe. Tulp schaut nur ernst zu Boden. Da befiehlt Beuningen der Hausfrau das Staatskleid zusamt den Ehrenketten und den Degen zu bringen — und läßt sich ankleiden. Er ist so schwach, daß er nicht stehen kann, aber sein Mut ist so gewaltig, daß keiner widerspricht. Niklas Tulp und Gerard Schaap tragen den leichten Mann nach seinem Willen, und sein junger Sohn Konraad läuft mit.

Die Ratsversammlung aber verstummt, manch ein kühner Mann wird blaß, als sie Beuningen auf den Bürgermeisterstuhl niederlassen. Der junge Konraad bleibt Hand in Hand bei seinem Vater. Geurt blickt nur schweigend von Mann zu Mann und zählt, die ihre Blicke vor dem seinen senken. Dann spricht er mit aller Kraft: „Wir stimmen!“ — So fällt der Antrag gegen eine Stimme Mehrheit.

Darauf sinkt Geurt in tiefe Ohnmacht, aus der er nimmer erwacht.“

Die drei Männer und der Jüngling schweigen ergriffen. Dann flüstert Baruch leise: „Ich danke Euch, Mijnheer, Ihr habt mich in eine andere Welt schauen lassen.“

Alle drei lächeln ihm freundlich zu.

„Wenn Ihr erst die Kirchenväter lesen werdet, was Euren Studien mehr entspricht,“ ruft Jan Pietersz.

Es liegt so viel Offenheit in ihren Mienen, daß Baruch sich glücklich fühlt.
Da dringen, unvermutet zu so später Abendzeit, von der schweigenden Gasse Glockenstimmen herein.
Sie lauschen gespannt. Immer neue Glocken. Die Gasse erwacht. Rufe von Ufer zu Ufer und die klappernden Holzschuhe, Gesang, Schreien junger Stimmen, über alles hinweg die Glocken.
„Der Friede," murmelt Jarig Jelles.
Sie werfen ihre Pelze um und eilen ins Freie.
Einige Burschen und Dirnen drängen Arm in Arm an ihnen vorbei, ein Loblied auf Oranien singend.
Die Straßen sind erfüllt von jubelnden Menschen.
„Holland ist frei!.. Nordflandern ist unser und Nordbrabant!... Holländisch ist die Maas!... Heil Willem! Heil Oranien!"

Im Sommer dieses Jahres saß Baruch zu Füßen des Chacham Morteira, der seinen Hörern den Weg durch das Wirrsal des Talmud wies. Der „Baum des Lebens“ bot seinen Schülern in den letzten beiden Studienjahren diese herbe Frucht. Zunächst wurden die Erzählungen der Urüberlieferung, der Mischna, erläutert, dann ihre Ergänzungen in der Gemara gelesen und schließlich das umfangreiche Glossarium des ganzen Talmud, Tosafot. Baruch war mit stolzen Hoffnungen an die gepriesene Lehre getreten. Morteira hatte ihm verheißen, daß er im Talmud die Antwort seiner Fragen finden werde; auch Jehuda hatte stets ehrfürchtig von der talmudischen Darlegung des Gesetzes gesprochen.

Tag und Nacht gingen über seiner Rastlosigkeit und verloren ihre Grenzen. Oft überstrahlte der Morgen die niedergebrannte Kerzenflamme und schmerzte die geröteten Augen des jungen Forschers. Dann wieder sank der Kopf des Übermüden noch am lichten Tage auf das offene Buch nieder, und Baruch erwachte erst spät in der Nacht. Seine Wangen wurden durchscheinend blaß und seine Augen schimmerten krankhaft. Jan Pietersz, den er nur selten besuchte, sprach ihm besorgt zu und wagte nicht mit seinem Latein zu beginnen.

In der Schule wurde Baruch immer gereizter. Weder Zacuto noch Naar, auch nicht Samuel de Casseres, der häufiger als je im Hause Michaels vorsprach, wagten sich an die Meinungen Baruchs heran, zumal Morteira Baruch mit besonderer Achtung behandelte und ihn nur zu den schwierigsten Fragen

rief. Die Mißgunst Zacutos und Naars wuchs zum Hasse aus. Samuel war im Grunde ein guter Junge, der niemand hassen konnte.

Eine warme Herbstnacht ruht über Amsterdam. Baruch findet in der Gemara neue, düstere Hinweise auf eine Geheimlehre, darnach die mosaische Schöpfungsgeschichte und die Erscheinung Ezechiels am Flusse Chebar ihre Erklärung finden sollten.
Eine quälende Unruhe befällt ihn. Immer neue Geheimnisse! Als sei das Allerheiligste noch nicht verhüllt genug! Ein wehrender Vorhang bauscht sich vor dem andern.
Er tritt ans offene Fenster. Die Sterne strahlen in unstetem Lichte durch die gereinigte Nachtluft. — Er hat gehört, daß die heidnischen Völker am Sternenhimmel ihre Götter und Heroen wandelnd glaubten und jedem Himmelskörper ein Klingen zuschrieben, das, erhaben über menschliche Vernunft, im Vereine unzähliger verwandter Klänge mit ewiger Harmonie den Raum erfülle. Ungelöste Sehnsucht schien in diesem Glauben verklärt. Die Alten fanden ihren Frieden in der Schönheit eines Gedankens, wenn ihrem Geiste die unerbittliche Schranke gesetzt war. Baruch blickt auf die stumme Gracht nieder. Vom Giebel einer kleinen Bootshütte blinkt ein Licht. Dort schläft, in dem engen, niedrigen Raume, der Ferge mit seinem Weibe und den rotwangigen Kindern, die tagsüber ihr lärmendes Spiel dem gefährlichen Rande der Lastschüte entlang treiben. Jetzt schlafen sie alle enggedrängt, friedlich, sorglos. Keine Gedankenqual hält sie wach. Sie haben ihre Tagesmühe, ihr Auskommen. Ihre Sehnsucht reicht nicht über die dampfende Schüssel und das karge Lager hinaus. Aber seine Sehnsucht wird gehetzt wie ein flüchtendes Tier — von Lager zu Lager. Über Moses zu den Propheten. Über die Propheten zur Mischna. Von da zur Gemara. Und aus beiden weisen die dunklen, warnenden Sätze auf ein

Geheimnis hin. Wird es den Frieden bringen? Wird es den heiligen Weg erschließen? — Vielleicht glüht in der Weisheit jener Christen, die ihm Beelthouwer verhieß, der Wahrheitsfunke!
Morteira soll ihm antworten.

Rabbi Morteira sitzt vor dem venetianischen Spiegel und strählt seinen Bart. Wohlgefällig folgen die weißen, schlanken Finger dem Elfenbeinkamme in streichelnder Zärtlichkeit. — Ein Bart, wie ihn der erste hohe Priester trug, als er Israel den Tanz um das goldene Kalb lehrte. Kein sturmgezaustes, ellenlanges Wirrsal, in das sich die Hand des Gesetzgebers zornig verkrampfte, als sie die Tafel der Gebote zerschmettert hatte. Ein weiches Seidengefälle, darüber die Blicke der Frauen schimmern, wenn der Chacham predigt.
Ungehalten wirft Morteira den Kamm auf ein samtbehangenes Tischchen, als Baruch eintritt. Dann hört er den Wunsch seines Lieblingsschülers und weist gnädig auf einen Schemel.
„Nicht nur meine Pflicht ist es, dich zu hören, Baruch, sondern Freude, daß du mich zum Vertrauten deiner Bedrängnis machst."
Baruch scheint die artige Güte überhört zu haben; er spricht in kurzen, heftigen Sätzen, seine Augen haften am Boden. Er bemerkte die Erregung Morteiras nicht und dessen schwer unterdrückten Triumph. Der Chacham hat auf diesen Augenblick gelauert; er ist entschlossen den begabten Jüngling ganz an seine Person zu fesseln. Er will einen Schüler gewinnen, der seinen Ruhm zu mehren imstande ist. Die anderen Hörer der Talmud-Akademie scheinen zu unbedeutend, ihm, der „Fackel der Synagoge", wie er auch von Christen genannt wird, angemessen zu dienen. — Was der junge De Spinoza da vorbringt, stimmt ja wesentlich mit seinen eigenen Jugendzweifeln überein. Er hat das alles überwunden, als

er die Geheimlehre kennen lernte, die dem Judentume erst den gotteswürdigen Sinn verleiht. Allein, noch wäre es gefährlich, den Jüngling in die Geheimnisse der Kabbala einzuführen. Baruch schweigt und richtet seinen forschenden Blick auf Morteira. Der erhebt sich feierlich und legt die Hände auf den Scheitel des Schülers.

„Ich segne die Stunde, die deinen Schritt zu mir gelenkt hat. Dein Herz dürstet darnach, in die tiefste Verborgenheit unseres Glaubens zu dringen. Wohl dir, du bist vielleicht berufen, unserer höchsten Hoffnung, der Erlösung aus knechtischer Schmach, voranzuschreiten und dem Ersehnten die Wege zu bereiten. Es soll keine Tiefe vor dir verhüllt bleiben. Doch höre erst die Warnung der Gemara: sie ruft den Zorn des Höchsten auf dessen Haupt nieder, der die gefürchteten Schleier vor einem Manne unbesorgten Herzens hebt. Fern sei, deinen heiligen Eifer zu erschrecken! Doch du mußt mir die Gewißheit geben, daß dein Herz stark ist und mächtig, des Wundergartens, der Kabbala, schweres Geheimnis zu tragen."

Darauf ergreift Morteira eine Talmudausgabe und blättert lange darin; endlich scheint er die Stelle gefunden zu haben.

„Höre, so spricht die Gemara: ‚Vier gingen in den Garten der Wonne: Ben Asai, Ben Soma, Acher und Rabbi Akiba. Ben Asai blickte um sich und starb. Ihm gilt das Wort der heiligen Schrift: Der Tod eines Frommen ist dem Ewigen wert. Ben Soma blickte um sich und wurde ein Narr. Sein Schriftwort besagt: Hast du Honig gefunden, so iß nur soviel, als dir genügt, auf daß du, übersättigt, ihn nicht speien mußt. Acher aber raste, zerstampfte Blumen und Blätter. Ben Akiba allein ging friedvoll ein und aus, denn der Heilige, dessen Name gepriesen sei, segnete ihn: Dieser Greis bleibe heil.'

Du forderst Schweres zu schauen, Baruch. Denke an Acher, den Rasenden, und Ben Soma, den Narren."

„Was soll ich tun, Rabbi?“
Morteira sinnt lange. Baruchs Verstand schien ihm stets so verlockend als gefährlich. Allein er darf den Dürstenden nicht ziehen lassen; er würde ihn für immer verlieren. Manasse trüge dann sicherlich keine Bedenken. Auch schreibt Aboab immer unzufriedenere Briefe aus Brasilien. Baruch muß gewonnen sein, bevor Aboab zurückkehrt.
Die Blicke des Chachams irren über die stattlichen Bücherreihen hin. Die Hände verwirren unachtsam die Lieblingszier seines Kopfes. Plötzlich erfaßt er einen Folianten.
„Du kennst den großen Maimonides, den Pfeiler unseres Glaubens, gewiß nicht oder nur dem Namen nach. Nimm dies sein erhabenstes Werk. Lies es und bring es wohlbehalten wieder zu mir. Dann wollen wir sehen.“
Baruch schlägt den Titel auf. ‚Moreh Nebuchim‘ steht in goldenen Lettern auf dem gebräunten Blatte: ‚Führer der Irrenden‘.
Baruch entfernt sich eilig, fast ohne Gruß. Morteira tritt lächelnd wieder vor den Spiegel und tastet nach dem Kamme, ohne einen Blick von seinem Bilde zu wenden.

Zwei Wochen ist Baruch dem Baume des Lebens ferne geblieben. Der Chacham selbst hat ihm geraten, ganz dem ‚Führer der Irrenden‘ zu leben.
Dann hat Baruch den schweren Band zurückgetragen; Morteira ist nicht zu Hause gewesen.
Baruch schlendert durch das Reguliertor. Von da führt der Weg nach Ouderkerk, hier harren die Gefährte nach Utrecht. Er muß sich durch das Gewühl des Viehmarktes drängen. Im Frühjahre werden die mageren Stücke aus Dänemark zugetrieben, und im Herbst verkaufen die Weider das fette Vieh: Rinder und Pferde.
Zwei Preise sind am Tore des Pferdemarktes ausgehängt, ein silberner Roßkamm und ein Paar Silbersporen.

Die Weider tragen hohe Wollsocken und weißgestrichene Holzpantoffel. Mit ihrem Knüppel hauen sie auf das dichtgedrängte Vieh ein, um für sich und den Käufer Platz zu schaffen. Die Kühe blöken schmerzlich; aus den ungemolkenen, überstrotzenden Eutern tropft die Milch. Kaum daß die Stimmen der Verkäufer den Lärm überschreien können.
Weiter draußen ist eine lange Bahn festlich geschmückt. Dort wird am Nachmittage das Ringelrennen abgehalten werden. An zierlich bemalten Galgen harren die Ringlein.
Baruch schreitet tüchtig aus, um dem qualvollen Brüllen der Kühe schnell zu entgehen. Ein schwüler Wind weht über das sonnenhelle Land und rauscht in den Silberweiden.
Baruch ist froh, Morteira nicht getroffen zu haben; er hätte ihm Rede stehen müssen. Aber noch war er mit sich selbst nicht einig.
Der Chacham hat Maimonides den Pfeiler des Glaubens geheißen; er würde ihn den Sturmwidder nennen, der die letzten Säulen des heiligen Tempels sprengt.
Wie eine frohe Botschaft waren die einleitenden Worte des Führers erklungen: Alle, die ihre Blicke zu den letzten Dingen gewendet und darüber den Glauben verloren haben, sollen ihn wieder erhalten. Nicht in Ketten des Gehorsams und sklavischer Folgsamkeit, sondern getragen von Wissenschaft. Gottesliebe: geläuterte Erkenntnis des heiligen Wortes, nicht frommer Silbendienst!
Das schien der heilige Weg.
Baruch hat Zeile um Zeile an sich gerissen und, als das letzte Wort vernommen war, das berühmte Werk von neuem begonnen, dann aber bitter zurück gestoßen.
Maimonides lehrt: Wo die Wissenschaft mit klaren Beweisen wider Gottes Wort zu sprechen scheint, war es falsch verstanden, denn es ist undenkbar, daß Gottes Wort nicht die Summe der Wahrheit enthalte.
Maimonides bekennt: Er würde die Weltschöpfung aus dem

Nichts leugnen, wenn die Entgegnungen der Gelehrten stark genug wären. Dann müßte der Glaube an Wunder und Gesichte fallen, und Moses und der Propheten Lehre neue Deutung erfahren ... wenn die Entgegnungen stark genug wären!

Erbärmliche Zuflucht! Feige Zweifel! Die Worte der Schrift in einen fremden Sinn pressen! — Baruch klingen die Deutungen des Talmud verzweifelt genug. Nur in ihrer Zeit sind Moses und die Propheten zu verstehen. Diese Zeit scheint versunken, verloren, tot.

Das lehrt die Deutungssucht der Mischna und der Gemara, das scheint Maimonides zu fühlen.

Muß die Schrift vor den Schlüssen der Wissenschaft stürzen, so waren ihre Lehren vergängliche Menschenlaute. Und vielleicht sind die umwälzenden Beweise seit Maimonides erbracht!

Baruch ist ja selbst in die enge Umzäunung der jüdischen Gelehrsamkeit gezwängt. Er darf nicht ahnen, was die Weltweisen seither erkannten. Er hat nur dunkel vernommen, daß in Italien Großes gedacht worden sei, daß auch hier in Holland die Prediger eine neue Lehre bekämpfen. Wenn nun die Philosophen den Gedanken der Unendlichkeit gerechtfertigt hätten?

Baruch ergreift das Geländer eines Steges. Seine Brust stürmt. Er fiebert vor dem Gedanken an eine Geisteskühnheit, die alle Schöpfungsschranken überfliegen könnte ... in ein ewiges unbegrenztes All!

Wie eine unmittelbare, fürchterliche Wahrheit erfaßt es ihn: entweder die Ewigkeit der Welt oder Moses und die Propheten. Undenkbar, beides zu einen!

Am Horizonte türmen sich über dunklen Wolkenbänken helle Ballen gleich geblähten Segeln. Darüber ziehen leuchtende Gebilde hin, gekrönt von strahlenden Flocken, ein silberblinkender Möwenflug über weißen Wimpeln.

Als wetterschweres Gewölk ist das Gesetz Gottes auf Sinai niedergesunken. Das wandernde Volk hat vor der Stimme erzittern müssen, die aus den Wolken gekommen ist, Gericht und Wohlfahrt verheißen hat. Die Wege des Fürsten und der Propheten waren den Bahnen des Blitzes gleich, blendend und gefolgt vom Rufe der Rache. Davids Harfe hat in fürchtigem Lobgesang gebebt und ihre Lieblichkeit war die der zitternden Dienerin. Salomons Weisheit war ein schmerzlicher Verzicht. Rechtlos unterworfen, so liegt das Geschaffene vor seinem Bildner, unfrei, knechtisch.
Krumm sind Maimonides' Wege, krumm und gefährlich. Sie rauben dem Knechte den Anblick des Herrn, dessen er bedarf, und suchen den Freien in die Ketten zu locken. Unmöglich, die Glaubensbotschaft der Knechte mit dem Freiheitssiegel zu zeichnen! Keine Brücke ist vom Glauben zum Wissen gespannt!
Ein Strahlengewölke, frei über dem Gewitter ziehend, muß die Erkenntnis über den Fesseln des Wortes schweben. Sie weist den andern Weg, zum andern Gott, zum Gotte der Freien.
Maimonides legt die Hand vor seine geblendeten Augen. Er will das neue Licht nicht nackt schauen. Er spürt die Wärme des Lichtes und sucht es in die alten Schleier zu hüllen. Baruch aber muß dem Wege der leuchtenden Wolke folgen.
Und die Geheimlehre Morteiras? Als der Chacham ihren Namen nannte, glühten seine Augen in düsterem Brande. Baruch denkt der Warnung des Rabbi Elieser, der vom Feuer der Weisen sprach: ‚Du mußt ihre Kohlen achten, daß du dich nicht verbrennest, denn ihr Biß ist wie der Biß des Fuchses, ihr Stich der eines Skorpions, ihr Zischen das der Schlange, und alle ihre Urteile gleichen glühenden Kohlen.'

Mose Jacuto hatte erfahren, warum Baruch die Schule nicht besuche, denn dieser hatte aus seiner Unterredung mit Mor-

teira vor Casseres kein Hehl gemacht. Jacutos eifersüchtiger Haß war dadurch bitter aufgestachelt und verfolgte den Unglücklichen in schlaflosen Nächten. Endlich entschloß er sich, gleich Baruch an Morteiras Tür zu pochen.
Während Baruch auf dem Wege nach Ouderkerk dem Fluge der Wolken so eigenartigen Sinn gab, stammelte Jacuto seine leidenschaftliche Bitte, auch ihm das Geheimnis der Kabbala zu enthüllen. Morteira bemerkte die kaum verhüllte Eifersucht, allein sein Selbstgefühl war wollüstig geschmeichelt: seine Schüler drängten sich um ihn. Zudem dachte er seinen Absichten besser zu dienen, wenn er neben den scheinbar kühl erwägenden De Spinoza einen Fanatiker stelle. Er hielt Baruch für die Erkenntnis zu jung, daß es einem Fanatiker unmöglich sei, an das Wesen der Begriffe zu gelangen, da seine Kraft an den Schalen zersprüht. Weit möglicher schien es, daß Jugend an Jugend Feuer finge. So versprach er dem Ehrgeizigen kurzer Hand, ihm zugleich mit Baruch den Wundergarten zu erschließen. Jacuto küßte, zitternd vor Freude, Morteiras Rechte.
„Noch bin ich unwürdig, Rabbi. Gestattet mir vier Wochen Frist. Ich habe, als ich noch ein unverständiger Knabe war und nicht den Atem des Verführers von dem Hauch des Heiligen unterscheiden konnte, die Teufelssprache der Heiden gelernt. Noch leben einige Worte in mir, aus deren Klang allein die Sünde verlautet. Ich will vier Wochen fasten und beten. Es wird mir gelingen, die Schändlichkeit des Latein zu überwinden mit den Himmelslauten der heiligen Sprache."
Morteira pries ehrlich den hingebungsvollen Eifer.

Als Baruch das Haus betritt, gewahrt er Mirjam, von Samuel de Casseres umschlungen, in der dunklen Treppenecke. Sie haben ihn zu spät vernommen, sie fahren erschrocken von einander, beide mit überglühten Gesichtern, die Augen zu Boden geschlagen. Baruch bleibt betreten stehen.

Zuerst findet Mirjam Fassung.
„Keinem was verraten," bettelt sie leise.
„Wir haben uns heimlich verlobt," flüstert Samuel und ergreift die Hand seines Mitschülers. „Du mußt unser Geheimnis hüten."
„Du solltest klüger sein, Samuel. Mirjam ist noch ein Kind."
„So? Ein Kind bin ich noch," ruft die Gekränkte. „Du weißt recht gut, daß Samuels Mutter nur um ein Jahr älter war, als sie geheiratet hat."
Baruch zuckt die Achseln und steigt die Treppe hinauf. Er ist traurig geworden und weiß nicht warum. Er sehnt sich nach seiner Mutter.
Die schmerzliche Liebe Jehudas kommt ihm in den Sinn. In seiner Kammer langt er nach den Gedichten Jehuda Halevis.
Das Liebespaar steht noch in der Flur.
„Daß er nur nichts sagt," meint der junge Mann besorgt.
„Ach, der hat's vielleicht schon wieder vergessen. Er hat seinen Kopf immer wo anders als die anderen Menschen. Daß nur kein Narr aus ihm wird!"
Samuel muß lachen.
„Gib mir auf alle Fälle das Band aus deinem Haar," flüstert er. „Ich will einen Gegenstand haben, der dich berührt hat."
„Du sollst einen anderen bekommen," verheißt sie purpurrot. „Aber du darfst nicht zusehen."
Samuel wendet sich gehorsam weg. Mirjam knüpft ihren Amulettbrief vorsichtig von der Brust, ein buntbemaltes Pergament, mit verschnörkelten Schriftzügen überzogen, an einem hänfernen Bande. Und Samuel küßt das Geschenk.
„Willst du meinen dafür?"
„Ja."
Als der Tausch geschehen ist, nach einem unvorsichtig langen Kuß, verläßt der junge Glücksritter eilig das Haus.

Baruch geht durch das Dublengäßchen. Da fällt ihm eine Erzählung der Mischna ein, und er muß lächeln.
Ben Doma fragte seinen Oheim, den Rabbi Ismael: ‚Ich habe das Gesetz studiert, darf ich nun die griechische Wissenschaft erlernen?' Ein Vers war die Antwort: ‚Das Gesetz soll nicht aus deinem Munde weichen, du sollst darüber nachdenken Tag und Nacht. Nun suche eine Stunde, die weder Tag noch Nacht ist, und benütze sie, die griechische Wissenschaft zu erlernen.'
Baruch geht gewöhnlich in der Dämmerung zu Beelthouwer.
„Endlich schaut Ihr wieder fröhlicher drein," begrüßt ihn Jan Pietersz.
Baruch erzählt, weshalb er sich in den letzten Wochen nicht hat blicken lassen. Dann bekennt er seine Gedanken über Maimonides.
Beelthouwer hat immer ernster zugehört.
„Wenn ich Euch meine Meinung sagen soll, De Spinoza: Ihr seid kein Jude mehr."
Baruch fährt auf: „Ihr sagt das ruhig! Und ich bin darüber beinahe krank geworden."
„Daran ist nichts Siechendes. Ich bin auch kein Christ, wie die Prädikanten einen wollen. Mich bekümmert das wenig."
„Ihr steht für Euch. Ich aber muß mit ihnen sein. Noch habe ich ihren Brunnen nicht erschöpft; einen Eimer noch muß ich heben. Ich darf mein Herz nicht öffnen, wo man mein Herz zu schreien fordert. Erlügen muß ich mir diesen letzten Blick in ihre Geheimnisse! Und wenn Morteiras Lehre einen Schlüssel bietet, dann bin ich ein Sünder gewesen, der Schmach des Da Costa wert!"
„Ich war auch nicht immer so einsam wie jetzt. — Meine Ansichten in Glaubensdingen haben meiner Mutter Tränen gekostet, und ich habe darüber eine liebe Braut verloren. Aber

was bedeutet das Leben eines einfachen Mannes! Das Wasser der Grachten wird darum nicht wohlriechend."
Sie schweigen lange, dann beginnt Beelthouwer von neuem:
„Seht, De Spinoza, ich teile die Menschen, da es gerade Mode ist, sie säuberlich zu sondern, nicht in Dunkel- und Flachshaarige, in Dürre oder Fette, um daraus Gründe der Wertschätzung oder Verachtung zu gewinnen, gefällt doch einem Jeden seine Larve allzusehr. Auch trenne ich sie nicht in Kirchenknechte und Freimütlinge, da der Freimut zuviel gefährliches Gesindel deckt. Alle seh' ich unter ihrer Not stehen, nur daß die einen im großen Heere ziehen, sei es als stolze Ritter in der Nähe des Feldherren oder als protzige Kanoniere oder gar im Lumpenvolk des Trosses, und daß die andern beiseite bleiben, weil sie unter ihrer Schädeldecke mehr Gesellschaft haben, als ihnen lieb ist. Jene suchen sich mit den Menschen ins Reine zu bringen und verlieren dabei ihr innerstes Eigentum, dafür haben sie einen gesunden Schlaf; die andern suchen die Menschen so lange mit ihrem Eigentume auseinander zu setzen, bis ihnen mehr oder minder feierlich der Stuhl vor die Tür gestellt wird.
Die Weisen scheinen zwar allezeit einsam gewandert zu sein und nicht mit im Heere; aber ich hüte mich das zu behaupten, denn ich kann nicht mit den Augen eines Heerläufers sehen, und die haben auch ihre Heiligen.
Was Euer Gewissen beunruhigt, gibt mir die Gewißheit, daß Ihr siegen werdet.
Ich habe Euch schon von Augustinus erzählt. Der hat auch mit der Welt gerungen, bis er sein Eigentum gefunden hat."
„Und wie hat er es gefunden?"
„Wie jeder, der abseits wandern muß: im Hange nach Wahrheit."
„Glaubt Ihr nicht, daß alle Menschen der Wahrheit nachstreben?"

„Nein. Die meisten haben nur den Nesttrieb. Sie tragen keine Verantwortlichkeit in sich, weil sie kein Eigentum besitzen. Ihr Gewissen heißt Gehorsam, ihre Wahrheit Glaube. Wehe dem Fürsten, der ihnen die Freiheit gibt und ihren Glauben nimmt."

„Ihr helft meinen Gedanken über Moses und Maimonides auf die Beine."

„Ich glaube, De Spinoza, daß Maimonides zu den vielen zählt, die ihr warmes Glaubensnest von der Winterschärfe der Wissenschaft gefährdet wissen. Er handelt wie jener spitzfindige Hamster, der sein Lager mit Schneeflocken füttern wollte, das Ende war ein durchnäßtes, fauliges Bett."

Baruch denkt an die Worte Jehudas: Die Wahrheit bedarf des Mannes.

„Augustin," fährt Jan Pietersz fort, „findet in seiner Wahrheitsnotdurft sein Eigentum. Das ist seine Größe: er steht unter dem Wahrheitszwang, da er in ihr den wahren Gott ahnt. Für ihn ist das Gewissen kein Gewand aus fremden Webereien, womit er einen abgemagerten Glauben behängen könnte, sondern heiligendes Erlebnis. So wird er in sein Selbst zurückgeführt, da seine Augen nur dort die Glorie der Heiligkeit erblicken, wo er erlebt. ‚Fliehe den Markt des Lebens und geh' in dich: deines Herzens Stimme allein ist wahr!'"

Baruch blickt zum Fenster hinüber, dort hebt sich vom Dämmerlichte der schwarze Schattenriß seines Freundes. Er fühlt Beelthouwers Herzensschlag durch die Stille der Werkstatt an seine Brust wallen.

Was drängt die Menschen dazu, ihm ihr Bestes zu offenbaren? Die Mutter — Jehuda — Beelthouwer, ahnen sie, was er kaum zu hoffen wagt, daß er den heiligen Weg betreten werde?

Ein ungekanntes Glück ergreift ihn so mächtig, daß er kämpfen muß, um nicht in Tränen auszubrechen.

Da dringt leise Jan Pietersz Stimme herüber:

„Und doch weiß ich nicht, ob Augustinus den Gott seiner Sehnsucht geschaut hat. In seinem Gottesstaat donnert das Wetter von Sinai."
In Baruch hallen noch übermächtig die Worte des Kirchenvaters: Deines Herzens Stimme allein ...
Und hätte Augustinus nie das heilige Land betreten, so war er doch voll der heiligenden Zuversicht!
Es treibt Baruch hinaus. Er drückt wortlos die Hände des Freundes und verläßt das Singelhaus. Sein Herz ist zu voll. Im Duhlengäßchen vernimmt er seinen Namen. Er wendet sich um. Mose Zacuto holt ihn ein.
„Wo warst du, De Spinoza?"
„Bei einem Freunde."
„Dein Freund ist ein Kollegiant, das ist ein gefährlicher Verkehr!"
„Sorge für deinen Umgang, Zacuto; laß die andern ihre Wege gehen."
„Auch wenn ich die anderen brüderlich liebe?"
Baruch bleibt stumm.
„Unsre Freundschaft wird in wenigen Wochen durch ein Geheimnis gefestigt sein."
Baruch blickt erstaunt in das zuckende Gesicht.
„Unser weiser Chacham, sein Wille sei gelobt, hat mir versprochen, daß ich gemeinsam mit dir, Baruch, den Wundergarten betreten werde."
„Du, gemeinsam mit mir?"
„Ja," flüstert Zacuto, „es wird sich ein Band um unsre Hände schlingen — unzersprengbar. Wir werden in Wahrheit Brüder sein. Darum warne ich dich vor dem Goj. Die Weisheit Salomons sagt: ‚Geh nicht auf der Gottlosen Pfad und tritt nicht auf den Steig der Bösen.'"
„Warne dich selbst vor deinem schnellen Urteil! ‚Falsche Mäuler decken Haß; wer verleumdet, ist ein Narr,' sagt Salomo etliche Verse später."

Es verschlägt Jacuto den Atem, er bleibt stehen. Baruch läßt ihn zurück, ohne sich weiter um ihn zu kümmern. —
Nennt ihn nicht grausam, den Pflanzer des Erkenntnisbaumes, denn dieser durfte nicht fehlen. Sein Fluch gilt den Knechten allein, die essen alle Tage den Tod an seinen Früchten.
Mose Jacutos Leben ist ein Beten und Fasten geworden. Jeder Gedanke an Baruch befällt seinen Leib wie eine Krankheit.
Morteira hält beide Schüler hin. Er ist Baruch gegenüber unsicher geworden und Jacutos Leidenschaft erschreckt ihn. Zwar weist er Jacutos Verdacht, Baruch übertrete die heilige Glaubensgemeinschaft und verkehre lieber mit Kollegianten, lächelnd zurück, allein eine Unterredung über Maimonides hat ihn unbefriedigt gelassen. So verstreicht der Winter und Frühling, ohne daß er den Garten der Wunder und Geheimnisse geöffnet hätte.
Im „Tapeithuis“ ist Sorge und Krankheit eingezogen. Isaak liegt in seiner Kammer, und Michael vermißt die junge Kraft seines Sohnes bei den Geschäften schwer. Manchmal ruht sein Blick mit scheuem Wunsche auf Baruch, allein er spricht nicht, denn er weiß, daß solche Pläne kein Ohr fänden.

Kühl ist das Boudoir Marias von England im Haager Hof. Es liegt auf der Nordseite gegen den Schloßteich, der von uralten Linden umsäumt ist, auf dessen Dunkel Schwäne gleiten.

Die blasse Frau steht vor einem florumhüllten Gemälde. Spärliche Tränen perlen über ihre geröteten, langbewimperten Lider und netzen die schmalen Wangen.

Da vernimmt sie ein Klirren von der Tapetentür her und trocknet hastig ihr Gesicht.

Wilhelm von Nassau ist gleich seiner Frau in Trauer gekleidet. Marias Blicke richten sich leidenschaftlich gespannt auf den Eintretenden.

„Sie wollen nicht," stößt der Prinz hervor.

Er wirft sich in einen niedrigen Armstuhl, verschränkt die Arme vor der Brust und senkt die Stirne.

„Du hast mir versprochen, dein ganzes Gewicht dafür einzulegen," preßt Maria hervor.

„Die Generalstaaten und vor allem die Provinzen wollen keinen Krieg mit Cromwell."

„Sie paktieren mit den Mördern meines Vaters!"

Ihre Hände ballen das feuchte Spitzentüchlein.

„Wer hat besonders gegen die Kriegserklärung gesprochen?"

„Der Staatssekretarius von Amsterdam, Konraad van Beuningen."

„Dieses elende Krämervolk! — Ich will Beuningen zu mir bitten. Ich will meine Geburt verleugnen, um meinem Bru-

der zu helfen. Ich will mich demütigen. Es muß zum Kriege kommen!"

„Konraad van Beuningen ist kaum zwanzig Jahre alt. Du wirst dem Vollmachtsrausche dieses Knaben einen leichten Sieg bieten."

Maria von England fällt vor dem Bilde des Vaters auf die Knie nieder.

„Hättest du geahnt, daß unserem königlichen Blute in diesem Lande solche Schmach möglich ist, nie hättest du mich von deinem Herzen gegeben!"

Der Prinz nagt unmutig an seinen Lippen. Nach langem Schweigen beginnt er mühsam:

„Sie glauben, ihr Möglichstes getan zu haben. Ihre feierliche Gesandtschaft für deines Bruders Sache hat überall nur Mißtrauen erregt. — Dazu kommt noch das Ärgernis: der Mord an dem Isaak Doreslaar, hier im Haag! — Die Republikaner schieben ihn dem Eifer der Prädikanten und deinem Einfluß auf deren Politik in die Schuhe. Man hätte die Hände von diesem Narren lassen sollen."

Maria ist aufgestanden, ihre Augen sind weit, ihr Mund bebt.

„Er hat die Ermordung meines Vaters gefeiert!"

„Er wäre unschädlich gewesen. Du hast deiner Genugtuung zu lauten Ausdruck gegeben. In England ist man darüber empört. Die niederländischen Kaufherren brauchen Frieden. Sie waren der Kosten des endlosen Erbkrieges überdrüssig genug. Dem Friedensschlusse allein verdanke ich einen geringen Anhang von seiten der Kavaliere des Landes. Durch deine Unvorsichtigkeiten wird die Idee des Freistaates nur gefestigt."

„Deine Kavaliere! Sie sollen sich vor dem schottischen Landadel, auf den man immer über die Achsel gesehen hat, in den Boden hinein schämen! Diese Kavaliere und Republikaner!"

„Klage dein englisches Volk an. Unsre Stellung wird durch nichts mehr gefährdet, als wenn wir den Staaten entgegen, eigensinnig einen Krieg wünschen."
„An deiner Tatlosigkeit hat die Republik die größte Stütze. Als ich Braut wurde, hast du den äußersten Kampf gelobt, um mir die Krone der Niederlande zu geben. Du hast dein Wort gebrochen!"
Der Prinz springt auf, an seiner Stirn schwellen die Adern. Maria weicht zurück.
„Wem soll ich die Krone erkämpfen, Maria von Nassau? Den Söhnen meines Vetters, der sich unverhohlen über die Fruchtlosigkeit meines Bettes erheitert? Karge du mit deinem Leib, ich will mit meinem Ehrgeiz kargen!"
Die Prinzessin wendet sich ab.
„Die Roheit dieses Volkes verdient das Stuartblut nicht."
Ein leises Pochen. Der Statthalter gewinnt im Augenblick seine Selbstbeherrschung wieder.
„Marquis de Gentillot bittet Eure Hoheit in dringender Angelegenheit."
„In die Bibliothek . . ."
Der Prinz geht eine Zeitlang auf und nieder, um Ruhe zu gewinnen.
Maria steht in andächtiger Versunkenheit vor dem Bilde Karls I.

Wilhelm findet den kleinen Franzosen, die Goldpressung einiger Bücherrücken mit der Lupe musternd.
„Vergebung, Sire, ich wage in diesem Zustande um Gehör zu bitten."
Er weist mit einer leichten Handbewegung auf die staubigen Stiefel, an denen halbvertrocknete Schaumflocken kleben, deren Absätze und Sporen vom Blute gefärbt sind.
„Habt Ihr befohlen, daß Euer Pferd abgerieben wird?"
„Ich hätte es fast vergessen."

„So eilig?“
„Admiral de Witt ist bei Tagesanbruch mit der Brasilienflotte vor Briel gelandet.“
Der Prinz wird blaß.
„De Witt hat meine bestimmten Befehle. Seine Bitte um Rückberufung ist abgeschlagen.“
„Admiral de Witt ist mit der Brasilienflotte eingelaufen.“
„Hat die Mannschaft gemeutert? . . . Er ist seiner Strenge wegen berüchtigt! . . . Sind die Offiziere am Leben?“
„Die Mannschaft ist willig. Alle Offiziere wohlbehalten.“
Der Prinz muß sich an eine Schrankbrüstung klammern, er flüstert:
. . . „Meine Machtvollkommenheit . . . Überlieferung der Kolonie an den Feind . . . Übertretung der Kriegszucht . . . Hochverrat . . . darauf steht der Tod . . .“
Auch Gentillots gelbliche Gesichtsfarbe verblaßt um einen Ton. Allmählich scheint der Prinz seiner selbst mächtig zu werden.
„Eine leidige Botschaft, vergebt, Sire . . . ich wollte nur vermeiden, daß Admiral de Witt . . .“
„Hauptmann de Gentillot, Ihr habt Befehl, unverzüglich nach Briel zurück zu reiten, die besten Leute Eures Kommandos zu wählen und die Offiziere der Brasilienflotte auf Geheiß der Staaten in strengste Haft zu nehmen, Kornelis de Witt hierher abzuliefern.“
Der Marquis wiederholt und geht.
Im Tore begegnet er dem Admiral und ist genötigt, ihm den Gruß zu bieten.
Wilhelm von Oranien hat kaum Zeit, seine maßlose Wut an einem Bande Corneille zu kühlen, als De Witt gemeldet wird. Der Körper des Prinzen zuckt leicht zusammen, als durchschlüge ihn eine Kugel.
Er ist nicht feige, ein kühner Reiter und Jäger und doch — die Ermordung seines Großvaters kommt ihm in den

Sinn. Er greift halb unbewußt nach einer Pistole und prüft deren Ladung.
Merkwürdige Geschichten gehen über Kornelis de Witt: er wurde als Knabe von einem Schulkameraden beleidigt, seine Familie zählte zu den Mennoniten, deren Glaube Wiedervergeltung verbietet, er rannte zu einem reformierten Prediger, ließ sich taufen und verprügelte den Beleidiger.
Unter dem ersten Adel des Landes stehen die stolzen Witt, sie sind Führer der Republikaner.
Der Prinz winkt den Diener zum Schreibtisch. Seine Feder kreischt hastig. Er faltet das Blatt und versiegelt es.
„Dem Offizier der Gevangenpoort, möglichst schnell! Ich lasse den Admiral bitten."
Kornelis de Witt ist dem Prinzen an Gestalt überlegen. Seine Züge sind ernst und gelassen, Stirne und Blick entschlossen; das schöne Gesicht des Oraniers läßt trotz seiner Erbitterung nicht die Jugendweichheit vermissen.
Der Admiral erstattet in knappen Worten Meldung.
Die Landung in Pernambuko sei unter den schwierigsten Verhältnissen geschehen. Man hoffte in der Stadt Vorräte zu finden, doch hat man nur die Hungersnot vermehrt. Zweimal habe er vergeblich vom Mutterlande das Notwendigste erfleht; beide Male abschlägig beschieden, unter äußerster Strenge und gespannter Willenskraft die Meuterei verhindert. Statt zum Kampfe mußte ein Teil der Mannschaft auf Jagd und Fischfang ausgeschickt werden. Der Proviant für die Rückreise wurde von Offizieren bewacht.
„Die Kraft der Matrosen hat kaum mehr zum Schiffsdienst getaugt. Ein Glück, daß die Feinde nur ungenügend Schiffe besessen haben. Mühselig sind einige Erfolge erfochten, die einen kurzen Waffenstillstand sichern. Ein Teil der Soldaten ist zurückgeblieben. Die Kolonie ist in dieser Verwaltungsform nicht mehr zu halten. Durch meinen Entschluß glaube ich dem Staate zwölf Schiffe gerettet zu haben."

„Meine Phantasie spielt mir übel mit. Unmöglich, daß ich den Admiral de Witt leibhaftig sehe! Die Geschichte kennt keinen Niederländer, der seinen Posten vor dem Feinde verlassen hat."

„Brasilien ist nicht von mir, sondern von Moritz von Nassau aufgegeben worden. Ich habe alles versucht und habe unter zwingender Not gehandelt. Ich werde meine Rückkehr vor den Staaten zu verantworten wissen, wie ich glaube, sie hier gerechtfertigt zu haben."

„Ihr habt Euch gegen die Kriegszucht vergangen, Kornelis de Witt!"

Die Hand des Prinzen weist auf den Degen des Admirals.

Kornelis de Witt hebt abwehrend seine Hand.

„Noch einen Augenblick! Ehe ich vor Briel Anker geworfen habe, ist an Holland und die andern Staaten je ein Offizier mit gleicher Meldung abgegangen. Dort bin ich meiner Rechtfertigung gewiß. — Wollet diese Waffe nicht von mir verlangen. Ich hoffe sie noch oft unter Eurem Befehle und bei günstigerer Angelegenheit zu führen."

„Führt Eure Zunge in angemessene Gangart! Wir sind Eurer Dienste nicht bedürftig. Wollt Ihr, daß ich Gewalt anwenden lasse?"

De Witts Gesicht nimmt einen starren Ausdruck an, seine Augen scheinen geschlossen. Er nestelt den Degen langsam aus dem Ledergehänge und legt ihn auf den Tisch nieder.

Der Offizier der Gevangenpoort tritt ein. Drei Soldaten folgen ihm.

Man will dem Admiral Handschellen anlegen.

„Keine Sorge, Fähnrich van der Graaf, ich werde ungefesselt folgen!"

Nach vierundzwanzig Stunden ist der Marquis de Gentillot genötigt, dem Prinzen zu melden, daß Matrosen und Männer aus allen Kreisen Briels die Gefängnisse der Brasilienoffiziere erbrochen haben. Gleichzeitig sind die Protestnoten

der Staaten eingetroffen. Der Marquis erhält Befehl, den Degen des Admirals nach der Gevangenpoort zu tragen.

+

An jedem dritten Tage, wenn die letzte Dämmerung im Westen verloschen ist, erwartet Morteira seine beiden Schüler.
Sorgsam sind die Fenster verhängt, und über alles weltliche Gerät sind Leintücher gebreitet. Inmitten des Zimmers ist ein Pult errichtet und ein Stuhl erhöht; zwei Schemel harren zu dessen Füßen. Zwei siebenarmige Öllampen übergießen das geheimnisvolle Buch mit rötlichem Lichte. Das verbrennende Öl füllt den Raum mit leichtem Ambraduft.
Mose Zacuto ist der Sklave Morteiras geworden, doch dessen Gaumen gelüstet nach der besseren Frucht.
Leise treten die beiden Schüler ins Zimmer. Mose setzt sich nach unterwürfigem Gruße auf seinen Schemel. Er starrt in die zitternden Flammen, seine schmalen Hände liegen nebeneinander auf den zusammengepreßten Knieen. So harrt er des ersten Wortes. Baruch folgt ruhigen Blickes dem Chacham, der das schwarzweiße Tuch um Scheitel und Schultern ordnet, der seine Hände in heiligem Wasser wäscht und dabei murmelnd betet und dann unter gemessenen Bewegungen seinen Platz einnimmt.
„Wir versammeln uns zum letzten Male. Erhebt euch, ihr Erwählten! Noch einmal wollen wir schwören bei dem Gotte, vor dessen Atem unsre Seele das Flackern eines Lichtes ist, der uns verdammen kann zu unaussprechlichen Qualen der Gehennah, davor es dem Kosen der Mutterhand gliche, wenn unsre Augen mit Glassplittern gefüllt und unsre Zähne mit siedendem Blei begossen würden. Noch einmal wollen wir schwören."
Er reckt seine Hand gegen Baruch, der berührt die Schulter Zacutos und Zacuto streckt seine Hand zu Morteira hinauf.
„Ich schließe deinen Mund, daß er nicht rede! Und dein Herz,

daß es darüber nicht grüble! Und wenn dein Herz entschlüpft, führ' es an seinen Ort zurück! Darum ward das Bündnis geschlossen."
Dann wendet sich Jacuto an Baruch.
„So sind wir in Ewigkeit Brüder. Einer steht für des andern Gewissen."
Morteira lobt den Spruch.
„Wir werden diese Nacht gemeinsam verbringen," beginnt Morteira die letzte Unterweisung. „Die Offenbarungen des Sefer und Sohar sollen gleich einem geschlossenen Kreise noch einmal vor uns erstehen. Darum bekennet, was euch das Murmeln der heiligen Quelle ins Herz getragen hat. Du, Mose, sprich zuerst."
Jacuto streicht mit den Händen langsam über seine Stirne, als wolle er sie von lästigem Erdenstaube befreien. Er breitet seine Arme den Flammen entgegen.
„Zweiundzwanzig heilige Zeichen schließen den Namen des Alten der Alten, des Heimlichen der Heimlichen ein. In ihnen ruht alle Form und Wesen, was Menschengeist erfaßt, und was ihm ewig entflieht. — Und als der Uralte die heiligen Zeichen erkannte, die seinen Namen erklingen lassen, entsprangen aus ihrem Kreise die Mütter, die heiligen Drei. Die zischenden Laute schossen als feurige Lohe auf und schufen den Himmel mit tausend glühenden Augen. Die murmelnden Laute quollen als raunende Wellen inmitten der Welt und dichteten sich zur Erde, zu Tier und Gesträuch. Die Hauchenden aber stiegen als Lebenslüfte vom Himmel zur Erde, versöhnten die feindlichen beiden: Feuer und Wasser; wie Sommer und Winter durch Blüte und Ernte versöhnt wird — wie der Geist des Hauptes und die Sinne des Bauches durch den Verstand des Herzens."
Morteira hört mit geneigter Stirne und nickt unbewußt zum Rhythmus der Rede. Jacutos Blicke ruhen auf dem Scheitel des Meisters; Baruch beschattet die Augen.

„Ein jedes Wort hat Teil an den heiligen Zeichen, die den Namen des Alten der Alten umschließen. Jedes Wort hat er von seinem Wesen. So ist das Sein der Dinge bestimmt durch ihrer Zeichen Form, damit er sie benannte: Denn das Wort floß aus ihm, wie der Hauch, der vom Himmel zur Erde weht und Leben spendet.

In einem aber schuf er das Bild seines Einklangs und des Einklanges aller Wesen: im letzten Wort, das er zur Schöpfung gesprochen hat — Adam.

Adam des Himmels fuhr hernieder auf feurigem Gefährt und blies dem Adam des Staubes lebendigen Odem ein. Uradam schuf aus sich ein Sternengewand im leuchtenden Firmamente, also gab er dem Menschen die Haut, die ihn deckt. Uradam schuf aus sich die Wasser und Berge, die trägen Schalen, die des belebenden Hauches harren, also gab er dem Menschen Fleisch, das ihn zur Faulheit und Begierde lockt. Uradam schuf aus sich die Lebensquelle, den Feuerwagen, Wasser und Erde heiligte er durch sie, also gab er dem Menschen Blut: sein Fleisch zu heiligen; und Bein: sein Fleisch zu halten.

Allein Himmel und Erde sind nur ein Gleichnis so wie der Leib.

In ihrem Innern ruht das tiefste Geheimnis, das lebende Wirken.

Nur wenige Zeichen lassen es ahnen: am Himmel die Ordnung der Sterne, am Menschen das Antlitz.

Jeglich Ding hat Teil am Alten der Alten und ist doch Knecht des Knechtes der anderen Dinge. Adam allein ward Herr, da er sein Bild ist und ihm nur dient, ihm, des Namen gleich ist dem Namen Welt.

Er selbst aber bleibt das Wunder. Wir müssen fürchten und hoffen, daß seine Größe uns einmal offenbar werde. Seine Größe ist ein Schrecken, unser Wort wird ein Lallen vor ihr.

Simon ben Jochai sagt: ‚Er ist der Heimliche der Heimlichen. In jeglicher Form ist er, und bleibt uns doch unbegreiflich!

Er sitzt auf einem Funkenthron, den er geknechtet hat. Weißes Licht erstrahlt über ihm in hunderttausend Welten; dies wird der Gerechten Erbe sein. Aus seinem Schädel wälzen sich jährlich dreitausend Myriaden Sonnen, die an seinem Atem erstarken. Aus seinem Schädel quillt Tau, der alle Toten zum Leben erweckt; hell ist er wie die Farbe der Diamanten, die alle Farben in sich birgt, und ist die Nahrung der größten Heiligen. Und sein Gesicht heißt das lange Gesicht. Tausend Welten schwingen in einer Pore dieses Gesichtes ...'"

„Halt ein," ruft Morteira, „daß Rasiel nicht erzürnt, denn er wacht eifersüchtig!"

Zacuto sinkt zurück. Er atmet schwer. Seine Augen irren.

„Was hast du vernommen, Baruch?"

„Es wird besser sein, ich schweige und höre. Ich kann mich nicht so entflammen wie Zacuto; gegen seiner Worte Brunst sind meine Gedanken kalt."

„Nein, auch du mußt bekennen!"

Baruch steht lange schweigend. Sein Blick wandert von Morteira zu Zacuto. Etwas Feindliches, Lauerndes liegt in ihren Mienen und steigert seine Unsicherheit. Er beginnt leise und stockend.

„Sohar und Sefer schreiten über den Talmud hinaus. Wer von den Gleichnissen der Mischna und der Gemara unbefriedigt ist, soll im Geheimnis der Kabbala seine Erlösung finden. Diese ist das letzte Brot des Glaubens und seine letzte Kunst. Allein Rasiel hütet mit Recht so zornmütig ihr Geheimnis. Denn eine neue Lehre, jenseits von Moses und den Propheten, verhüllen Sefer und Sohar mit wunderlichem Gebaren: der Unnennbare löst sich, endloses Leben entwirkend, in das Vielfältige der Welt.

Ein fremder Gedanke, fern von Sinai!

Dort hat Gott gethront, der harte König und Richter. Hier aber ist er des Unterschiedlichen Einklang geworden, daran das Staubkorn Teil hat wie der größte Engel.

So hat die Kabbala den Gott der Hirten und Herden überwunden; und doch wagt sie sich nicht aus den Fesseln des Wortes.
Statt den Menschen einzufügen in den geschlossenen Kreis des Werdens und Vergehens, stellt sie ihn näher zu Gottes schaffendem Willen, als die stolzesten Engel. Nicht wie die Dinge der Welt, ist ihr der Mensch ein göttliches Ideenspiel, sondern er ist das Bild, das dem Schöpfer aus dem Spiegel der Welt entgegenblickt. So zerstört die Kabbala den Einheitsgedanken, erniedrigt Gott und erhöht den Sterblichen."
Morteira und Jacuto blicken entsetzt. Noch wagen sie kein Wort.
Baruch ist erwarmt.
„Gleich einem Auge, das angesichts der Wahrheit sein Lid schließt und nur den Feuerschein gewahrt, und gleich einer Hand, die das Begehrte tastet und doch zurückzuckt, ohne zu greifen, ist die Lehre von tiefer Ahnung erfüllt. Allein sie wagt nicht zu bekennen.
Es griff der Sefer kühn in die Schatten der Ewigkeit:
Aus der Welt des höchsten Lebens — Weisheit, Verstand und Erkenntnis — entrollt die Welt der Güte — Gnade, Gericht und Schönheit. Ein stolzer Gedanke: da du erkennst, bist du geheiligt und hast an der Schönheit Teil.
Aus der Welt der Güte entrollt die Welt der Sinne: Triumph und Glorie des erkennenden und geheiligten Bewußtseins, sich im Gleichmaß der Kräfte und Stoffe gestaltend.
Und diese Weltendreiheit — Weisheit, Güte und Maß — vereinigt die Harmonie des Reiches.
Doch alle drei sind nur Anschauungsformen desselben, Kleidsamkeiten des Ursprünglichen, für unser Menschenauge bemessen.
Über Adams Blick hinaus kleidet sich der Unerschöpfliche in endlos mannigfaltige Formen und erfüllt sie mit seinem Wesen.
So griff der Sefer kühn in die Schatten der Ewigkeit.

Allein, er zieht die Hand zurück und erzählt vom Kampfe Gottes mit dem trägen Stoffe, vom Kampfe des Königs mit der Königin, des Mannes mit dem Weibe. — Schon war der Sefer nahe, das ewige Geschehen von Gut und Schlecht zu befreien, da sinkt sein gewaltiger Allgott wieder zum Richter über die Erbärmlichkeiten ..."

Jacuto stößt einen Schrei aus und stürzt auf Baruch zu. Seine Hände umkrallen den Hals des Feindes. Mit Mühe reißt Morteira den Tollen los.

„Willst du morden! Angesichts des heiligen Buches!"

Mose sinkt auf die Knie; er greift Morteiras Hand und bedeckt sie mit Tränen. Baruch und Morteira sehen einander in die Augen, beide sind totblaß und zittern.

Endlich ermannt sich Morteira.

„Ich will mich nicht verfluchen, daß ich dich in die Geheimnisse eingeweiht habe. Du hast geschworen, deine Zunge zu hüten, ich traue deinem Schwur. Was dein Herz gesündigt, sei in uns dreien begraben und vergessen, denn ein Wunder ist geschehen. Höre, Mose Jacuto, ein Wunder! Rasiel hat seine Ohren abgewendet, da die fluchwürdigen Worte erschollen sind, und hat seinen Zorn nicht offenbart. Ein Wunder, daß wir noch leben!

Ich binde euch im Namen der heiligen Offenbarung. Keines Menschen Ohr darf vernehmen, was hier gesprochen worden ist. Allein du, Baruch, gleichst Acher, dem Rasenden, und du hast meine Seele betrübt. Ich habe dich gewinnen wollen."

Seine Stimme ist heiser.

„Doch Rasiel hat geschwiegen. So will auch ich nicht einhalten in der Lehre: du sollst die letzte Gewißheit hören müssen, Baruch! Du aber sollst ihrer froh teilhaftig werden, Mose. Denn auch der Verborgene wird sich nicht verhüllen am letzten Tage und Sündern und Gerechten sein Antlitz zeigen."

Jacuto hat sich zu Füßen des Meisters niedergelassen, er starrt in die Flammen, seine Hände bedecken die Knie, er gleicht einem

Steinbilde. Baruch lehnt an der Mauer. Er fühlt schmerzlich, daß Morteira ihm wohlgesinnt war. Aber hätte er unerkannt davonschleichen sollen wie ein Dieb? Es war gut, daß er heute gesprochen hat, er hätte sprechen müssen, bevor er den Baum des Lebens verläßt.

„Das letzte Gleichnis will ich euch lehren und die innerste Wahrheit. Denn Menschenwahrheiten sind nur letzte Gleichnisse, und unsre höchste Hoffnung geht dahin, daß wir den Schein dereinst erleben.

Als der Verborgene seines Namens bewußt ward und sein Wesen im Punkte unsäglichsten Glanzes verdichtete, war aller Wesen Beginn geschehen. Und jedes künftigen Menschen Tiefinnerstes lag schlummernd in dem Glanze. Was bist du? Dein Fleisch und Bein sind Gleichnis, sie schwinden dahin wie Erde und Lüfte des Himmels. Deine Wahrheit bleibt allein, was der Ewige vom Anbeginn in dir schaute, und was von Ewigkeit dein Wesen war, bevor noch des Erzvaters Mund den Sündenapfel berührte. Deine Seele ist deine Wahrheit.

Deine niederen Sinne gehören den trägen Schalen und stoßen die Gifte des Bauches in dein Herz. Dort richtet die Vernunft, und schwankend gleitet das Zünglein der Wage von Gutem zum Bösen. Doch über dem Herzen und den Niedersinnen thront im Haupte der Geist. Er ist dein Heiligtum und die Gottesreinheit in dir. Wenn du schläfst, breitet er seinen Fittich und schwingt sich zu dem Verborgnen empor, so daß dein Leib nur noch in Dumpfheit atmet. Ihm sind die höchsten Engel und Heiligen nahe. Darum verflucht, wer seinen Geist mißbraucht, wer das Erhabene schändet in sich!

Und fragst du, warum der Geist nicht in Gott geblieben ist und sich hinab zum Staube gesenkt hat, so soll dir Antwort werden, obwohl deine Frage Fürwitz bedeutet. Denn mit gleichem Rechte könntest du forschen, warum die Welt entstand. Gott hat sich erkannt, als er Himmelshöhen und Erdentiefe geschaffen hat. Also muß deine Seele in den Leib eindringen,

daß sie erkenne; denn die Erkenntnis blüht nur dort, wo Ungleichart sich gattet.
Und ist deine Seele zu schwach, und sinkt dein Leib hin, bevor du den Heimlichen fühlst, so mußt du wandern von Leib zu Leib, mußt suchend schweifen von Seele zu Seele, bis du die Schwesterseele findest, mit der vereint du den Herrlichen erschaust."
Morteira verstummt. Er hat die letzten Worte an Baruch gerichtet, ein milder trauriger Tonfall hat seine Stimme verschleiert. Baruch nähert sich dem Chacham.
„Vergib mir, Rabbi, ich habe dir Kummer bereitet; das war nicht mein Wille. Du hast mir den letzten Becher gereicht, und ich danke dir, Rabbi. Zürne mir nicht. Mein Herz hat seinen Gott noch nicht gefunden."
Er nimmt seinen Hut vom Boden.
„Baruch, du heißest deinen Namen lügen! Der Segen ruht nicht auf deinem Scheitel," ruft Morteira und folgt mit trübem Blick seinem Lieblingsschüler.
Baruch atmet hoch auf. In vollen Zügen saugt er die milde Nachtluft ein.
Kein Geheimnis birgt der Väterglaube mehr. Der letzte Eimer ist gehoben.
Es drängt ihn, an das breite Fenster am Singel zu klopfen. Dann aber hemmt er seine Schritte. Jan Pietersz wird schlafen, es ist vor Mitternacht. Isaak hat einen schlechten Tag gehabt, vielleicht tut dort sein Hilfe not.

Das „Tapeithuis" hat ein enges, düsteres Höfchen, auf dessen Pflaster auch im Sommer kein Sonnenstrahl fällt. Einige Stufen führen aus dem ebenerdigen Kontor in die Kammer Isaaks, deren schmales Fenster auf den dumpfen Luftschacht hinausschaut.
Der matte Schein der Nachtlampe rötet die dunkeln Ruten eines kümmerlichen Bäumleins, das vor dem Fenster sein

lichtarmes Leben fristet. Es streckt seine kargbelaubten Äste ängstlich gegen die erleuchteten Scheiben der Krankenkammer und kratzt bisweilen, als ob es Einlaß begehre und seinem einzigen treuen Pfleger zu helfen wünsche. Vor dem Bette sitzt Michael. Seine müden Augen fallen immer wieder zu, leise geschmeichelt vom Schlafe. Sein Kinn preßt den Bart an die Brust, und das Pfauchen der Nase weckt den schlummernden Kranken, daß er leise stöhnt. Dann fährt Michael empor, hebt den Psalter vom Boden und versucht aufs neue zu lesen.
Als Baruch eintritt, findet er den Vater in tiefem Schlafe, auf das Kissen neben Isaak hingesunken, während der Kranke wacht und leise lächelt.
Michael taumelt schlaftrunken auf.
„Gut, Baruch, daß du kommst ... ich bin zu alt und müde ... die doppelte Last ... die doppelte Last ...“ Damit wankt er hinaus.
Baruch gibt dem Halbbruder zu trinken und flüstert ihm freundlich zu. Doch Isaak schüttelt matt den Kopf.
„Es wird nicht lange mehr dauern, Baruch ... der Atem ist schwer ... sehr schwer, als läg ich im Sande bis an den Hals ... Baruch, und mir ist bange. Ich kann nicht finden, wonach mir bangt ... mir ist fürchterlich bange ... es liegt mir schwer am Herzen ...“
„Draußen ist's warm; ich will das Fenster öffnen, das wird dich erleichtern. Auch will dein Fliederbaum zu dir hereinnicken. Hörst du, wie er ans Fenster schlägt?“
Isaak lächelt matt.
„Du darfst nicht so schweren Gedanken nachhängen, Isaak. Bald wirst du gesund sein. — Siehst du deinen Fliederbaum?“
„Baruch, weißt du noch, wer ihn vor mein Fenster gepflanzt hat?“
„Die rote Christenmagd, vor vier Jahren.“
„Es sind schon fünf Jahre her ... Sie hat mich immer angesehen, die rote Antje, als ob sie an meine Brust will ...

wenn sie im Hof gewaschen hat, ist ihre Stimme hinüber an mein Schreibpult gedrungen . . . eine weiche, schmeichelnde Stimme. Sie hat funkelrote Lippen gehabt, die hat sie beim Singen kaum geöffnet. Immer vom gebrochenen Herzen hat sie gesungen. Als ob sie gewußt hätte, daß ich hier in der dunkelsten Ecke stehe und durch die Scheiben zu ihr hinüber schaue, hat sie in meine Stube geblickt bei ihren traurigen Liedern . . . Ah, Baruch, das war eine Zeit! . . . Ich habe nicht zu ihr gekonnt und sie nicht zu mir — sie war getauft.
Einmal hat sie sich geschnitten, kaum daß ich mich habe halten können! Sie hat die Wunde im Brunnenstrahl gespült und gesungen: Fließe, mein Blut, dich hat er verschmäht . . . An dem Abend habe ich sie aufgesucht und hundertmal geküßt. Sie hat dabei gelacht und geweint. Am andern Tag hat sie den Baum gepflanzt und dann war sie fort . . . verschwunden . . . Baruch, Baruch, vielleicht war das meine Sünde, und mir ist darum so bang!"
Baruch drückt den Fiebernden in die Kissen und legt seine Hände auf die heiße Stirn.
„Das war keine Sünde, Isaak."
„Der Herr hat es verboten, ich weiß. Denn sie war getauft."
„Einst war das Gebot gültig, als Israel noch ein Schwert getragen hat. Heute ist das anders. Du hast getan, wie du gemußt hast. Glaubst du, der Herr wird deinen Kampf für nichts ansehen? Darüber kannst du friedlich schlafen."
„Du bist gelehrt, Baruch, du mußt es wissen. — Ich danke dir."
Ein tiefer Frieden erfüllt Baruch: der Kranke vertraut ihm. Wenn es ihm einst gelänge, den heiligen Weg zu finden und ihn den suchenden Herzen zu weisen. Dann wäre sein Leben gesegnet und keine Lüge wäre sein Name.
. . . Jetzt sind Morteira und Jacuto über der Schrift und quälen die Worte Mosis und der Propheten in die Sätze der Kabbala. Jacuto stößt verzückte Schreie aus, und des Chacham

singende Stimme wächst immer höher und höher bis zu herrischen Befehlen. Dann tastet Mose nach der Hand des Rabbi und küßt sie ...

Ein tiefer Frieden erfüllt Baruch: er ist frei geblieben von dem Selbstbetruge dieser beiden, ihn bannt keine Furcht mehr vor den verhüllten Verheißungen der Synagoge. Frei, frei!

Isaak ruht ganz still, mit lächelndem Munde. Seine Fieberhand glüht in der Rechten Baruchs.

Das Glockenspiel der Alten-Kirch klingt fern durch die Stille herüber.

Heimlich raschelt der Fliederbaum an den Fensterläden, als flüstere er Liebesworte der roten Antje.

Baruch erinnert sich seines Zornes über den Gesang der Christenmagd; und Isaak hat dem Gesange von einer verschwiegenen Ecke aus beklommenen Herzens gelauscht.

Droben schläft Mirjam, die heimliche Braut, und träumt von dem Geliebten.

Ein fremdes Leben webt in dem Hause; andre Gefühle lassen die Herzen erzittern. Sie sprechen flüsternd von ihrer Liebe, Isaak, Mirjam, Casseres — als sei sie ihr Heiligtum, die schönste Blüte ihrer Seelen.

‚Geh nicht vorbei an mir!‘ So ruft das Leben. ‚Durch mich hindurch, nur durch mich führt der Weg!‘

Es ziehen die Stunden, und Baruch lauscht ihrem sanften Gange.

Da fühlt er plötzlich ein Kühles, Starres in seiner Rechten. Isaak liegt fahl, mit offenen Kiefern und gläsernen Augen.

Baruch beugt sich stürmenden Herzens über ihn, er rüttelt ihn, reibt die Schläfen.

Soll er den Vater wecken, die Geschwister? Noch ist es tief in der Nacht.

Der Vater war ruhebedürftig, die Schwestern würden ihn aufschreien, wie damals, als die alte Lea gestorben war.

Baruch verschließt den Mund und die Augen des Toten. Isaak lächelt wieder. Baruch bricht einen Zweig vom Fliederbaum und legt ihn auf die kalte Brust.
Er hebt den Psalter vom Boden, er will den Tag erwachen. Der Vater soll schlafen.

+

Wie ein stilles Übereinkommen liegt es zwischen Morteira und Baruch. Sie schonen einander.
Je näher das letzte Jahr der Talmud-Akademie seinem Ende zurückt, desto häufiger ertappt sich Morteira über dem Gedanken, wie Baruch dennoch zu gewinnen wäre; nicht die kühle Überlegung des herrschsüchtigen, sondern die Sehnsucht des alternden, kinderlosen Mannes bewegt ihn.
Auch Baruch fühlt sich nicht mehr so frei. Er wandert täglich zu seinem Freunde am Singel, allein der Unterricht im Latein geht nur langsam von statten, denn Beelthouwer ist nach seines Tages Arbeit müde; er hat auch wenig Geschick im Lehren. Wenn Simon de Vries oder Jarig Jelles eintreten, um eine Stunde zu verplaudern und zu verqualmen, so wird diese Unterbrechung von beiden Lateinern freudig begrüßt.
An einem Frühlingstage war Zacutos schlummernde Eifersucht von neuem erwacht, da Morteira entschieden auf seiten Baruchs getreten war. Nach der Schule ging Mose mit Isaak Naar. Beide hatten in den letzten Wochen wenig zueinander gesprochen, denn Naar beneidete Zacuto um die geheime Wissenschaft. Allein, ihre gemeinsame Abneigung einigte sie bald und sie beschlossen, den Chacham vor einem neuen Irrtume zu bewahren und den ketzerischen De Spinoza zu entlarven.
Um diese Zeit waren die Grundarbeiten für das neue Rathaus auf dem Dam wieder aufgenommen worden. Baruch war zufällig stehen geblieben, um die Pfählung zu beobachten. An sechzig Fuß lange Fichtenstämme wurden in den

Sandgrund geschlagen. Langsam hob sich der schwere Zugtrümmel, an dessen Kette bei fünfzig Mann zogen, bis er an die Eisenrolle des Gerüstes stieß; dann schlug der Führer einen Zapfen aus, und der Block fuhr auf den Pfahl. Einer großen Bienenwabe sah der Grund gleich, Stamm an Stamm, so hart aneinander gedrängt, daß nur geringe Spuren des Erdreichs sichtbar waren.

Da berührt eine leichte Hand Baruchs Schulter. Jacuto und Naar stehen neben ihm. Sie sehen zunächst gemeinsam zu, dann beginnt Naar:

„Die Schule wird sich schließen und bald werden unsere Wege auseinander gehen; ich bleibe nicht in Amsterdam. Oft schon habe ich mit dir reden wollen, Baruch. Aber kann ich wissen, ob ich ein angenehmer Gast bin? Mich plagen Zweifel. Von dir hoffe ich einen Weg zu erfahren, auf dem ich gehen kann, ohne zu straucheln."

„Du solltest dich an Jacuto wenden, er ist dein Freund und mir an Gelehrsamkeit gewiß ebenbürtig."

„Würde ich dich in seiner Gegenwart bitten, wenn er das selbst meinte?"

„Ich muß nach Hause," lenkt Baruch ab.

Sie gehen schweigend. Nach einer Weile flüstert Jacuto: „Du zürnst mir noch, Baruch, aber ich bereue. Gegen deine Person habe ich einen schweren Kampf geführt in meinem Herzen. Ich habe ein unglückliches, hitziges Geblüt. Du solltest mich nicht verachten."

Seit Baruch dem Glauben der Väter fern steht, hat sich seiner eine sonderbare Weichheit bemächtigt. Voll Bewunderung blickt er auf die Geschichte seines Stammes und auf dessen Martyrium. Mit Rührung betrachtet er den Glaubenseifer seines Vaters. Morteiras maßvolle Zurückhaltung erfüllt ihn mit Achtung. Er hat den Glauben an die Ehrlichkeit seiner Umgebung wiedergewonnen, seit er ihr Glaubensbedürfnis nicht mehr teilt.

So forscht Baruch teilnehmend in Jacutos Zügen und es scheint ihm, als seien sie vom Freimute erhellt.
Bald stecken die drei jungen Gelehrten inmitten dogmatischer Fragen. Eine Zeitlang vertraut Baruch den Worten Jacutos und Naars, obwohl die beiden ungewöhnlichen Freisinn bekunden. Als sie ihm aber bestimmte Fragen über Gottes Person, das Wesen der Engel und die Unsterblichkeit vorlegen, antwortet er mit aller Vorsicht und verweist sie auf die Schrift, in der nur vage Andeutungen über Gottes Person und Leibhaftigkeit zu finden seien, über die Engel und die Unsterblichkeit aber nirgends zu lesen wäre.
Als Baruch dann allein die Treppe zu seiner Mansarde hinaufsteigt, gereut ihm sein Vertrauen und er muß sich immer wiederholen, daß es besser sei, siebenmal unweise vertraut, als einmal ungerecht mißtraut zu haben, um nicht in Bitterkeit zu verfallen.

Die Provinz Holland, ihr voran die Amsterdamer Kaufmannschaft, war der Erhaltung des großen Heeres überdrüssig geworden, zumal der Frieden mit Spanien seit ein und einem halben Jahre besiegelt war. Allein der Prinz weigerte sich auch nur einen Teil der Truppen zu entlassen. Also beschloß Amsterdam eigenmächtig zwanzigtausend Mann zu verabschieden.

Als der Beschluß vollzogen war, erwartete man vergeblich etliche Wochen hindurch einen Protest Wilhelms. Der Generalkapitän blieb ruhig, nur verlautete, daß er und seine Gemahlin auf Loovestijn neue Flitterwochen gefunden hätten, ein Grund der Beunruhigung vieler vorsichtiger Republikaner.

Marquis de Gentillot war ein häufiger Gast auf den Jagdschlößchen; auch als der Prinz sechs der hervorragendsten Mitglieder des Holländer Staatsrates zu Gast entbot, saß der Franzose an der üppigen Tafel.

Konraad van Beuningen, der junge Pensionär von Amsterdam, und Jacob de Witt, Bürgermeister von Dort, Vater des Admirals, hatten ihren Platz neben dem fürstlichen Paare. Daß gerade die beiden geladen waren, fand allgemeines Aufsehen, da sie am eifrigsten für die Truppenentlassung eingetreten waren.

Von edlen Weinen erwärmt, floß das Gespräch umso ungezwungener, als Maria von England ihre spröde Zurückhaltung abgelegt zu haben schien. Sie lieh dem Geplauder ihres Partners mit so gewinnender Anmut ihr Ohr — fast

bedauerte er, nicht monarchisch gesinnt zu sein! Sie pries den Mut, der ihn trotz seiner jungen Jahre das Amt eines Pensionärs von Amsterdam habe auf sich nehmen lassen.
„Euer Lob, Hoheit, gebührt nicht mir, sondern meiner Großmutter."
Etliche Gäste, denen diese Behauptung erklärlich schien, blickten halb erstaunt, halb belustigt auf den Nachbarn der englischen Königstochter, so daß sie neugierig fragte.
„Das ist bald erzählt. Auch ich habe geglaubt, der Bürde nicht gewachsen zu sein; bin mir gleichfalls viel zu jung vorgekommen. Da hat mich meine Großmutter hart bei den Ohren gefaßt und mich unmutig angesehen. ‚Hör einer den Jung'! Du wirst das Amt nicht von dir weisen, Konraad! Sollst nicht glauben, wie geringer Verstand not tut, das Land zu regieren'!"
Der Prinz errötet leicht, auch Marias Heiterkeit scheint gezwungen. Dafür ist das Gelächter der Ratsherren seiner Erschütterung wert.
„Gegen die Argumenta meiner Großmutter ist nie aufzukommen."
Als der süße Wein genossen war, bat der Prinz die Gäste zu einer Beratung. Sie wurden in ein schmales Zimmer des Obergeschosses geführt.
Wie der letzte die Schwelle überschritten hatte, hörten sie nur noch den Schlüssel kreischen und, daß man einen Riegel vorschob. Dann blieb es im ganzen Schlosse still.
Auch in der Beratungskammer herrschte fürs erste stumme Betroffenheit. Die Blicke wanderten von der Eichenschwelle zu den dicken Eisengittern der beiden Fenster. Über die Lage, darein die sechs Holländer Ratsherren geraten waren, blieb weiter kein Wort zu verlieren.
Van Beuningen und De Witt untersuchten die eisenbeschlagene Tür, eine tüchtige Schreiner- und Schmiedearbeit. Die anderen öffneten die Fenster und überzeugten sich von der Unerschütterlichkeit der Gitter.

Da sahen sie den kleinen Franzosen auf ein Pferd springen und ehrerbietig zu einem Fenster des unteren Stockwerkes hinaufkomplimentieren.
„Grüßt mir die stolze Amsteljungfrau mit Eurem ganzen Feuer, Marquis," erscholl die Stimme Wilhelms.
„Ich will sie im Namen Eurer Hoheit herzlich umarmen."
Dann stob der Reiter davon.
Die Augen der Ratsherren richteten sich auf Konraad van Beuningen, der lehnte blaß an einem Fenster und sah auf den Busch hinüber.
„Die Antwort für die Zwanzigtausend! Gott gebe Jan Huidekoper ein wachsam Auge für diese Nacht!"

Die Hamburger Eilpost ist früher als gewöhnlich eingetroffen. Simon de Vries verläßt das schwere Fuhrwerk zuerst und, ohne sich wie die andern Reisenden im Weißen Löwen von der argen Strapaze zu erholen, sucht er die steifgesessenen Beine in schärfster Gangart gegen das nahe Haus des Bürgermeisters zu bewegen.
Jan Huidekoper, Herr von Maarseveen, sitzt in der kühlsten Stube und genießt die Labe seines Vesperschoppens von funkelrotem Cocquil, der das Gelaß mit herber Blume durchduftet.
Kaum hat er den Sohn seines verstorbenen Freundes vernommen, fährt er in seinen Rock, ohne des Lieblingstrunkes weiter zu achten, und eilt auf die Klovenierduhle, wo der Amsterdamer Rat seit dem Umbau zu sitzen pflegt.
Von da laufen alsbald die Boten zu den Ratsherren und drei Berittene werden vom Bürgermeister peinlich angewiesen, wohin sie zu galoppieren hätten.
„Schont eure Gäule nicht, die erste Meldung ist mir einen Rosenobel wert."
Dann rennen hurtige Jungen in die verschiedenen Wachtstuben.

Die Kommandanten befehlen den Trommelschlägern Bereitschaft. Die Offiziere der fünf Heerscharen werden verständigt. Fahnen werden entrollt, Waffen besehen. Fähnriche, Feldwebel und Schergen, Stock- und Brandmeister treffen nicht lange nach der Meldung auf der Wacht ihres Striches ein, alle in voller Armatur.

Noch ist kein bestimmter Befehl gegeben, aber die Stadt ist laut. Unheimliche Gerüchte steigern die Bangigkeit: eine der versprengten Soldatenrotten, die noch immer als gefürchtetes Angedenken des dreißigjährigen Krieges die Nachbarländer durchplündern, sei im Anzuge. Am Klovenierburgwall stehen die Amstelbürger dicht und fordern sichere Auskunft. Schwer bahnen sich die Mitglieder des Kriegsrates ihren Weg zu den versammelten Stadtvätern. Inzwischen hat Jan Huidekoper dem Rate die Zeitung Simons mitgeteilt.

„Es soll ein starker Haufe sein, Reiter und Fußvolk, wohlbewaffnet und in guter Ordnung. Um Mitternacht können sie vor den Wällen stehen, wenn sie sich auf der Weide nicht verirren. Auf offenem Felde liegt keine Siegesgewähr, wir sind zu gering an Zahl, auch scheint's nicht nötig, Menschenleben aufs Spiel zu setzen. Vor allem müssen wir bedacht sein, sie von unserer Stadt zu halten."

„Das müssen wir," scholl es einmütig.

„Um die zehnte Stunde beginnt die Flut. Mein Rat ist, unsre Stadt der Flut zu vertrauen. Wir schicken Reiter an den Oosterdeich, bis in die Hälfte des Wegs nach Muiden; wir brechen den Seedeich an fünf Stellen, das soll genügen, und ziehen die Schleusen. Weh dann den Feinden unsrer guten Stadt!"

Darauf liegt tiefes Schweigen über der Versammlung.

Dann hebt sich ein Flüstern von Mann zu Mann. Soll das Amstelland mit seinen fetten Weiden geopfert sein? Vielleicht ist's nur ein blinder Schreck! Und den Seedeich durchstechen — das klingt wie Frevel!

Doch die Angst erwacht bald von neuem. Eine Belagerung ist ein ärgeres Schreckgespenst als ein Krieg. Wenn die Bürger auf den Wällen stehen, muß die Tinte in den Kontoren eindicken. Dann schläft der Handel — und das um keinen Preis. Eher soll das Amstelland ersaufen!
Bei der Abstimmung fällt zwar der Antrag, den Seedeich zu durchstoßen, aber der Rat beschließt, die Schleusen ziehen zu lassen.

Am Singel ist der Sammelplatz der blauen Heerschar. Von allen Seiten kommen die Schützen und Hellebardiere und stoßen zu ihren Fähnlein, deren die Blau-Schar elf zählt, jedes Fähnlein zu hundertfünfzig.
Simon de Vries ist Feldwebel beim achten Fähnlein. Er und seine beiden Brüder, Isaak und Frans, stehen in eifrigem Gespräche bei Beelthouwer, Jelles und Baruch, die durch den Trommelwirbel aus dem Bildhauerwinkel gelockt worden sind.
Hauptmann Kornelis Flamming erteilt den Befehl zum Abmarsch. Die Blau-Schar hat das St. Antonstor und die angrenzenden Wälle zu besetzen. Jan Pietersz, Jarig und Baruch folgen den Pfeifen und Trommeln, sie haben Simon Gesellschaft versprochen, wenn er seinen Posten bezogen habe.
Bald ruhen die vier Freunde am Außenhange der Befestigung.
Eine silberglänzende Nacht.
Zu Füßen des Walles glitzern die Wellen des Spielhafens und schaukeln die Prunkkähne — große, schimmernde Muscheln. Goldne Nereiden und Tritone wiegen ihren Schoß im dunklen Wasser und ihre Äolsharfen klingen verhalten, lockend, als müßten sich jeden Augenblick die üppigen Leiber vom Buge der Kähne lösen und in jauchzendem Liebesspiele die sanften Wellen zu schäumenden Wirbeln kräuseln.

Die vier Männer lauschen in die Nacht hinaus. Der kriegerische Lärm ist verklungen, die tiefe Stille läßt keinen Gedanken an Kampfgeschrei und blutigen Handel erstehen. Baruch liegt ganz unten, wo die Gräser des Walles in die Amstel tauchen. Er lauscht zu den schaukelnden Meeresgöttern hinüber.

Seit seiner Mutter die Laute aus der Hand fiel, hat er nicht mehr geträumt.

Die Äolsharfen singen. Gleichmäßigen Schrittes geht der Posten am Kamme des Walles hin. Baruch fühlt die Erschütterung, als poche der Puls der ruhenden Stadt.

Kein Wort erhebt sich. Die Männer verharren stumm unter dem Zauber der Mondnacht. Ihre Ruhe ist ein Bann. Ein einziger Kommandoschrei und die Luft würde vom Waffenlärme zittern.

Und doch sind sie alle glücklich:

Sie haben eine Heimat, für die sie kämpfen können. Ihr Machtgefühl gibt ihnen trotzige, freie Stirnen. Ein Volk lebenskräftiger Taten, traumlos und unbeugsam. Ihre Rücken bleiben lotrecht bis ins höchste Alter und ihre Stimmen klar. Wenn sie verkaufen, scheint es, als verschenkten sie. Ihren Lippen entschlüpfen nicht hundert vorsichtige Fragen zu jeder Stunde. Sie fordern und behaupten.

Wie demütig ist das Volk der Judenbuurt! Wie ist sein Prunk schwül und schlaff entgegen diesen blühenden Farben! — Eines morschen Palastes Schönheit und Stolz. Die Könige sind entflohen. Das Leben ist ihnen verdorben. Aber das Leben ist das erste und letzte Glück.

Baruch wünschte einen Degen, er wollte die Farben eines Vaterlandes um seine Brust. — Wie blaß ist der Ruhm seines Volkes; leblos wie der Mond und kalt glänzend! Alles Bunte fahlt in seinem Lichte! Was ist die Gelehrsamkeit der Synagoge? Eine verheimlichte Sehnsucht oder ein Spinneneifer, der über den Goldrand des Freuden-

bechers emsig sein graues Netz spannt, dem Dürstenden zum Ekel.
Dort schaukeln die goldnen Götter und lassen ihre Harfen klingen, hier liegen die Wehrhaften und harren des Feindes. Weh ihm, wenn seine Hand an die goldnen Götter rührt! So blüht das Leben. Es achtet seiner Wurzel kaum, da seine Blätter sich strotzend zur Sonne recken und seine gesunden Früchte schwellen...
Da fällt die Zugbrücke. Ein Reiter sprengt drüber hin. Das bricht den Bann. Vom Tore her: Stimmengewirr, Rufe, Gegenrufe, Flüche.
„Oranische Reiter und Fußvolk — kaum drei Meilen!" Eine bittere Botschaft für die Monarchisten und Stroh ins Feuer der Republikaner. Fast geraten sie einander in die Haare.
Noch eine Kunde dringt herüber: die Kanäle und Grachten treten aus; kaum daß der Bote trockenen Fußes ritt. Auch die Amstel schwillt. Die St. Antonsschleuse ist zuletzt gezogen worden.
Stoß auf Stoß drängt die Flut in den Spielhafen. Die Meergötter tanzen.
Hastige Lichter springen von Kahn zu Kahn. Der Hafenmeister und seine Gesellen prüfen die Taue und kuppeln die Prunkfähren fester.

Am nächsten Mittage springt Jan Huidekoper im Loovestijnhofe vom Pferde.
Der Prinz sitzt beim Mahle. Er ist erstaunt. So eilige Demut der Amsteljungfrau hatte er nicht erwartet. Er will den gesulzten Hecht, der eben unter seinem Messer zerfällt, mit den devoten Redensarten würzen.
„Ihr habt einen eiligen Ritt getan, Herr von Maarseveen."
„Eile tut hier not, Hoheit."
„Haben die lieben Amsterdamer Angst für ihre Gewürznägelein?"

„S' ist nicht dieser Angst wegen. Wir wollten nur, daß Eure Hoheit die stattlichen Reiter und Akebusiere unter geschicktere Führung stelle. Das Franzmännlein weiß keinen Rat."
„Ihr zählt darauf, daß ein kluger Witz mich günstig stimmt!"
„Bei Leibe, Hoheit, die Lage ist ernst. Wir wollen nicht, daß eine solche Menge Rüstzeug, wofür wir unsre blanken Doppeldukatons gegeben haben, jämmerlich von Rost und Fäulnis zerfressen werde."
Der Prinz läßt das Messer sinken.
„Wenn wir bis heute abend nicht Eurer Wohlmeinung gewiß sind, Hoheit, öffnen wir die Schleusen des Seedeichs noch einmal. Doch habt Mitleiden mit Euren braven Leuten, sie sind des langen Fußbades allbereits müde."
„Ihr habt das Amstelland ersäuft," schreit der Prinz aufspringend.
„Noch ist nicht viel geschehen, aber just Euer Heer steckt in der Pfütze."
Da schleudert Wilhelm seinen Federhut auf die Steinfliesen Jan Huidekoper vor die Füße. Der hebt den Hut sorgsam auf und streichelt eine geknickte Feder.
„Um diese Feder zahlt Ihr den Handel zu hoch, Generalkapitän."
Dann sitzen beide zu kurzer Beratung nieder.
Die Zwanzigtausend bleiben entlassen. Die sechs Ratsherren werden vom Prinzen selbst befreit und stärken sich nach der kümmerlichen Nachtruhe an einem reichen Frühstück. Dagegen verspricht der Bürgermeister, seinen Einfluß darauf zu setzen, daß dem Prinzen fortan das alleinige Entlassungsrecht zustehe.
So wurde, und nicht zum Nachteil von Oranien, das Abenteuer ausgetragen.
Jan Huidekoper konnte Wort halten, da den Amstelbürgern die hohe Konzession billiger erschien, als eine geschickter geführte Belagerung.

## IV

Rabbi Simon sagt: ‚Es gibt drei Kronen: Gelehrsamkeit, Priestertum, Herrschaft — allein die Krone des guten Rufes hat vor allen den Vorzug‘.

Was ist die Krone des guten Rufes für einen Mann, der dort erst seinen Weg beginnt, wo die Gemeinde Amen sagt? Sein Ruf gleicht einem Kranz aus dürrem Schilf: jeder Lufthauch läßt ihn zittern, ein mäßiger Wind trägt ihn vom Kopfe des Mannes, wirbelt ihn im Staube und zerpflückt ihn zu verächtlichen Fetzen.

Zacuto und Naar finden überall bereitwillige Ohren.

Als die Schüler der höchsten Talmudklasse unter Gelöbnissen der Treue und Liebe von einander Abschied nahmen, schmeckte Baruch kalte Vorsicht aus den Worten seiner Altersgenossen und verhüllte Warnung klang aus den Reden der Lehrer. Da er selbst leichten Herzens die Schule verließ, glaubte er nur den Widerhall seiner eigenen dürftigen Gefühle zu vernehmen.

Einige Wochen später vermählte sich Mirjam mit De Casseres. Das war keine Heirat nach ihres Vaters Sinn, der einen Geschäftsmann gewünscht hätte. Jedoch Michael war nicht mehr imstande, seinen Willen nachdrücklich zu verfolgen. Kaum daß seine Kraft für den Handel reichte; in harter Arbeit war sie niedergebrochen. Er war ein Greis vor der Zeit geworden.

Wie er dem Sohne Jehudas Erbe einhändigte, erhob er

auf einen großen Teil Anspruch. Baruch habe sich brotlosen Studien widmen dürfen und sei dabei ernährt worden, trotzdem er im Kontore nötig gewesen wäre; er werde auch künftig nichts verdienen, das Geschäft aber gehe zurück, zudem brauche Mirjam eine Aussteuer. Da Baruch kein Erbe erwartet hatte, wurde es ihm leicht, dem alten Manne, dessen Wangen vom Eifer seiner Wünsche glühten, beizupflichten. Michael hatte einen schweren Kampf erwartet, seine Freude über Baruchs Willigkeit war so groß, daß er den Sohn umarmte und sich ungerechten Mißtrauens beschuldigte.

„Sie mögen über dich reden, wie sie wollen, und wär's noch so schlecht; ich weiß doch: du bist ein guter Sohn und hast das Gefühl der Ehrfurcht vor deinem alten Vater."

Die Gäste gingen bei Mirjams Hochzeit Baruch aus dem Wege, so daß Michael verwundert fragte.

Da meinten die einen: ‚Er ist uns zu gelehrt'. ‚Er wird auf unsere Gesellschaft nicht erpicht sein', sagten die anderen.

Michael gab sich stolz zufrieden: „Ja, er ist die Hoffnung der Synagoge, so hat der Chacham Morteira zu mir gesagt. Aber er ist trotzdem ein guter, bescheidener Sohn."

Man ließ den Vater bei seinem Glauben, wußte man doch, daß er nicht arm an Sorgen sei; die Hausfrau Esther lag auf den Tod darnieder, das Fest ihrer Stieftochter wurde ohne sie begangen. Aber Baruch sah, daß man seinen Vater schonte, und das erzürnte ihn.

Bald nach der Hochzeit trugen sie Esther nach Ouderkerk. Michael ließ ihr einen bescheidenen Grabstein setzen; sie hatte ihm kein Kind geboren. Er behauptete, sie habe ein Amulett gegen die Empfängnis getragen. Auch genügte Rebekka für das Haus; sie war über zwanzig hinaus und wollte keinen Mann.

✣

Wer an der Kaisergracht gegenüber der Wester-Kirch spaziert, muß an einer Tür vorüber, zu deren Seiten Bücherkästen lehnen. Ein Schild ist darüber ausgehängt, das in goldenen Lettern „In de Konstwinkel“ und darunter den Namen Dr. Franziskus Affinius van den Enden trägt.
Dominus Langelius, ein angesehenes Mitglied des Kirchenrates, bleibt vor den Bücherkästen stehen und neigt seine lange Gestalt zu den vielzeiligen Büchertiteln nieder, dabei zittern die Nüstern seiner Langnase, als würden sie des bedenklichen Inhaltes anrüchig.
„Dieser Doktor Van den Enden ... diese Laus im Pelz ... dabei genießt der Kerl die Dispens einer Offizin ... die Druckereien sitzen allzudicht in diesem Sündenpfuhl ...“
Ärgerlich, höchst ärgerlich! Schon die Zusammenstellung der ausgebotenen Bücher wäre einen Protest des Kirchenrates wert. Da steht der Name des teuflischen Descartes neben den Akademikern Regius und Wittich: ein Symbolum, darstellend die Pest und ihre ansteckenden Folgen. In einem einzigen Titel der Name des ehrenwerten Führers der Rechtgläubigen Voëtius, allein auf einem Buche, das die Galle Dominus Langelius besonders reizt: „Ein Brief des Renatus Deskartes an Gisbertum Voëtium“. Die stechenden, grauen Äuglein des Lesenden verengen sich immer mehr, als sollte der Blick geschärft wie ein Stilett entschlüpfen und den verhaßten Buchstabenreihen zu Leibe gehen. — Da! Ein neues Buch! Ein niederländer Wortschatz von einem Lodewijk Mayer. Dominus Langelius tastet begehrlich über den dicken Band.
Mayer ... Mayer ... der verfaßt ja auch Poesien zu Hochzeiten und Taufen! Ein Lutherischer, ein Feind Calvins!
Das Buch muß Langelius haben. Er zögert. Soll er in diesen Höllenwinkel eintreten, sich vielleicht dem Spotte des Van den Enden preisgeben, der offenkundig das Heidentum bewundert? Immerhin, die Ehre der reformierten Kirche!

Er stößt die Tür auf, ein zartes Glöcklein ertönt.
Der Konstwinkel ist erfüllt von Büchern und seltsamen Instrumenten. Flugblätter liegen gehäuft. Über einen Tisch sind Radierungen gebreitet. Schildereien lehnen hintereinandergereiht an einer Wand. Die liebenswürdige Unordnung des Ganzen reizt zur Jagd nach Seltenheiten.
Ein zierlicher, etwas bunt gekleideter Herr tritt aus dem Hinterzimmer; lauter Gesprächsschwall und Tabaksqualm dringt mit ihm in den Verkaufsraum.
„Tretet doch ein, Domine. Euer Besuch setzt mich in nicht geringes Erstaunen."
„So . . . so. Ihr kennt mich also?"
„Eure Kanzelreden gegen Trunksucht, Freigeist und Tabak . . ."
„Ja. Ihr seid wohl selbst dieser Van den Enden?"
„Allerdings und Euer Wunsch?"
„Dieses Buch da . . . ist wohl ganz im Geiste Eurer sonstigen Exhibition gehalten?
„Auf einem Brette mit Descartes wird ihm vielleicht zu viel Ehre angetan. Jedoch das Buch ist verdienstlich: es sucht die Sprache von fremden Klängen zu befreien, damit so manchen Dummkopf zu entlarven, der sich einen klugen Mann dünkt, wenn in seiner Rede etliche ausländische Worte mitlaufen."
Langelius zahlt einen guten Preis und geht hoch erhobenen Hauptes.
In den behaglichen Stühlen des Hinterzimmers sitzen um eine große Tischplatte Beelthouwer, Jelles, De Vries und zwei junge Männer, deren gegensätzliche Erscheinungen auffallen. Der eine, zart und beweglich, trägt sein aschblondes Haar straff aus der Stirne in den Nacken gestrichen. Der andere schmiegt seine stämmige Gestalt lässig in die Polster. Wirrabstehende, dunkle Kraushaare geben dem breiten Gesicht etwas Wildes.
Abseits im Hintergrunde lehnt Baruch in ein Buch vertieft.

Am Tische trinken die fünf Männer aus Zinnbechern Kaffee und saugen aus langen Tonpfeifen den, von Langelius verketzerten, aromatischen Rauch.
Van den Enden ruft dem Blonden von der Tür aus zu: „Mijnheer Lodewijk, der Kirchenrat kümmert sich um Euren Wortschatz, soeben hat Meister Langel ein Buch erstanden."
Lodewijk Mayer springt auf. Sein Nachbar, der Dunkelhaarige, schlägt auf den Tisch und jubelt: „Eine frohe Botschaft, beim Jupiter! Das schafft Euch eine Neuauflage, Lodewijk!"
„Was meint Ihr, Doktor," forscht Mayer in Van den Enden.
„Sie verdächtigen ja alles, was der Konstwinkel bietet."
„Diesmal wird also Langelius enttäuscht sein," seufzt der Verfasser des Wortschatzes. „Ihr jubelt zu früh, Adriaan Koerbagh."
„Nur Eure Schuld," antwortet Koerbagh. „Was habe ich in Euren Ohren gelegen, so fette Worte wie Trinität, Transsubstantiation, Mysterium und etliche andre mit kritischen Anmerkungen zu versehen!"
„Ich bin kein Kampfhahn, den Flammberg laß ich in Euren Händen."
„Gut, Lodewijk, ich will's versuchen mit dem Flammberg. Was meint ihr, Herren, zu einem Wortschatze, der einem Igel gliche mit hundert geschärften Stacheln gegen die Narrheiten in Rechtswesen, Heilkunst und Gottesgelehrtheit! Wenn ich die Utrechter Juristen sattgehört habe, will ich nach Leiden, Theologie und Medizin zu studieren — in sechs Jahren kann ich an der Arbeit sein."
Die dunklen Augen sprühen vor Lust.
„Ich trink Euch ein Wölkchen zu und Euren Plänen," ruft Van den Enden. „Die siegreichen Olympier sollen sie segnen!"

Der Doktor langt seine Pfeife über den Tisch hinüber, die sechs Pfeifenköpfe dippen behutsam aneinander.
Baruch hört die laute Gesellschaft nicht, er müht sich mit einem lateinischen Text.
„Wir haben De Vries nicht zu Ende gehört," erinnert Van den Enden.
Simon zuckt die Achseln, als sei der Gegenstand nicht des Aufhebens wert.
„Unser Ekel vor der sprachlichen Übertriebenheit hat sich bald mit Abscheu vor dem Unflate der Handlung paaren können. Es bleibt mir unbegreiflich, daß Frauen von Stand dem Schauspiele bis zum Schlusse gefolgt sind. Noron tut der Geliebten des Torquatus coram publico Gewalt an, darauf ermordet man ihn, seine blutigen Glieder werden eins nach dem andern in einen Brunnen geworfen. Ich weiß nicht, was sonst noch an Greuel geschieht. De Spinoza und ich haben uns aus der Schauburg entfernt, bevor der Dichter bejubelt wurde."
„Sein Vater ist seit zwei Jahren Regent," erklärt Jelles.
„Das tut's kaum," antwortet Mayer. „Auch in Vossens Medea haben sie den beiden Kindern blutgefüllte Blasen unter die Röcklein gebunden, und Medea hat einen roten Springquell aus dem gefütterten Busen gestochen."
Die befreundete Stimme hat Baruch an den Tisch gelockt.
„Es ist lächerlich, unsre Kultur in den Himmel zu rühmen," ruft Koerbagh zornig. „In der Schauburg tanzt Lüsternheit und Grausamkeit auf goldenem Kothurn, als sei es der Dichtkunst erhabenste Pflicht, die Erbärmlichkeit gelähmter Schlemmergehirne zu einem letzten Zucken zu reizen! Während Rembrandt van Ryn unter der Last seiner Schulden nach Atem ringt, leben Dov und Mieris im Behagen, da die ungewöhnliche Kunst ihrer Pinselchen die Gewöhnlichkeiten des Tages liebkosen, der theatralischen Roheit der Flämen nicht zu gedenken. — Alle loben den

poetischen Tiefsinn Vondels und suchen ihr Ergötzen in seichter Gemeinheit, alle verschwenden ihre Zungen an die seelische Kunst Rembrandts, um so fester drosseln sie ihre Beutel vor ihm."

„Des entwürdigten Wohlstandes Bild," bestätigt Van den Enden. „Künstlerische Kultur und Gold tanzen in einem lächerlichen Zirkel. Das Genie Rembrandts wäre in ärmeren Zeiten überwältigend vor aller Augen gestanden, so begraben es die Talente unter ihrem lärmenden Triumph. Die Geldtruhen der Alltagskrämer fließen über, rette Geschmack und Geist, wer kann!"

„Der Geniale," läßt sich Baruch vernehmen, „verschmäht die Anerkennung der Vielen, so weit er kann; er muß die Bewunderung der Wenigen fühlen, zu denen er spricht. Er trägt die Prophetenkrone und hütet ihre Reinheit."

„Die Kunst gehört den Vielen," entgegnet Lodewijk, „und darum ist unsre Klage gerecht. Theater und Malerei schmarotzen am Tische ihrer natürlichen Verächter, der wenigen Reichen, sie gehen ihres Ruhmestitels, der Freiheit, verlustig. Sie müssen aus ihren üppigen Ketten erlöst werden."

„Und scheinen zu tief in der Zeit verankert," erwidert Baruch.

„So soll der Karst an den Morast der Zeit gelegt werden," ruft Koerbagh ungestüm. „Ich glaube an die Kraft der Niederländer — wenn erst ihre Mägen tüchtig überfressen sind! Not tut, daß man den Star erstorbener Begriffe aus ihren Augen steche. Den Brand der Wahrheit in die modernden Formelbauten ihrer Religion und ihres Rechtes! Dann werden sie die Sehnsucht und die Schönheit finden."

„Daß Ihr nur nicht den Star samt dem lebendigen Auge aus den Höhlen schneidet und dann die blinde Wut erntet," brummt Jarig. „Der Gedanke muß seiner Zeit allemal ein Stück voraus sein. Wie der Zugschimmel der Lastschüte."

„Auf den Versuch käme es an," vermittelt Van den Enden, „Koerbagh hat den Flammberg."

„Womit wollt ihr die große Operation beginnen," fällt Baruch ein. „Uns bleiben die Worte allein zum Kampfe gegen die Worte der anderen. Ist das nicht, als zögen Leichname gegen Leichen. Auch die Worte der anderen sind nur gestorbene Erlebnisse; ein Scheinkampf also, der beiden Lagern recht gibt."

„Doch hinter den Worten stehen die Ideen," wirft Adriaan dagegen.

„Ideen! Wie viele haben die Ideen erlebt, deren Schallmantel sie im Munde führen? Die meisten brauchen die Worte wie falsches Geld, folgen dem Glanz und Gepräge; was schiert sie der Feingehalt! Sie können nicht zu uns und wir nicht zu ihnen. Und sie sollen auch nicht zu uns, solange nicht ihre Sehnsucht erwacht ist, damit sie nicht elend verderben. Nehmt eine Fledermaus aus dem Rauchfange und werft sie gegen die Sonne; an dem ersten dunklen Baumstamme wird sie ihren Schädel einrennen. — Ich kann mir keinen Weg von uns zu ihnen denken."

„Ihr schneidet der Philosophie die Zunge aus dem Munde," ruft Adriaan unwillig. „Vergeblich hätten Giordano Bruno und Vanini gelitten! Umsonst hätte Descartes gelebt!"

„Die gleichen den heiligen Gärten, darin die Äste schwer beladen hängen, doch ihr Reichtum ist keinem gemeinen Grunde entstiegen. Die Menge begehrt die Früchte nicht; kosten die einen oder die anderen davon, so verzerren sich ihre Lippen, als hätten sie eine Gallenblase zerbissen. Nur wenige Gaumen wissen die Süße zu finden und nur dann, wenn in dem eigenen Garten die Frucht schwillt von gleicher Art. Gleichartiges Ahnen zwingt die Denker zu enger Lebensgemeinschaft. Als seien ihre Worte geheime Zeichen, so wirken sie für einander. Was von ihrem Tische fällt, hat kein Teil mehr an den

königlichen Erlebnissen. Wir wollen die Berge nicht untergraben, daß uns ihr Schutt nicht ersticke."
„Ihr verachtet die Menschen, Mijnheer De Spinoza, und ich liebe sie."
„Ich habe zu wenig gesehen, deren Herz in Wahrheit nach Gott bangt."
„Ihr sollt nächsten Sonntag mit uns zu Jan Teunissen, dort werdet Ihr sie hören, Vornehme und Geringe."
Es schellt das Glöcklein.
Van den Enden will in seinen Buchwinkel, aber schon öffnet sich die Tür. Ein Männlein, dessen vergilbtes Gesicht in einer hohen Krause von fragwürdiger Weiße versinkt, lüftet sein Barett und wirft eine dicke Aktenmappe auf den Tisch. Ihm folgt ein riesenhafter Stadtknecht, aus dessen winzigen Äuglein zwei Tränen auf die Knollennase triefen.
Die Gesellschaft ist aufgestanden; aller Augen richten sich auf Van den Enden, der verlegen nach dem Begehr des Kleinen fragt. Eine müßige Frage, das Männchen ist in Amsterdam bekannt und gefürchtet wie ein Pesthaus.
Die Gäste des Konstwinkel suchen die Tür zu gewinnen, davor aber steht der Stadtknecht postiert.
„Ich störe," flüstert der Kleine und schiebt die Arme seiner Hornbrille in die grauen Fäden seiner Wollperücke. „Ich störe immer, das ist sozusagen mein Amt. — Ah, Mijnheer De Vries! Habe Euren verewigten Vater wohl gekannt, war ein famoser Schöpp der verlaufenen Haushaltungen. Er hat mich auch zum Sekretarius protegiert. Roen!"
Der Stadtknecht wirft sich in die Brust und sperrt seine verquollenen Lider nach Kräften.
„Roen, laß Er die Herren passieren!"
Draußen beraten die Freunde, wie dem Doktor Franziskus Affinus aus den Akten der verlaufenen Haushaltungen zu helfen sei. Sie wissen, daß Van den Enden sein Geld in Druckerschwärze hat zerfließen lassen. Manch unheiliges

Buch und Flugblatt ist aus seiner Offizin in die Welt gegangen.
Schließlich stimmen alle Beelthouwer bei.
„Ich muß nach Enkhuisen, dort habe ich große Arbeit. Ich biete dem Doktor mein Haus auf dem Singel. Er soll, was er so oft im Scherze als sein kläglich Ziel bedauert, für sein Glück preisen lernen: Schulmeister soll er werden und eine Lateinschule gründen."

Baruch sitzt vor demselben Kamin, dessen Flammengesumm seine und Jan Pietersz Gespräche begleitet hat. Der neue Hausherr klappt das Lateinbuch zu, daraus er — gleich Beelthouwer — Baruch unterweist. Sein unermüdliches Gehirn hißt das flügge Wolkensegel der Gedanken zur Fahrt aus dem winterlichen Holland in das ewiggrüne Sehnsuchtsland Italia.
Er erzählt vom Leben und Martertod des Philosophen und Dichters Giordano Bruno.
Ein spöttisches Fisteln begleitet seine gewählten Worte und stachelt Baruchs Aufmerksamkeit.
„Wir sollten vor allem unserer heißmütigen Begeisterungsfähigkeit, die wie ein wütender Bulle mit gesenktem Gehörn auf ihre Phantasien losstürzt, das Joch der Vernunft aufzwängen."
Sobald Van den Enden fühlt, daß ein Gedanke seinem Hörer zu Herzen geht, oder seine eigene Stimme zu zittern beginnt, bricht er hart ab und scheut nicht, ein blamables Anekdötchen aus dem Leben des Mannes zu berichten, der ihn mit Bewunderung erfüllt. Allein Baruch hat diesen Grausamkeiten auf den Grund gesehen; je lästernder Van den Endens Zunge schwirrt, desto ehrfürchtiger erstehen die Taten Brunos vor ihm.
Gott überall in Höhen und in Tiefen, im Kleinsten und im Größten, die unendliche Welt ein gewaltiger Leib, von

Gottes Fülle durchflutet! Auch die Kabbalisten haben ein ähnliches Bildnis gezeichnet, doch sind sie des lebendigen Gehaltes nicht teilhaftig geworden: Gleichnis war ihnen alles und Spielwerk. — Giordano Bruno aber schaut Gottes lebensvollen Leib. Keinen Anbeginn weiß sein Blick zu ereilen und kein Ende. Urewigkeitsgesang aus allen Wesen! Steigen und Fallen, Werden und Schwinden nur die Melodie des endlosen, unstörbaren Welteinklangs.
Und Van den Enden lenkt den Flug über die Alpen zurück.
Gleich einer Friedensbotschaft lautet die Lehre des Frauenburger Domherren Kopernik. Davor zerrinnt der Nebel der Schöpfungsgeschichte.
Als Baruch zum erstenmal vernimmt, wie Brunos Geist die Schranken des Sonnensystems durchbrach, zahllose Sonnenwelten im grenzenlosen Raume ihre gleichmütigen Bahnen ziehen sah, vermag er dem Sturm seines Herzens nicht mehr Einhalt zu tun.
Van den Enden schaut gerührt auf den Schluchzenden, er vergißt seine Anekdoten, schleicht ganz leise ins Nebenzimmer.
Von dort her dringt die helle Kinderstimme eines Mädchens. Allmählich gewinnt Baruch Gehör für die italische Romanze.
Die Mädchenstimme, getragen von zarten Harfenklängen ... die fremden, weichen Laute ... Van den Endens Welt ist eine berauschende Welt!
Baruch kann das Singelhaus verlassen, ohne sich seiner Tränen schämen zu müssen.

Friedlosigkeit brach immer drangvoller in sein ruhiges Gemüt, je geläufiger ihm die heidnische Sprache wurde, je mehr ihn Van den Enden den Freiheitssturm der Philosophen überblicken ließ.

Die Luft seiner Mansarde wurde drückend. Über den Büchern der jüdischen Gelehrsamkeit spannen die Spinnen.
Immer kläglicher wurde der Vater. Beten und Jammern waren seine Erholungen, die Geschäfte gingen stetig zurück. Rebekka waltete freudlos ihres Amtes. Und beide überhäuften Baruch mit Vorwürfen, denn immer seltener war er in Beth Israel zu sehen und fand sich nicht mehr zum häuslichen Gottesdienste ein. In der Gemeinde ging schlimmes Gerede über ihn.
Das „opreigt Tapeithuis" konnte seine Toten nicht vergessen. Wenn Baruch die ächzenden Treppen hinabstieg, um in freier Luft seiner Unruhe Herr zu werden oder um seine Freunde zu suchen, schien es ihm zuweilen, als faßte Rabbi Jehuda seine Schulter und zöge ihn zurück, als hingen die ernsten Augen der Mutter an ihm und bäten ihn zu bleiben.
Er lernte Zacutos Furcht vor der Heidensprache verstehen. Die drang unbeugsam, klar auf ihn ein, ihre Sätze: kalt wie Eis, scharf geschliffen, karg am Bildwerk! Wohlbewehrt war das Wissen mit solchem Schwerte. Aber den Träumer mußte sie erschrecken.
Oft schnürte er am frühen Morgen die Schlittschuhe unter die Sohlen und fuhr auf dem Kristallrücken der Westeramstel weit hinaus ins Amstelland; da kam ihm das Erbe Jehudas gut zustatten.
In den Bauernschänken wurde eifrig Politik getrieben. Fuhrleute aus allen Teilen Hollands drängten sich in den finsteren Stuben und die Bauern machten vor der frühen Dämmerung Feierabend.
Baruch lauschte den gewichtigen Meinungen über den jähen Tod des Prinzen, der wenige Monate nach der Amsterdamer Schlappe den Blattern erlegen war. Er sah, wie die Köpfe der Bauern über den Beschlüssen der „großen Versammlung" im Haage heiß wurden, denn dort ging es allzu republikanisch zu, und die Buren wollten ihren Oranierkönig. Sie stießen

mit den Fuhrleuten auf das Wohl des kleinen Prinzen an, dem Maria von England wenige Tage nach ihres Mannes Tod das Leben gegeben hatte.
Mit Jarig Jelles, der sich unbeschadet seiner Gottesgelehrtheit herzlich des berühmten Deelweins freute, saß Baruch abends in der Taverne ‚zum fröhlichen Hirschen'. Bald landeten auch Vries und Enden allabendlich dort. Mayer und Koerbagh traktierten zu Utrecht Juristerei und Philosophie, in den Ferien kamen auch sie in den fröhlichen Hirschen.
Baruch schwieg gewöhnlich vor seinem Glase und horchte. Die Stimme Jarigs schwoll immer lauter, auch De Vries übertönte seine Sanftmut, Koerbaghs Meinungen aber donnerten alles nieder. Nur Van den Enden blieb gleichmütig, kaum daß sein Zünglein ein geringes schärfer wurde.
Im Frühjahr wandten sich ihre Gespräche häufiger den Staatsereignissen zu. Die „große Versammlung" hatte den Bruder des Admirals Kornelis, Jan de Witt zum Ratspensionär erwählt und das Amt eines Statthalters aufgehoben, um die Orangisten zu knebeln, denn Loovestijn war unvergessen.
Die Republikaner saßen am Steuer und das war für den Kreis Van den Endens ein frohes Wissen.
Doch Baruch war kein verläßlicher Zechgenosse. Nicht selten griff er mitten in den Gesprächen zu Hut und Mantel und ging unter halben Entschuldigungen. Dann strich er in der nächtigen Stadt umher, unbewehrt, ohne Laterne, daß er zuweilen nur mit geraumer Not den Gewalttätigkeiten des Gesindels entging und häufig von Wachtsoldaten angehalten wurde.
Trat er dann, abgespannt und müde, in seine Mansarde, so harrte selten der Schlaf an seinem Lager.
In den friedlosen Nächten bangte er nach jener Zeit zurück, darin er die Wirrsal des Talmud überwand und das Phantastische der Kabbala durchdrang. Aber Überwinden heißt

nimmer das Höhere gewinnen. Noch lag der heilige Weg verborgen.

In stillen Dämmerstunden klagte Baruch seinem Lehrer, wie arm er den Plänen der Freunde gegenüber sei. Er beschuldigte sich des Hochmuts, daß er mit seinen schwachen Sinnen nach Gott bange, und klagte, das Glück der Gläubigen verloren zu haben.

Van den Enden hörte ihn schweigend. Er hatte keinen Trost für ihn. Er wußte nur, daß allein den wenigen solche Kleinmut eignet, deren Sehnsucht an das Herz der Welt schlägt.

Als Baruch in einer Frühlingsnacht zu seiner Kammer emporstieg, öffnete sich eine Tür des Obergeschosses, und Rebekka rief ihn an. Er folgte in das Zimmer und fand seinen Vater, das Gesicht in die verschränkten Arme vergraben, auf einem Ruhebette liegend.

„Mirjam hat einen Sohn geboren und ist gestorben," kam es trocken von den Lippen der Stiefschwester.

Baruch eilte zum Vater und legte die Hand auf dessen Schulter. Der alte Mann erhob sich und sah mit matten Augen zu seinem Sohn empor.

„Baruch ... bist du gekommen ... so spät. Wir haben dich nirgends finden können, und sie war doch deine leibliche Schwester! Schwer liegt der Zorn des Herrn auf meinem Leben. Er hat mein Blut verflucht, als sei es unrein. Alle müssen dahin, nur mich will er nicht. Ich muß langsam in der Bitternis ersticken."

Ein Weinkrampf erschütterte die kauernde Gestalt.

„Legt Euch nieder, Vater, sucht Ruhe."

Aber Michael stieß nach dem Arm Baruchs.

„Willst du mir auch noch verwehren, um mein Kind zu trauern? Geh dorthin, woher du gekommen bist, du hast keinen Trost mehr für mich! Was bist du erst hereingetreten, du hast keinen Trost mehr! Geh, denn ich will beten! Du hast auch kein Gebet mehr!

Laß mich allein mit meiner Rebekka. Sie ist mein einziges Kind. Komm zu mir, Rebekkchen, komm zu deinem Vater!"
Baruch wich zurück, während der Alte sich an die Stiefschwester hing.
„Geh nur, geh, Baruch! Ich weiß, warum der Herr mein Haus zertritt, daß alle um mich her sterben, und daß meiner Hände Werk zerrinnt. Drei Frauen hab ich begraben und meine liebsten Kinder. Nur du bist mir geblieben, Rebekka — nur du. Der Sohn geht auf dem Wege der Gottlosen. — Sprich nicht, Baruch, daß nicht der Zorn meinen Schmerz stinkend mache. Du bist vom Glauben gefallen, das wissen alle. Und darum liegt des Herren Fluch auf mir und bringt mich auch in die Grube."
„Vater!"
„Laß uns allein," wehrte Rebekka ab. „Du siehst, er ist vom Schmerz gebrochen. Mirjam war sein Liebling."
Da wich Baruch hinaus.
Er fühlte wieder die Toten nahe, die ihn geliebt hatten.
Er kniete vor seinem Bette nieder und klagte ihnen seine Verlassenheit.
Dann war es ihm, als höre er Jehudas sanfte Stimme: „Ich sehe dich rein wie die Flamme des Morgensterns ..."
Und diese Stimme brachte ihm den Schlaf.

Ein Fremder, der in diesem traurigen Herbste des Jahres sechzehnhundertdreiundfünfzig nach Amsterdam kommt, wird alle Spektatoren und Voyageurs, in deren ruhmredigen Beschreibung die Amstelstadt gleich einer üppigen Fürstin prangt, billig lügnerische Phantasten nennen.

Der Hof des Kaufhauses steht zur goldenen Stunde leer. Zwar können sich die Handelsherren des gewohnten Börsenganges nicht enthalten, allein sie werfen kaum einen Blick in die gähnenden Arkaden und schleichen traurig davon.

Am Waghaus vor der Neuen-Kirch lehnen die Träger, faul und verschlafen und lassen sich auf Ratsunkosten von der Sonne anscheinen, indes der Wagemeister einsam im weißen Löwen sitzt, seit Stunden vor einem Schöppchen Sauerweines, und zur Wage hinüberblinzelt, geduldig, wie ein Angler ins fischleere Gewässer.

Um so geschäftiger ist der kleine Secretarius der verlaufenen Haushaltungen auf den Beinen, er hat einen Troß Hilfsschreiber auftreiben müssen. Die Bankerottakten liegen auf den Tischen seiner geräumigen Amtsstube gehäuft. Manch guter Name wird unter dem Wuste begraben.

Wer hat die Leichendecke über die blühende Stadt gebreitet?

„Der Königsmörder Cromwell und Jan de Witt," antworten die Orangisten.

„Die englische Schwägerschaft," erklären die Republikaner.

Holland ist die Zuflucht der königstreuen Engländer geworden. Von Holland aus ist Cromwells Freistaat in steter Ge-

fahr. Das englische Parlament beschließt die Navigationsakte. Der größte Teil des niederländer Zwischenhandels wird lahm gelegt. Die Verhandlungen schleppen über zwei Jahre hin, indes die Kaufmannschaft ihrem Verderben zugeht. Jan de Witt bietet um den Frieden seine ganze Kraft auf. Allein der Haager Pöbel beschimpft die Gesandten Cromwells und macht die Staatsklugheit De Witts zuschanden. Der Seekrieg ist nicht mehr aufzuhalten.

Tromp, Kornelis de Witt und de Ruiter gegen den Puritaner Blacke.

Martin Tromp pflanzt nach siegreichen Gefechten einen Besen auf den Hauptmast seines Schiffes, mit dem er bald den Kanal von Engländern reingefegt haben werde.

Noch einmal stellt sich Blacke.

Drei Tage wälzt der Sturm regenschweren Pulverdampf über die See hin. Tromp immer inmitten der Feinde. Da trifft ihn eine Musketenkugel in die linke Brust und mit ihm fällt Hollands Stern.

Die Hollandflotte wird bis auf wenige lecke Schiffe in den Grund gebohrt.

Auch in Pieter Keezers Haus kocht man derzeit dünnere Süppchen, und Neutje Ka, die umfangreiche Matrone, an der eine Ähnlichkeit mit ihrem Rembrandtbilde nur schwer abzusehen ist, läßt Malvasier und Muskadell im Keller rasten: nach sparsamer Schüssel taugt nicht der edle Trunk.

Nur einem reicht sie manchmal ein Gläschen mit demselben liebwerten, herzenswarmen Lächeln, das Meister Rembrandt vor zwanzig Jahren auf die Leinwand gebannt hat, fast heimlich hält sie die grauumsponnene Flasche für den Präzeptor ihres Johannes bereit. Wenn er nicht verschmäht, freut sie sich, denn sie bewundert seine Weisheit, die ihren Johannes für die hohe Schule bereiten soll. Ihr Johannes darf sich dereinst nicht in dem staubigen Lagerhause herumtreiben, er muß ein Rede- und Schriftgewaltiger werden.

Während Baruch das zierlich geschliffene Glas auf die Silberplatte zurücksetzt und der besorgten Mutter neuerdings versichert, Johannes scheine gute Anlagen zu besitzen, schließt Pieter Keezer mürrisch sein verstaubtes Kontor. Er hat seine Schreiber entlassen, die geringen Geschäfte weiß er selbst zu schlichten.

Da gewahrt er Michael de Spinoza am Fuße der Treppe.

„Kommt nur herauf," ruft er dem Zögernden zu und öffnet wieder.

„Vor einigen Tagen habe ich Euch den Posten Tapeten um ein Spottgeld geboten. Ich komme, um noch einmal darüber zu sprechen, Herr Van Dort."

„Demnach ist kein anderer Käufer gefunden."

Michael senkt den Kopf.

„Doch, Herr van Dort, ich hätte gefunden, ein jeder hätte mir soviel gegeben als Ihr. Aber ich habe mir gesagt: wenn du schon zu diesen schweren Zeiten deine Ware verschleudern mußt, so soll dein ältester Geschäftsfreund, der Herr van Dort, den Nutzen haben."

„Gut gedacht, Michael de Spinoza. Es soll mir auch auf drei Dublonen mehr nicht ankommen."

Michael blickt unsicher in das joviale Gesicht.

„Ihr braucht nicht mißtrauisch zu werden, alter Freund, ich sehe bei Gott keine Gelegenheit eines weiteren Verkaufes ab, ich muß alles auf bessere Zeiten hin lagern lassen; allein ich habe mit Euerem Sohne Rücksprache gehalten."

„Mit meinem Sohn. Der ist lange tot."

„Euer Sohn ist mir von dem hochgelehrten Doktor Van den Enden rühmlichst empfohlen worden. Seit einigen Tagen unterrichtet er meinen Johannes."

Michael erhebt sich blaß und fragt kurz:

„Wollt Ihr also den Posten übernehmen?"

Keezer schaut verwundert zu dem sonst so unterwürfigen Kaufmanne empor, dann hebt er achselzuckend einen schweren

Beutel aus der Lade und zählt das Geld auf den Tisch. Schweigend streicht es Michael ein.
„Nun — die drei Dublonen, die verachtet Ihr wohl?“
„Es ist kein reines Geld.“
„Schmäht Ihr mein Geld, Spinoza! Bin ich ein Fälscher?“
„Der Herr bewahre,“ ruft Michael erschrocken und streicht begütigend über die Münzen hin. „Es ist gutes Gold. Aber es ist nicht rein, für mich ist es nicht rein.“
Damit schlurft er aus dem Kontor. Seine Augen sind umflort. Er tastet längs der Wand die steile Stiege hinunter.
Man hat ihm zugetragen, daß die Chachamim seinen Baruch nach Beth Israel beschieden hätten, damit er sich rechtfertige.

Rabbi Morteira meidet den Anblick seines Lieblingsschülers, solange er kann. Auch Manasse ben Israel senkt die Augen, als er die Unbefangenheit Baruchs gewahrt. Nur Selomo Salom und Aboab forschen streng.
Aboab führt das Wort.
„Wir haben dich gerufen, Sohn des frommen Michael de Spinoza; reinige dich vor uns! Die schwersten Beschuldigungen ruhen auf deinem Namen. — Aber ich vermisse die Demut eines Sünders an dir. Fühlst du dich also makellos, so erweise es, und dieser Tag wird für uns alle ein froher sein, denn große Hoffnungen waren auf dich gesetzt. Doch höre die Klage.“
Auf ein Zeichen treten die beiden Kläger heran.
Isaak Naar blickt gleichmütig auf Baruch, Mose Zacuto kämpft vergeblich gegen seine Leidenschaft an; seine Lippen zittern, als könnten sie die Überfülle des Hasses nicht länger halten, und seine Augen funkeln wollüstig.
Ehe er noch zum Sprechen aufgefordert wird, eilt er die Stufen zum Thoraschranke empor und preßt seine Brust und ausgebreiteten Arme an die verschlossenen Türen.
Die Chachamim stehen auf.

Zacutos Stimme gellt durch den Saal:
„Verflucht soll ich sein und dein Zorn soll mich zermalmen wie einen niedrigsten Teufel, Herr mein Gott, wenn ich die heiligen Gesetzesrollen durch eine Lüge schände! Du sollst mich mit Stummheit schlagen wie ein Tier, wenn meinen Lippen eine Unwahrheit entfährt! Meine Augen sollst du blenden, meine Ohren betäuben, solang ich mein Leben trage, und mich dann in die Tiefe der Gehennah schleudern, auf ewig mich vertilgen, wenn ich vor deinem Angesicht ein falsches Zeugnis lege!“
Bei jedem Fluche hat er an die Thoraladen geschlagen. Dann wendet er sich um und streckt beide Hände gegen Baruch aus.
„Dieser ist dein Feind, Herr mein Gott, so wahr dein zeugender Name lebt von Ewigkeit! Er leugnet deinen Leib, er leugnet die Engel, er leugnet, gleich Da Costa, dessen Buße du von dir warfst, die Unsterblichkeit des Geistes ... und alle Frevel krönt er, da er die Worte der Schrift mit seiner teuflischen Zunge wendet, als seien sie seiner Missetaten Stütze!
Er tritt dein Gesetz mit Füßen, Herr mein Gott, und verachtet die Deinen in den heimlichen Versammlungen der Ungläubigen! Hochmütig nennt er das Volk, darüber du deine leuchtende Wolke spanntest nächtens in der Wüste, und nennt es deines Namens unwert und fern von deiner Erkenntnis!
Er leugnet die ewige Wahrheit des Sinai und nennt dein Gesetz Menschenwerk.
Er hat seinen Geist geschändet, der dein Eigentum ist, und seine Seele zu Hurendiensten erniedrigt, den teuflichen Wissenschaften der Gojim zu Gefallen!“
Zacuto lehnt keuchend an der Thoralade, seine Arme bleiben gegen Baruch gestreckt.
Die Chachamim haben ihre Plätze verlassen und sind voll Entsetzen zurückgewichen, nur Morteira verharrt.
Baruch steht aufrecht. Seine Augen, wenngleich auf den

Rasenden gerichtet, verraten kein Leben, als träume er mit offenen Lidern.
Totenstille, wie ein drückendes Gespinnst um die Stirnen. Die Schläfen pochen fühlbar.
Endlich sinken die Arme Jacutos, und er wankt erschöpft die Stufen nieder. Naar eilt, ihn zu stützen.
Morteiras Stimme klingt matt: „Baruch de Spinoza, kannst du ihn einer Lüge beschuldigen?“
„Ich achte seinen Glauben,“ kommt es tonlos zurück.
„Er bekennt,“ rufen die Chachamim und Morteira schließt die Augen, als öffne sich ein Abgrund vor seinen Füßen.
„Baruch,“ flüstert er, „ich habe gewußt, daß dein Herz von Zweifeln bedroht war, doch wessen Leben ist bewahrt geblieben vor den Ränken der Dämonen! Auch Jona handelte wider den Herren und ist dann sein Prophet geworden. — Fühlst du dich schuldig und bekennst du alle diese Sünden? Eine jede ist Schammatha wert.“
Baruch hat seine Ruhe wiedergewonnen.
„Ich fühle keine Schuld, Rabbi Morteira. Der Gott, den meine Seele sucht, so heiß, wie Jacuto für den seinen kämpft, ist meinem Herzen noch nicht offenbar geworden.“
„Frevel,“ kreischt Rabbi Selomo Salom auf, „es gibt nur einen Gott.“
Baruch antwortet: „Ich habe keinen Frommen gehört, dessen Gott in dem Glauben eines anderen leben könnte.“
„Er lästert Moses und die Propheten,“ dröhnt Aboabs Stimme. „Aber deine feine Zunge, De Spinoza, soll dir nun nicht mehr den Weg glätten, auf dem du entschlüpfst! Kannst du mir auf jene Fragen, daran die beiden Gottgefälligen dich versuchten, eine andre Antwort geben?“
„Nein, Rabbi Aboab, auch Euch würde ich auf die Schrift verweisen.“
„Und scheinen dir Talmud und Kabbala geringer als die Schrift?“

„Moses und die Propheten hätten beide verdammt."
Die Chachamim starren Baruch in Furcht und Entsetzen an. Aboab ringt nach Fassung, dann stößt er mühsam hervor:
„Noch eines: Sündigst du wider dein eigenes Blut? Verachtest du deinen Stamm? Ist das Volk Israel vor deinem Augen nicht das fürstliche Volk, das Gott erwählt hat, seiner Wahrheit zu dienen?"
„Gott müßte die Menschen hassen. Hundertfältigen Glauben trägt die Erde."
„Doch irgendwo muß die Wahrheit des Herrn leben! Wenn nicht in den heiligen Thorarollen, wo, Baruch de Spinoza, wo ist sie zu finden?"
„Ich suche sie, Chacham Aboab."
Da verhüllt Morteira sein Gesicht und wendet sich von dem Sünder, und alle andern folgen seinem Beispiele.
Wie Baruch an Rabbi Morteira vorbei geht, meint er ein verhaltenes Schluchzen zu vernehmen.

Der Abendwind spielt in den Lindenwipfeln der Houtgracht. Baruch lehnt am Fenster der Mansarde. Seine Augen schweifen unruhig über die zitternden Baumkronen hinweg in die Weite. Aus dem verglimmenden Horizonte perlen die ersten Sterne. Die Nacht tut ihren tiefen Brunnen auf, und Baruch sucht Frieden aus ihm zu schöpfen. Aber immer von neuem bestürmen die Bilder dieses Tages sein Herz.
Die entsetzliche Leidenschaft Jacutos, die Zornausbrüche Aboabs, ein verhaltenes Schluchzen. Bitteres Zucken spielt um Baruchs Mund.
Als das Tor Beth Israels hinter ihm zufiel, war ein Schuldgefühl in ihm erwacht: die heimlichen Tränen Morteiras überwogen den Haß Jacutos. Morteira besaß ein Recht auf ihn, er konnte sich hintergangen wähnen.
Einer Springflut gleich, mußte das Gerücht seines Abfalls die Judenbuurt überschwemmt haben. — Als er an den Mit-

tagstisch trat, standen Michael und Rebekka auf, sie sagten beide kein Wort, gönnten ihm keinen Blick und gingen. Das weiße Tuch zwischen seinem und ihren Tellern fand er durch einen scharfen Schnitt zertrennt.
Ein heftiger Schmerz schlug ihm durch die Brust, und seine Augen befiel eine jähe Nacht, daß er taumelte. Mühsam raffte er sich auf und flüchtete in die Kammer.
Es begann zu dunkeln, als er von Rebekka aufgeschreckt wurde.
„Der Chacham Morteira und der Vater wollen mit dir reden."
Sie schritten ihm beide entgegen. Michael ergriff feierlich seine Rechte.
„Baruch, des Herrn Gnade ist mit dir. Die Chachamim senden den ehrwürdigen Rabbi, sie mißtrauen dem Hasse Jacutos."
Er gewahrte erstaunt ein Lächeln der Geringschätzung auf den Lippen Morteiras.
„Jacuto hat einem Wahnsinnigen geglichen," bestätigte Morteira. „Die Chachamim glauben deine Worte jetzt anders deuten zu können. Wir blicken mit Bewunderung auf deine Gelehrsamkeit und hoffen, du werdest noch ein Schutz und Schirm des Väterglaubens werden. Wir haben uns unter dem Eindrucke der fürchterlichen Anklage von dir gewendet, jedoch wir haben deine Entgegnungen nicht vernommen. Noch einmal wollen wir dich hören. In mir lebt das Vertrauen, die Schulmeinungen werden zu versöhnen sein."
Baruch war zurückgewichen. Dieser gefällige Rabbi konnte keine Träne um ihn verloren haben. Jacutos bebende Gestalt stand plötzlich vor seinen Augen, er meinte die gellende Stimme zu vernehmen. Und solch einen Glauben mißachten die Chachamim!
„Ich teile Euer Vertrauen nicht, Rabbi. Ich habe an diesem Tage erkannt: Eure Welt ist nicht meine Welt."
Michael schrie auf: „Mein Sohn, aus dir redet der Teufel!"
Morteira hielt ihn zurück.

„Und doch hast du Moses und die Propheten bekannt, indem du sie über Talmud und Kabbala erhobst, und Moses bleibt der Grundstein Israels."
„Moses ist kein Fundament mehr, Rabbi. Er kann es nicht mehr sein. Seine Wahrheit hat ihre Zeit gelebt, und diese Zeit ist tot. Das bezeugen Talmud und Kabbala. Allein sie wagen den letzten Schritt nicht. Um uns ist eine neue Zeit erstanden, und die Stirnen ihrer Heiligen leuchten nicht minder von göttlichem Glanze. Wer ihr nicht folgt, frevelt wider Gott, der die Augen geschaffen hat, daß sie sehen."
„Herr, wende dein Ohr von ihm," stöhnte Michael.
Morteira blickte finster zu Boden.
„Nun sehe ich selbst, daß du im Netze des Verführers hängst. Ich habe dir nur noch eines mitzuteilen, was die Chachamim für diesen Fall vorgesehen haben. — Wir wollen nun mit einander reden, als seien wir fremde Makler. Dir ist bekannt, daß in diesen Tagen zwei Juden, ihr Name sei vergessen, zur Taufe abgefallen sind. Wir wissen, auch du gehst bei den Gojim aus und ein. Du aber hast unsre geheimste Wissenschaft genossen. So wollen wir verhindern, daß sie durch dich geschändet werde. Wir bieten dir ein Jahrgeld von tausend Gulden, du aber sollst dich verpflichten, öffentlich den Gottesdienst zu üben, als seiest du des wahren Glaubens voll. So wollen wir das größte Ärgernis abwenden."
Da stieg es in ihm auf und es würgte seine Kehle und umklammerte seine Stirn. Er hätte sich auf den Chacham werfen können.
„Das wagt Ihr mir anzubieten, Rabbi Morteira?"
„Du hast an unserem Tische gegessen, du bist uns verpflichtet."
„Baruch, mein Sohn, was bist du so erregt! Nimm das Geld, es ist eine Gnade des Herrn, eine Gnade!"
Ekel erschütterte ihn, er stieß die Hände des Vaters zurück.
„Sie entwürdigen Gott und den Menschen," schrie er gequält.

Dann spürte er den Metallgriff der Tür zwischen den Fingern, hörte, wie die Treppe unter seinen Tritten knarrte, fühlte den frischen Lufthauch, der durch sein Fenster strich.
Immer in gleicher Folge kreisten die Bilder dieses Tages an ihm vorbei, nur langsam gewann sein Selbst Herrschaft über die Gedanken.

Die Lindenkronen der Houtgracht sind in dunkle Schatten verschwommen. Immer deutlicher klingen die Glockenspiele der verstummenden Stadt.
Ein harter Entschluß ist in ihm reif geworden.
Er tritt langsam an seinen Tisch, holt das Erbe Jehudas aus der Lade und knotet es in seinen Gürtel. Dann nimmt er Halevis Gedichte vom Gesims, greift nach Mantel und Hut.
Er verläßt das Haus der Kindheit, darin seine Mutter gestorben war.
Vor den Torstaffeln des „fröhlichen Hirschen" trifft er die Freunde. Koerbagh und Mayer sind in Amsterdam. Er gesellt sich zu Van den Enden.
„Ihr bleibt doch bei uns, Mijnheer De Spinoza? Auf ein süßes Gläschen!"
Baruch nickt.
„Wir wollen zu Jan Zoet, einem Manne, der neben guten Weinen die Dichtkunst zu pflegen weiß und nicht übel zur Guitarre deklamiert. — Die Costerschen Akademiker haben ihn aus dem Schlamme gezogen und seine Taverne begründet. Vondel, Hooft, Brederoo zählten damals zu seinen Gästen. Dann aber ist Vos und mit ihm die chirurgische Dramaturgie in den heiteren Winkel eingebrochen, und die Akademiker sind ausgeblieben. Jan Zoet hat Vos und die Seinen nicht zu halten versucht, er verschlemmte die eigenen Weine und wäre wieder versunken, wenn ihn nicht abermals und eine derbe Faust emporgerissen hätte. Ein vagantes Marke-

tenderweib, die ein tüchtiges Herz im Leibe und eine volle Geldkatze unter dem Brusttuch trug, hing sich an ihn. Er will die brave Dirne ehelichen."
Sie treten in ein leeres Gastzimmer. Jan Zoet schlurft ihnen entgegen.
„Ist die Amstel noch nicht bald ausgetrunken, Ihr Herren? Meine Fässer verdunsten ihren edlen Saft, meine Stube bleibt leer."
„Kein fröhlicher Willkomm, Jan, Ihr kennt doch unsre Kehlen besser!"
„Wo steckt Frau Machtelt? Die hätte uns heiter empfangen."
„Sie ist den schweren Zeiten zu Trotz nach Haarlem gereist. Dort spürt sie einem Burgunder nach und hofft ihn jetzt billig einzuhandeln."
„Einen alten, süßen!"
Jan Zoet ruft in eine offene Tür: „Antje!"
Da er keine Antwort erhält, steigt er selbst in den Keller.
Roerbagh, Jarig und Mayer setzen sich abseits um ein Faß.
Die andern besiedeln einen behaglichen Winkel.
Am Schankbrett stehen Kelche und Krüge, blitzend blank, manche abenteuerlich gestaltet, gefährliche Geräte, an denen auch erprobte Zecher zu Schanden werden.
Jarig, Roerbagh, Mayer sind zu großen Taten bereit. Als Jan Zoet mit den hohen Zinnkannen erscheint, ruft Jelles: „Jan, lang uns das Klaverblatt runter!"
Das Klaverblatt wird von Langelius die ureigene Erfindung des Trinkteufels genannt: die Mitte seines Fußes baucht sich zu einer gefensterten Kugel, darin ein Würfel sichtbar liegt. Und statt eines Kelches trägt das Klaverblatt deren drei. Sie sind durch Röhrchen verbunden, so daß man nur am Rande des einen zu schlürfen braucht, um auch die anderen zu leeren.

Jarig schüttelt den Würfel. Drei Augen sind sichtbar. Dreimal darf er das Kleeblatt für sich füllen, indes die andern beiden singen.
Baruch trinkt durstig den duftenden Kanariſekt. Er hört nicht, was die Tischgenossen mit Jan reden. Seine Blicke hängen an dem weinfrohen Treiben der andern drei.
Mayer und Koerbagh haben ihre Hände auf Jarigs Schultern gelegt.

„Hei! So zecht ein Mann,
den man achten kann,
wer kein Klaverblatt darf stürzen,
der ist übel dran!“

Jarig setzt tiefatmend den schweren Dreikelch nieder, dessen Silberschildchen hell klingen. Jarigs Gesicht glüht vor Lust.
Bald sind die Kannen leer. Jan Zoet ruft die Magd.
Die rafft eilig die Gefäße von Faß und Tisch. Als ihr Blick dem Baruchs begegnet, erbleichen beide. Sie läßt die Arme sinken.
„Steht der Fliederbaum noch,“ fragt sie leise.
„Er ist verdorrt, Antje.“
Ihre Lider schließen sich, Tränen quellen daraus.
„Wein nicht, Antje, er hat in seiner Todesstunde deiner gedacht.“
Die Dirne hüllt ihr Gesicht in die Schürze und läuft hinaus.
Die Freunde sind verstummt und schauen verwundert auf den stillen Spinoza. Allein Baruch bleibt regungslos, als fühle er des toten Bruders Hand in der seinen.
Jan Zoet bricht das Schweigen.
„Ihr sollt mein letztes Poëma hören?“
Alle stimmen ihm erleichtert zu.
Die Guitarre schreckt Baruch aus der Versunkenheit.
Eine traurige, bittere Weise. Sie findet in ihm Widerhall.
Dann beginnt Jan Zoet zu deklamieren:

„Ich hab mein Muttergut mit Huren, mit Halotten
die Blüte meiner Jugend durchgebracht.
Verlumpt, mußt ich zu groben Bauern trotten,
am Sautrog fristen meines Lebens Nacht.

Vom sauren Treber brannte mir der Magen.
Ich floh geheim zu meines Vaters Haus
und wagte nicht, an seine Tür zu schlagen.
Er aber sah mich, eilte straks heraus,

riß mich ans Herz und netzte mich mit Zähren!
Nun bin ich rein und ledig meiner Not.
Die heilgen Tränen wuschen alle Schwären
von meiner Seele. Ich genas vom Tod."

Baruch hat sich langsam, starren Auges, erhoben, seine Hände liegen zitternd über dem Herzen.
Van den Enden faßt ihn besorgt am Arme.
„Was quält Euch, junger Freund? Kommt, wir wollen mit einander gehen. Die Nacht wird Euch beruhigen."
Baruch fühlt, wie er von Van den Enden fortgezogen wird. Langsam schreiten sie durch die leeren Gassen. Die Luft schweigt. Die träumenden Giebel lauschen. Die Gracht liegt stumm, harrend des ersten Wortes. Die Bäume senken ihre Äste tief, als wollten sie Baruch liebkosen.
Da kämpft sich's aus seiner Brust:
„Gebt mir für die Nacht ein Lager ... ich habe sonst keine Zuflucht ... meines Vaters Haus hat für mich keinen Raum mehr!"
Der Doktor legt seinen Arm um Baruchs Nacken.
„Ihr werdet in meinem Hause wohnen, wie ein lieber Sohn."

Zu Enkhuizen predigten sie offen den Aufstand gegen Jan de Witt. In einem Briefe an Baruch erzählte Jan Pietersz die Begebenheiten.

Das Volk zwang einen Trommelschläger, der für die Generalstaaten Soldaten warb, für die Orangisten zu trommeln. Der Zulauf war dann nicht gering. Die neuen Söldner taten sich mit dem Handgelde der Staaten ein Gutes. Sie randalierten Tag und Nacht, sangen Spottlieder auf den Ratspensionär, und das Volk tat allenthalben zu Ehren des dreijährigen Prinzen mit.

„Ist unser Prinzchen auch so klein,
Statthalter soll es dennoch sein."

An diese Szenen knüpfte Jan Pietersz schwermütige Betrachtungen. Er hatte Heimweh.

„Aber mit Freuden habe ich von unserem reisefertigen De Vries vernommen, daß Ihr jetzt ganz dem Lehrstande zuneigt und schon ein Jahr in meinem lieben Singelhaus wohnt. Ihr werdet gewiß gerecht sein und nicht, wie unser Magister war, der all seine Unkenntnis mit dem Pracker zu verhehlen liebte, so daß wir gleichwohl zu ihm aufblickten, als sei er weise, da er gewaltsam war."

Bald nach der Enkhuizener Revolte konnte der Frieden mit Cromwell geschlossen werden, doch mußte gelobt sein, daß Oranien auf ewige Zeiten von aller Herrschaft ausgeschieden bleibe.

Im Hause Van den Endens wurde viel über diese beschworene Ewigkeit gespöttelt. Zunächst aber hatten die Republikaner Oberhand behalten, und die Städte begingen den Frieden Jans de Witt festlich, obgleich kurz zuvor allerorts die Schützereien mit orangefarbenen Fahnen ausgerückt waren; ein jeder ihrer Trefflichen hatte auf seinem Wamse ein klaffendes Herz genadelt, daraus ein Oranienapfel sah.
Der Friede ergoß sein Füllhorn über die Amstelstadt. Man ergab sich lachend darein, daß Pernambuko in die Hände der Portugiesen fiel, war doch der Ijstrom wieder vom Mastenwalde bedeckt und der Börsenhof enge geworden.
Der kleine Sekretarius entließ seine Schreiber und so mancher unerledigte Akt konnte vergilben.
Die Prädikanten hatten eine liebe Not, ihre Getreuen von den Gefahren der republikanischen Politik zu überzeugen; sie mußten die Blicke wieder mählich von dem Staatsgetriebe auf das Treiben in der Stadt lenken. So war die Lateinschule auf dem Singel eine Lieblingssorge des Dominus Cangelius geworden.
Als der würdige Kirchenrat vor einem Jahre im Hause des Freundes Keezer um Rat gefragt wurde, welcher Lateinmeister für den lang aufgeschossenen Johannes tüchtig wäre, schien ihm ein sorglich gehegter Wunsch erfüllt. Er konnte auf Keezers Blut vertrauen und pries den Doktor Van den Enden. Die Besorgnisse des frommen Kaufmannes wußte er dadurch zu zerstreuen, daß er versprach, über den Studiengang des Johannes selbst zu wachen.
Am Sonntage, nach der Predigt saß Johannes bei Cangelius und berichtete, was er gelernt und gesehen hatte. Die Fortschritte waren nicht zu leugnen, dieser Van den Enden schien seine Kunst zu meistern, doch vieles versetzte den Prädikanten in heimliches Grauen. Er pries die Vorsehung, da sie ihm die dienstfertigen Augen und Ohren des jungen Keezer lieh.

Die älteren Schüler lasen unter Leitung des Doktors: Lucianus, horribile dictu — leider befand sich Johannes noch nicht drunter. Die Anfänger wurden von einem De Spinoza unterwiesen, der in der Judengemeinde übel von sich reden machte; aber bei den Schülern schien er beliebt, denn er langte niemals nach dem Stocke. Und nur an Vormittagen unterrichtete besagter De Spinoza, an den Nachmittagen hatte ein Mägdlein — ein zartes, schmächtiges Mägdlein — den Katheder inne. Domina Clara Maria mußte sie genannt werden. Sie bestand darauf.

Die Schüler hatten die kleine Lehrmeisterin mit ihren beiden jüngeren Schwestern spielen gesehen, bevor sie den Lehrstuhl besaß, und mancher hätte sich lieber mit den drei Töchterlein des Doktors reifenschlagend am Singel herumgetrieben, als die Gelehrtensprache traktiert.

Wie Clara Maria das erste Mal an ihres Vaters Hand die Schulstube betrat und den Cornelius zu lesen begann, zitterte sie wohl ein wenig, und die jungen Lateiner mußten sich mit aller Kraft die Gegenwart des gefürchteten Doktors vor Augen halten, um der unbändigen Heiterkeit Herr zu werden, die ihre Herzen fast zu sprengen drohte. Sie vermieden ängstlich einander anzublicken und sahen starr mit trotzigfinsteren Stirnen zu Boden, nagten ingrimmig an den Lippen, preßten die gekreuzten Arme vor die Brust und kniffen sich heimlich, um das argbedrängte Gleichgewicht ihrer Seelen aufrecht zu erhalten. Kein Wunder, daß Clara Maria die Augen nicht mehr vom Texte zu heben wagte. — Van den Enden ahnte den Grund des allgemeinen, wilden Ernstes, und als die Stimme seines Töchterleins vor Bangigkeit fast versagte, flocht er einen leichten Scherz in den Unterricht. Da entlud sich die Qual und Seelennot in unbeschreiblicher Heiterkeit. Und als das befreiende Gelächter ausgetobt hatte, war die kleine Lateinerin ihrer Würde bewußt geworden. Sie erklärte nun unerschrocken Stil und Grammatika, wußte Caesar und

Cicero zu zitieren und Vergleiche aus Livius und Tacitus zu bringen. Höher und höher stieg das Erstaunen ihrer Schüler, sie fühlte, wie die Blicke voll Bewunderung an ihrem Munde hingen.
Eccum, eccum, warf Langelius des öfteren ein. Solcherlei konnte nicht mit natürlichen Dingen zugehen.

Im Oberstocke des Singelhauses bewohnt Baruch ein freundliches Zimmer. Van den Enden läßt es seinem Gaste an nichts gebrechen, und Baruch leistet ihm willkommene Gegendienste, denn die Lateinschule erfreut sich des eifrigsten Zuspruchs.
Der Doktor hatte unermüdlich Bücher und Instrumente in Baruchs Stube getragen. Dort war auch ein chemischer Ofen errichtet worden, und bald konnte der Wissensdurstige einen tiefen Blick in den Reigen der Stoffe tun. Unter der Führung des Gastfreundes erschlossen sich ihm Mathematik und Medizin. Van den Enden schien unerschöpflich, und Baruch glich einem dürstenden Ackerland.
Eines Tages, das Eis der Grachten war geschmolzen und die Bäume trieben klebrige Knospen, legte Van den Enden zwei Bücher auf Baruchs Tisch.
„Ich kann Euch nun beruhigt mit diesem Riesen allein lassen, er wird Euch nicht mehr erschlagen," sagte der Doktor und verließ den Erbebenden.
Die Philosophie des Renatus Cartesius, den sie bereits allenthalben von Kanzeln und Kathedern herab kreuzigten! Kein Buch hatte Baruch jemals mit so fürchtigem Bangen aufgeschlagen als die Meditationes dieses geheiligten und verfluchten Mannes.
So geschah es ihm zum anderen Male in seinem Leben, daß Tag und Nacht ineinander flossen, ohne daß er ihren Wechsel gewahrte. Zu Speis und Trank, zu seinen Lehrstunden mußte er gerufen werden. Er wurde wortkarger von Tag zu Tag.

Oft nahm er die Meditationen nur zur Hand, ohne einen Blick hineinzuwerfen, und es durchflutete ihn wie ein mächtiger Zauber, der ihn von Gedanken zu Gedanken riß. Bis zum dämmernden Morgen konnte er ihrem Fluge folgen, als sei er ein ferner Beobachter. Ein heimliches Leben erschwoll in ihm; er glaubte den Kabbalisten zu verstehen, der seinen Geist zu Gott entrückt wähnt, während sein Leib schläft.
Renatus Descartes erfüllte in Baruch die Verheißung seines Namens.
Und doch war er für Baruch keine Quelle des Friedens. Die Zweifel des großen Franzosen schienen dem Talmudgelehrten so gekünstelt wie dessen Selbstbesinnung.
Baruch konnte keinen Satz der Meditationen lesen, ohne heftig zu widersätzlichem Grübeln getrieben zu werden.
Er strebte den Gott zu schauen, der in allen Wesen lebt, ob sie ihn gleichwohl nicht erkennen, der aber lebt wie eine wortlose Religion, wie ein unbewußter Glaube ohne Furcht und Hoffnung — den kein Ritus bindet und kein Gebet sucht, der aber dennoch die Wahrheit ist in allen. Für Descartes war Gott ein frommes Gedankenspiel, dem mit der Schöpferwürde beider großer Existenzen, des Geistigen und Räumlichen, Genüge getan war; Philosophie und Physik saßen auf Gottes Thron. Wo aber lebte die göttliche Gewißheit?
Und manchmal schien es Baruch, als teilten sich die Schleier, als sähe er das Land seiner Sehnsucht wie ein nahes Ufer, überwölbt von dem Sternenhimmel Giordano Brunos.
Und es fügte sich zuweilen, daß Clara Maria gekommen war, lautlos wie auf Katzenpfötchen, und stundenlang dem Sinnenden mit ihren großen Augen die Stube auf und ab gefolgt war. Wenn Baruch dann unbewußt die Arme breitete und das winkende Ufer grüßte, frug sie ganz leise: „Seht Ihr nun wieder das heilige Land?“
Da meinte er, in der Stimme des Kindes Hanna Debora zu vernehmen, und seine Brust hob frohe Zuversicht.

Die kleine Domina steht am Fenster der Gelehrtenstube und schaut unmutig auf die toten Sonntagsgassen nieder. Baruch bläst die Glut des chemischen Ofens unter einer Retorte an.
„Werdet Ihr den Versuch bald beenden," klingt die Stimme fast weinerlich vom Fenster.
Das kindliche Profil ruht so zart im roten Abendhimmel, daß Baruch bewundernd den Blasebalg sinken läßt. Die goldenen Haare umfloren gleich einer Heiligenglorie den lieblichen Schattenriß.
„Ihr tragt ja ein neues Kostüm, ein schöneres als vorhin!"
„Seht Ihr das endlich, Mijnheer De Spinoza?"
Sie schreitet langsam in die Mitte des Zimmers, hebt den bauschigen Seidenrock zierlich mit spitzen Fingern und knickst eine tiefe Reverenz.
„Auch der Vater meint, ich müsse nun lange Kleider tragen, die Zeit der kurzen Kinderröcke sei vorbei."
„Und die köstliche Kette um Euren Hals, Domina; die habe ich noch nie gesehen."
„Sie war meiner Mutter Brautgeschmeid. Die Mutter hat sie mir umgetan und meinte, die Kette passe nicht mehr an ihre Brust, deren Atem weder Gesang noch kluge Worte zu beleben wisse. Schmuck zieme nur denen, die schmücken."
„Wie sprecht Ihr von Euerer Mutter!"
„Ich wiederhole sie nur. Bin ich nicht hübsch in meinem neuen, grünen Kleide?"
Da schallt Gesellschaftslärm und Gläserklingen aus dem unteren Stockwerke herauf.
„Hört nur, sie sitzen schon beim Wein und Ihr seht noch immer aus, als hättet Ihr Torf gestochen! Zweimal schon bin ich von Euren Freunden heraufgeschickt worden. Nun geh ich nicht, bis Ihr mit mir geht."
„Da müßt Ihr wohl hinter die spanische Wand treten, denn vor den Augen einer so feinen Dame kann ich mich kaum umkleiden."

„Ihr verlacht mich. Und ich habe an Euch gedacht, als ich das neue Kostüm anzog."
Sie schmollt, wie nur ein Kind schmollen kann, und setzt sich gehorsam hinter die Wand.
Baruch wählt sein bestes Kleid.
Während er die Seidenstrümpfe befestigt, kommt ihm der Spruch des Rabbi Dosa in den Sinn: ‚Der Morgenschlaf, der Mittagswein, die Unterhaltung mit Unmündigen entziehen den Menschen seinem Daseinszwecke' — allein er wagt nicht, der kleinen Domina den Spruch zu Gehör zu bringen. Sie liebt die jüdische Lebensweisheit nicht.

Die geröteten Gesichter verraten, daß die Sonntagsgesellschaft Van den Endens schon lange mit Schmausen und Zechen begonnen hat. Baruch setzt sich zu Simon de Vries und Mayer, während die kleine Domina von den älteren Schülern Van den Endens umringt wird.
„Aus diesem Grunde bin ich Katholik geblieben," erklärt der Hausherr, der mit dem Bürgermeister des vergangenen Jahres, Niklaas Tulp, in ein reges Gespräch verwickelt ist.
„Doch Ihr müßt zugeben," entgegnet Tulp, „die Gewissenskraft des Volkes ist gewachsen, mag auch die Politik der Prädikanten das große Reformationswerk verunzieren."
Tulp spricht in tiefem Baß, seine großen, ruhigen Augen gleiten über den glatzigen Rundkopf des kleinen Van den Enden.
„Die Gewissenskraft des Volkes ist ein Raub an den Bedürfnissen der Lebensberechtigten. Das Gewissen ist eine viel zu anspruchsvolle Waffe, als daß die Menge es zu führen imstande wäre. Wie leicht begehen selbst Fürsten und Staatsmänner, die alle Palästren der Lüge durchlaufen haben, einen Kunstfehler und überlasten die feine Klinge in einem allzu derben Ausfall. Ein Mann ohne Geist und Macht weiß mit seinem Gewissen ebensowenig zu beginnen wie ein trunkener

Bauer mit dem Wein, der seinen Magen beschwert. Seht nur die lieben Amstelbürger."

„Dennoch behagt Euch unser reformierter Freistaat. Es gefällt Euch also, praktisch dem verehrten Machiavelli eine Nase zu drehen."

„Unsre ganze Lebenskunst wurzelt in der glücklichen Wahl der Kontraste."

„Und so bewundert Ihr die katholische Kirche von ferne."

„Keine Kirche hat zu herrschen verstanden wie sie. Ihre Fürsten sind die größten Gewissenskünstler gewesen, die der Erdball getragen hat. Sie konnten die Schalen aller Laster mit entzückender Geste schlürfen, und das Volk schauerte ehrfürchtig unter ihrer segnenden Hand. Ist es nicht eine entzückende Geste, Rafael bereichert, Michelangelo gefördert, Dante zu Zorn und Ariost zu Schmeicheleien gezwungen zu haben. Sie waren die blutigsten und die großmütigsten Herrscher, darum lagen alle Kronen zu ihren Füßen."

„Um so gewaltiger die Taten der drei großen Antipapisten."

„Ja," stimmt Van den Enden weinerlich zu, „die germanischen Völker haben es eben nie verstanden, das Leben seinem eigentlichen Zwecke zuzuführen — sie können nicht genießen. Um eine Hand voll Ideale verwüsten sie ihr Vaterland, verrichten die greulichsten Henkersdienste. Sie wären imstande, die Welt zu erobern, um auf ihr kleinlichste Krämerei zu treiben. Stellt Euch vor, wie unsere Kaufherren unter dem Faltenwurfe einer römischen Toga zum Kaufhaus schritten!"

Tulp lacht. Van den Enden kneift seine faltigen Lippen ein.

„So viel Ideale, so viel Lügen. Nur wer das Leben in vollen Zügen atmet und sich gegen keinen Genuß vergeht, kann den Ekel überwinden, der seinen Leib einst gefräßig überfallen und verdauen wird."

Baruch blickt lächelnd in den funkelnden Wein seines Glases. Er wüßte von Stunden zu erzählen, in denen die Augen des Doktor Franziskus leuchteten.

Adriaan Koerbagh aber schüttelt unmutig den Kopf.
„Ihr reißt Eure eigenen Himmel ein," murrt er.
„Wir leben ja um unsere Himmel, unsere Theoreme zu überleben," entgegnet Van den Enden erheitert. „Oder gefällt es Euch besser, wenn ich sage, daß unsere Theoreme nur die prunkenden Grabmäler unserer geliebtesten Enttäuschungen sind?"
Da schallt Jubel aus dem Kreise Clara Marias. Zwei junge Kavaliere tragen die schlanke Harfe aus dem Erker vor den Schemel der kleinen Domina.
„Ein Liebeslied des Horatius Flaccus. — Ihr müßt Euch ein wenig beiseite setzen, Mijnheer Kerckrinck, ich singe auch für die Herren am Tische."
Der junge Mann rückt errötend zurück.
Clara Maria nickt zu Baruch hinüber, während sie präludiert.

„Wie durch raunenden Forst schreiend ein Schmaltier huscht,
frühlingsbangend, gejagt von dem erglühten Blut,
sucht es Schutz bei der Hinde —
scheue Chloë, so fliehst du mich.

Doch wenn flüsternd das Laub betet zum großen Pan,
und, im sonnigen Sand schillernd, ein Echslein stutzt,
ängstlich lauscht meiner Flöte —
da befällt dich der Liebesschreck!

Willst der Laube entfliehn, bebend versagt dein Knie.
Chloë, flüchte dich nicht! Bin ich der wilde Wolf?
Still! Die Mutter ist weit und
du ... entblüht ihrem Gängelband!"

Die jungen Herrn jauchzen vor Freude, auch vom Tische aus wird die kleine Domina mit Lob überschüttet. Nur Baruch schweigt. Er hat den Blick vor den leuchtenden Augen Claras

gesenkt. Das Liebesgeflüster des erfahrenen Römers klingt lügenhaft von dem kindlich herben Munde. Und dennoch, es liegt im Vortrage so viel vorzeitiges Verstehen, daß Baruch von leiser Schwermut erfüllt wird. Hatte Van den Endens Krittelgeist die erblühende Tochter um das Glück des Unbewußtseins gebracht?

Clara Maria schlingt den Arm um den Nacken des freudestrahlenden Vaters.

„Wirst du mich die schöne Thais spielen lassen?"

„Jetzt hast du unsere Freunde um eine Überraschung gebracht, Domina. Das war nicht schön von dir."

Tulp fragt.

„Ich habe den Eunuchen des Terenz in holländische Verse gebracht und diesem vorlauten Dämchen die Ansicht verraten, daß sich eine Vorstellung klassischen Stiles auf unserer Schaubühne wohl verwirklichen ließe. Meine Schüler würden vortreffliche Akteurs abgeben."

Der Plan wird mit Begeisterung aufgenommen und seine Durchführung erörtert.

Bald erhebt sich Tulp.

Simon de Vries bittet Baruch, ihn noch ein Stück Weges zu begleiten.

Als beide von den anderen Gästen nicht mehr gehört werden können, faßt Simon den Freund sanft unterm Arm.

„Ihr scheint noch nicht zu wissen, was im Tapeithuis geschehen ist."

Baruch bleibt stehen.

„Euer Vater ist gestorben."

„Gestorben! Gestorben ... wann!"

„Gestern schon hat Pieter Keezer davon erzählt."

Baruch stürzt durch die Gassen, daß Simon de Vries ihm kaum zu folgen vermag. Er reißt an dem Türknauf des Vaterhauses. Es ist fest verschlossen. Er pocht immer heftiger. Endlich werden Schritte hörbar. Rebekka öffnet.

„Was willst du?“
„Der Vater ... ich will zu ihm!“
„Er hat vor seinem Sterben nach Mirjam und Isaak gerufen; nach dir hat er nicht gerufen.“
Die Tür fällt zu. Baruch rüttelt vergeblich.
Dann wankt er in die Arme Simons zurück.
Sie stehen noch lange unter den Linden der Houtgracht. Aus den Fenstern des Obergeschosses bricht das Licht der Totenlampe.
Dort ist die Mutter gelegen. Dort hat der Vater seinen Sohn an die Chachamim verkaufen wollen.
„Simon, er hat mich im Leben verraten und noch im Tode verleugnet er mich ... ich muß mich an seiner Liebe versündigt haben!“
De Vries drängt ihn leise fort. Sie schreiten schweigend den Grachten entlang. Erst als der Morgen graut, geleitet Simon den Freund zum schlafenden Singelhaus zurück.

Einige Tage nach Michaels Begräbnis brachte der weißhaarige, gebückte Synagogendiener Baruch ein Schriftstück.
Die Chachamim forderten ihn vor den großen Rat. Sie hielten die Anklage Zacutos aufrecht und drohten mit dem Banne.
Baruch kannte den Diener gut. Er hatte den Marterhistorien des geschwätzigen Alten oft zugehört, als er noch Talmudschüler war.
„Wißt Ihr etwas von Eurer Botschaft?“
Der Alte nickte und sah traurig nieder.
„Also richtet dem ehrwürdigen Chacham Aboab aus, daß ich mich schriftlich verantworten werde. Er möge mir aber Frist gewähren.“
„Gut, ich will es melden.“
— Ein Jahr war Baruch Frieden vergönnt gewesen. Nun standen sie wieder gegen ihn auf und forderten ihr Teil von ihm. Er schauderte bei dem Gedanken, sich ihrem Gerichte zu stel-

len, den Haß, die aufdringliche Entrüstung, die dröhnende Rechtgläubigkeit entfesselt zu sehen. Er türmte Bücher über die Anklageschrift, er suchte sie zu vergessen und überredete sich, seine Rechtfertigung habe gute Weile.
So verstrichen Wochen und Monate.
In manchen Nächten fuhr Baruch schweißgebadet auf und konnte lange keine Ruhe finden.
Einmal geschah es, daß er im Bette aufrechtsitzend erwachte. Der Mond spann eine schräge Silberbahn vom Fenster auf die ausgetretenen Dielen nieder, und Baruch mußte der Wanderung des leuchtenden Gespinstes mit seinen Augen folgen. Wie es langsam ein Brett nach dem andern anfraß, zerschnitt und verließ, wie es Bücher und Instrumente überglitt, an dem Stuhle hinaufkroch und auf die Tischplatte hinüberfand, bis es die Schreibarbeit, die aufgeschlagenen Bücher und auch jenen Stapel erstrahlen ließ, der die Anklage begrub! Und dieser Bücherstapel schien die Helligkeit von Schrift und Druckwerk her in sich einzusaugen, bis der letzte Strahl verschwand.
Baruch fand keinen Schlaf mehr; er kleidete sich an, schürte die Glut, denn schon bereifte der Frost allnächtig die Lastschüten des Singels.
Er begann seine Rechtfertigung zu schreiben.
Auch Aboab und Morteira schienen die Ausführung ihrer Drohung nicht eilig zu nehmen; sie waren zusehr von ihrem Briefwechsel mit Manasse ben Israel in Anspruch genommen. Manasse weilte in London und sollte für die Juden gleiche Rechte erwirken, wie sie Holland gewährte.
Winter und Frühling vergingen, Baruchs Verantwortung lag unberührt unter den Akten der Gemeinde. Morteira scheute, Aboab zu mahnen, und Aboab drängte auch nicht. Samuel de Casseres hatte sich eifrig zu ihm bekannt. Erst sollte Beth Israel seinen Anhänger als Rabbi begrüßen, ehe Aboab gegen dessen Schwager die Klage erheben wollte.

Je länger die Chachamim zurückhielten, desto quälender wurde das Warten. Immer wieder durchkreuzten die Worte Morteiras Baruchs Gedanken: ‚Du hast an unserm Tisch gegessen.‘
Vor Van den Enden schwieg er. Das Gewissen des Doktors war eine allzu leichte Waffe. Clara Maria aber schien zu fühlen, daß den Freund ein Kummer bedrücke. Sie fragte nicht, aber sie kam mit allen ihren Freuden und Kümmernissen. Sie lehrte ihn Griffel und Marderpinsel führen und las mit ihm Corneille. Wenn er in tiefem Schwermut verharrte und kein Lächeln zu erzwingen war, dann huschte sie hinunter, öffnete das Erkerfenster und spielte und sang ihre lieblichsten Weisen.

Als die Maiblumen, die Clara auf Baruchs Fenster zog, zu welken begannen, brachte der alte Diener den Beschluß des Rates.
Sie hatten den kurzfristigen Bann verhängt. Niddui, obwohl viele, am eifrigsten der neue Rabbi Samuel, für den schweren, unauslöschlichen Bann, Schammatha, eingetreten waren.
Auch Baruch hatte den schweren Bann erwartet. Sie sollten alle ihre Flüche auf ihn ergießen. Durch ihr Hochgefühl der Macht und der Verachtung wünschte er losgekauft zu sein. Er hatte ihnen nichts verschwiegen, sie wußten, daß er sich nicht unterwerfen könne, aber sie freuten sich, noch eine Frist mit den gesprengten Ketten ihrer Gemeinschaft klirren zu können: sie verhöhnten die Ehrlichkeit seiner Überzeugung.
Er hatte an ihrem Tische gegessen, ohne sich gesättigt zu geben; das mußte mit Schande bezahlt werden.
Das Gewitter des großen Bannes brach zu gewaltig nieder. Man konnte des Mannes nicht ohne Furcht gedenken, der diesen Blitzschlägen trotzte. Der kleine Bann aber erniedrigte, verdächtigte; ein jeder konnte die Demut des Sünders erwarten, an den Triumph der Synagoge glauben.

Beugte sich dann der Sünder nicht, so war sein Name sattsam mit Kot beworfen und schändlich zertreten und hundert Lügner hatten sich über ihm vor Gott gerühmt. Nichts Großes hing mehr an seinem Klang.
„Konntet Ihr erwarten, daß sie Euch die Feuertaufe des heiligen Geistes ohne Scheelsucht erteilen werden," tröstete Van den Enden. „Als ich die schwarze Tracht der Gesellschaft Jesu von mir warf, habe auch ich die papierne Schandmütze tragen müssen, und alle ihre Flüche waren darauf gemalt als schwarze, hüpfende Teufelein. Nur aus den Gräbern, die jene über uns schließen, gibt es eine Auferstehung zur Ewigkeit."

Der sechste Ab des Jahres fünftausendvierhundertsechzehn ist ein goldbeladener Sommertag.
Das köstliche Jakarandenholz des Thoraschrankes glänzt unter dem vollen Sonnenlichte. Die Gemeinde steht dicht gedrängt vor den Thorastufen.
An dem Gitter der Frauengalerie lehnt Rebekka. Ihre Augen sind starr auf Aboabs Mund gerichtet, der gegen die Sünden ihres Bruders predigt.
Baruch ist nicht zugegen.
„Er flieht vor dem Angesichte Gottes, wie Adam nach dem Fall. Doch der Zorn des Herrn wird ihn finden!"
Der jüngste Rabbi beginnt mit lauter Stimme das Gebet des Sabbath-Ausgangs und die Männer fallen ein.
„Vertilge die Hoffnungen der Verleumder — laß' die Ruchlosen hinschwinden wie einen Augenblick. — Rotte die Frevelmütigen aus, zerschmettre sie, stürze und drücke sie tief darnieder. — Und bald! In unseren Tagen noch!"
Rebekka preßt die Hand auf ihr stürmendes Herz.
Die zehn Richter erheben sich von den Stühlen, und Aboab tritt vor.
„Nach Engelsbeschluß und Heiligenurteil bannen, verstoßen,

verwünschen und verfluchen wir Baruch de Spinoza! Mit dem Josuabann auf Jericho, mit dem Eliasfluche und allen Verwünschungen der Schrift! Verflucht sei Baruch de Spinoza bei Tag und Nacht — verflucht . . ."

Rebekka sinkt zu Boden.

Mitleidige Frauen schleppen sie aus der drückenden Hitze.

In der Schattenkühle des Tores erwacht sie und will zurück.

Noch schlägt die Stimme Aboabs durch die Türen des Betsaals. Dann verstummt die Stimme.

Leise ersteht der Schlußgesang und schwillt immer höher, als sollte er die Frommen von den Schrecken des Fluches reinigen.

„Einst wird er kommen, Morgenröte
Wird strahlend sein Gewand umfließen . . ."

Rebekka bedeckt ihr Gesicht mit den Händen und eilt ins Vaterhaus zurück. Dort versperrt sie die Tür und schiebt den Riegel vor.

Niemand soll wieder so mitleidig zu ihr sprechen wie vordem die Frauen! Sie will die Schande einsam tragen und Gott loben, daß er den Vater zur rechten Stunde sterben ließ.

Kreisend erhebt sich die Lebensbahn, dem Fluge eines suchenden Vogels gleich. Kreisend tritt längst Verschwundenes wieder in die Welt der Gefühle ein. Der höhere oder tiefere Gesichtspunkt weiß Luft und Schmerz der Wiederkehr kaum zu verändern.

Der sanfte Wind füllt das Segel kaum. Langsam durchfurcht der Kahn die Westeramstel. Baruch neigt sich leicht über den Rand und fängt ein gelbes Blatt von dem glatten Spiegel.

„Ein Glück, daß ich durch das Reguliertor gegangen bin, ich hätte Euch nicht mehr in Amsterdam gefunden," sagt Lodewijk Mayer, und Baruch nickt ihm dankbar zu.

„Unbegreiflich, daß Tulps Einfluß nicht genügt hat, um diese Maßregelung zu verhindern."

„Er hat getan, was in seinen Kräften gestanden ist," antwortet Baruch, „und er bietet mir für die Zeit der Verbannung ein Obdach in seinem Landhaus. Ich werde ihm diese Wohltat niemals gebührend danken können. Morteira hat den reformierten Kirchenrat von meiner Gemeingefährlichkeit zu überzeugen gewußt. Ihr könnt den Haß, den die Rabbiner gegen mich hegen, daraus ermessen, daß sie mit den Gojim gemeinsame Sache machen. Übrigens versichert Van den Enden, daß meine Verbannung nur kurze Zeit dauern werde. Wir steuern dem Ufer zu, folgt mir eine Weile in mein freundliches Exil. — Ihr kommt von Leiden; seid Ihr Eures Vorsatzes, Medizin zu studieren, untreu geworden?"

„Nein, ich werde die nächsten Jahre dort verbringen. Ich habe in Amsterdam nur die Herausgabe meines Wortschatzes zu erledigen. Jan Rieuwertsz will die Neuauflage übernehmen."
Das Boot legt bei. Aus dem kunstvoll geschmiedeten Gattertor des Tulpschen Landsitzes eilt ein Mann und zieht die Mütze.
„Alles ist bereit, Mijnheer de Spinoza, der Herr war noch gestern selbst da, um nach dem Rechten zu sehen."
„Hier, Evert, wenn Ihr mir helfen wollt."
Baruch langt ein leichtes Bündel aus dem Kahn und entlohnt den Fährmann.
Die beiden Freunde folgen dem Gärtner durch den schattigen Ulmenpark, an dessen äußerstem Ende ein kleines gemauertes Lusthaus unweit der Gärtnerwohnung seine gastliche Tür öffnet.

Der Herbststurm ist grimmig ins Amstelland gefallen.
Evert hat die reiche Laubernte über den Rosenbeeten gehäuft. Die Erdbüttel mit den brasilischen Palmen stehen wohlgeordnet im Glashause neben der Küche, und auf den Brettern liegen die schlummernden Tulpen- und Hyazinthenzwiebeln. Der Winter kann kommen.
Baruch vernimmt nichts von seinen Freunden.
De Vries hat im Herbste Holland bereist. Koerbagh und Mayer leben zu Leiden. Dem Jarig ist der Tag immer zu kurz gewesen; nach seinen Geschäften sitzt er lange über den Büchern, keine Silbe darf ihm entschlüpfen und versteht er ein Kapitel nicht, so kann er mit trotziger Stirne und geballten Fäusten bis in den Morgen darüber brüten, des andern Tages feiert er dann ebenso lange beim Weine. Van den Enden scheut die scharfe Luft des freien Landes.
In der ersten Zeit seiner Verbannung ist Baruch täglich der Dunstwolke entgegen gewandert, die über Amsterdam liegt.

Eine jede Schüte, die von dort langsam das Gewässer heraufgezogen war, hat er erwartungsvoll gemustert. Doch keine hat ihm die Grüße der strahlenden, blauen Augen gebracht.
Dann hat er diese elegischen Spaziergänge abgebrochen und ist durch die niederen Gäßchen des Dorfes hinaus ins Amstelland gewandert.
Immer lieber wird ihm der Frieden.
An die Hecke des Judenfriedhofes tritt er nur in stillen Nächten, wenn er weiß, daß der Totengräber schläft. Er hat einmal am Tage eintreten wollen, aber der Wärter war ihm zuvorgekommen, hat das Gitter versperrt, den Hund von der Kette gelassen und war, einen Segen murmelnd, in die Mitte des Totenfeldes geflohen.
Läßt aber das Mondlicht den Grabgiebel Hannas erscheinen, dann kann Baruch eine halbe Nacht an der Hecke stehen.
Michaels neuer Leichenstein ragt noch spannhoch über den dürren Rasen hinaus, die andern sind von Jahr zu Jahr tiefer gesunken. Michael liegt dicht neben Hanna, als sei das Leben beider ein freudiges Ergänzen und heimlicher Einklang gewesen. Jehudas Staub ruht jenseits des Meeres.
Baruch klagt der Mutter seine Sehnsucht nach dem blonden Mädchen im Singelhause. Und der halbversunkene Stein erzählt ihm von einem starkmütigen, stolzen Kampfe gegen die Stimme des Blutes.

Zur Mittagsstunde pocht es immer ganz leise an der Tür des Bücherzimmers, wo Baruch den Morgen verbringt. Dann schnellt die mühsam erlangte Klinke aus der Hand einer kleinen Dirne, ein runder Kopf mit dicken, roten Backen drängt sich schüchtern durch den Türspalt, und ängstliche Augen sind auf Baruch gerichtet.
„Mijnheer, die Supp' wird kalt!"
Dann trappen die Füßchen eilig davon, und Baruch folgt in die Gärtnerwohnung.

Anfänglich war für ihn im Lusthaus angerichtet worden, seit er aber weiß, daß Evert allein für sich und sein Kind die Wirtschaft bestreitet, da sein Weib vor Jahren gestorben ist, nimmt Baruch die Mahlzeit am einfachen Tische des Gärtners.

Sie warten bis er kommt. Das kleine Mietje kniet immer schon auf ihrem Stuhle, und Evert hebt die Schüssel vom Herd; für Baruch steht ein eigener Teller bereit. Mietje muß beten. Sie hat die Hände schon gefaltet, wenn Baruch in die Küche tritt. Ihre Augen hängen während des Gebetes an dem Gaste. Sie kann nicht begreifen, warum der fremde Mann an ihrem Tische ißt; und daß er zuerst seinen Teller beladen darf, erfüllt sie täglich mit neuem Mißtrauen. Sie achtet peinlich darauf, daß nicht der beste Bissen weggefischt wird. Einmal ist Baruch das Ungeschick zugestoßen, ein besonderes Fleischstück zu erfassen, da ist sie ihm in den Arm gefallen: ‚Das ist dem Vater sein Brocken' — und Baruch hat den Raub fahren lassen müssen.

Er versteht es nicht, mit der kleinen Gegnerin Freundschaft zu schließen. An einem Nachmittag fängt er sie ein und hält sie fest. Sie sieht trotzig zu ihm auf, kein gutes Wort will verfangen, ihre großen, hellgrauen Augen laufen voll.

„Der Vater und alle haben helle Haar... und der Teufel hat schwarze wie du," stößt sie hervor und reißt sich los.

Nach dem Essen sitzt Baruch meist bei Evert, der den trägen Winternachmittag mit Glasschleiferei vertreibt. Evert übt sein einstiges Gewerbe mit großer Anhänglichkeit. Während er zierlich geschwungene Ranken in die Gläser seines Herrn graviert, erzählt er dem Gaste von Rijnsburg, wo er bei Jan van der Rodde als Schleifergeselle gearbeitet hat, bevor er den Bluthusten bekam. Auch Linsen seien aus seinen Händen hervorgegangen. Er erklärt Baruch die Schwierigkeiten seiner Kunst und ist erstaunt, daß der Gelehrte bald mit aller Sicherheit das kreischende Schleifrädchen über die Glas-

flächen führt. Mietje kauert, während die beiden Männer beim Fenster hantieren, auf der Türschwelle des Glashauses, paßt gespannt auf die Gespräche und ist allezeit bereit, ihrem Vater gegen den fremden Teufel beizustehen.
Evert ist ein Schwärmer. In Rijnsburg hat er zu den Kollegianten gehalten, deren Führer neben dem alten Oudaen sein Meister Jan van der Rodde war. Wenn er von den Versammlungen spricht, in denen bald der, bald jener aufgestanden war, leuchtenden Auges, des Geistes voll, und gleichsam nur der Laut geworden war für ihre einmütige, fromme Erhebung, dann fließt die schlichte Rede des Ungelehrten so lebenswarm und ergreifend, daß Baruch seine Freunde nicht mehr vermißt.

Eines Morgens, der Winter kämpft schon mit der erstarkenden Sonne, hält Jarig Jelles mit Roß und hochbepacktem Wagen vor der Landlust Tulps.
„Fahr' in den Krug dort, ich komme bald," befiehlt er dem Knechte und hebt einen kleinen Sack aus dem Wagen.
Baruch eilt ihm entgegen.
„Nun muß es wohl Frühling werden! Ihr habt einen argen Winterschlaf gehalten in Amsterdam!"
Sie sitzen bald in der warmen Bibliothek.
„Diesen Sack süßes Backwerk sendet Euch die Hausfrau vom Singel. Die kleine Domina hat etliche Gedichtlein des Horaz übersetzt, die liegen bei den Kuchen. Van den Enden grüßt Euch, er wird Euch nächstens wieder zurückholen. Der Wein da ist von mir. Der Doktor wollte einen aus seinem Keller beipacken, allein ich habe abgelehnt. Er versteht nichts vom Weine, trotzdem er sich viel auf seinen Gaumen einbildet. Die Abschiedsbulle aber sollte gut sein."
Baruch ist ganz erregt vor Freude. Er ordnet die Geschenke auf einem Tisch, dann holt er Gläser und Tabak.
Jarig gießt feierlich ein.

„Vielliebe Freund," beginnt er, „wir haben Euch sehr vermißt. Die andern werden Euch jetzt wieder haben. Ich aber werde allein leben."
„Ihr wollt Amsterdam verlassen?"
„Ich habe es verlassen. Fahre nach Maarsen im Utrechtschen. Mein Geschäft ist auf einen braven Mann übertragen. Was ich besitze, genügt für das Leben. Ich will meinen Gott finden und Frieden gewinnen. Das wird mir in Amsterdam zu schwer. Dort ist der Wein zu gut, und dort habe ich allzu liebe Freunde. Mein Gott ist aber eifersüchtig wie der Judengott."
Sie lassen die Gläser klingen und schweigen lang.
„Jarig, ich wünschte mein Leben so gestalten zu können wie Ihr."
„Ich habe erwartet, daß Ihr mir zustimmt."
„Aber ich muß zufrieden sein, wenn Van den Enden mich wieder zurückruft. Eine längere Gastfreundschaft Tulps würde mich bedrücken.
Es war mein schönster Herbst und Winter hier an der Westeramstel. Ich habe ein wenig in diesen Büchern geblättert und kaum eine Zeile geschrieben, gleichwohl war ich des Abends müde, und meine Nächte sind ruhig gewesen, als hätte ich frohe Arbeit vollbracht. Oft habe ich mir gedacht: so muß der Frau zumute sein, die ein liebes Kind unter dem Herzen trägt. Es war eine schöne Zeit. Ich fürchte mich fast vor Amsterdam."
Sie trinken und schweigen wieder.
„Ich bin vierzig alt und Ihr steht inmitten der Zwanziger. Ihr müßt schon noch eine Weile an der bitteren Nußschale beißen, bis Ihr den Kern kauen dürft. — Aber was ich Euch sagen will: Van den Enden ist wohl im Grunde ein guter Kerl, doch sein Pelz spiegelt recht bunt. Und ferner: Vergafft Euch nicht in die kleine Domina. — Ihr nehmt mir das nicht übel, es ist mir am Herzen gelegen."
Baruch errötet und beschirmt verlegen die Augen mit seiner Hand.

„Noch einen Schluck, lieber Freund. Ich muß weiter, heute noch erwartet mich mein alter Ohm in Maarsen. Hier, dieses Federmesser wünsche ich Euch zum Andenken zu lassen. Der Stein im Griffe ist ein Rosendemant. Er soll Euch sagen: so lauter ist Jarig Jelles Freundschaft."
Sie gehen schweigend zum Krug und wandern dann noch ein gutes Stück nebeneinander auf der Utrechter Straße. Dann holt sie der Wagen ein.
„Auf Wiedersehen, Benediktus de Spinoza!"
„Auf Wiedersehen, Jarig Jelles."
Ihre Hände können lange nicht von einander. Der Gaul wird unruhig. Jelles schwingt sich auf den Sitz. Baruch steht so lange unbeweglich, bis der Wagen im Nebel verschwunden ist. Und diesen Jelles hält Van den Enden für einen trockenen Gesellen.

Die ersten blaßgrünen Tulpenspitzen brechen aus den braunen Beeten Everts. Baruch wird vom Doktor abgeholt.
Evert langt betrübt das Bündel auf den Bock und dankt dem Gaste zum hundertsten Mal. Baruch hat ihm zwei vergedoppelte Dukaten für die Aussteuer der kleinen Mietje zurückgelassen. Mietje selbst steht hinter einer dicken Ulme und lugt besorgt hervor, denn sie muß die volle Gewißheit haben, daß der Fremde auch wirklich davonfährt.
Am Reguliertore erwartet Clara Maria die Heimkehrenden. Ihr zartes Gesicht ist von einem breiten Hute beschattet, sie ist wie eine völlig erwachsene Dame gekleidet.
Baruch hilft der zierlichen Domina in die Karosse. Sie erbeben beide, als sich bei diesem Geschäft ihre Hände finden.
Van den Enden ist von der Frühlingsluft müde und durch die holprige Fahrt abgespannt; er lehnt verdrießlich in einer Ecke.
„Wie findet Ihr meine Horazübersetzungen, Mijnheer?" ist ihr erstes Wort nach der Begrüßung.

Baruch atmet auf. Sein beklommenes Herz wird frei, er langt unwillkürlich nach der Brusttasche, worin das silberne Federmesser ruht.
Er sagt der kleinen Domina einiges Schmeichelhafte über ihre Verse.

Während Baruch die friedvolle Landluft Tulps be-
siedelte, saßen die delegierten Kirchen- und Kon-
sistorienräte von Holland, Friesland, Geldern
Utrecht und den Generalitätslanden zu Dortrecht und wiegten
einige Wochen hindurch ihre würdevollen Köpfe auf den
rauschenden Halskrausen. Und ein Verehrtester um den andern
zog die Schleusen seiner Beredsamkeit. Sie waren einmütig
wider die Erbfeindin Philosophie entbrannt. Und als sie
händeschüttelnd voneinander gingen, lag Acht und Bann
auf der Lehre des Renatus Descartes.
Mit neuer Liebe wenden sich die Freigeister Niederlands
der kartesianischen Lehre zu. Die besten Männer der Regierung
stehen in ihren Kreisen. Auch die Singelschule bleibt nicht
müßig. Baruch liest mit den älteren Schülern Van den Endens
die Meditationen und die Prinzipien.
Besonders der junge Hamburger Dirk Kerckrinck schließt sich
ihm an. Johannes Reezer fehlt nie.
Und Johannes ist merkwürdig verändert. Abgesehen von dem
Flaumhärchen, die hie und da in seinem Gesichte sprossen, ist
zwar die derbe Außenseite dieselbe geblieben, aber er ist be-
müht, seinen langen Gliedmaßen eine gefällige Stellung zu
geben, Dirk Kerckrinck gilt ihm als bewundertes Vorbild.
Dominus Langelius wird immer unmutiger. Sein Vertrauen
auf das Reezersche Blut ist tief gesunken. Vergeblich sucht er
Pieters Haus gegen die Singelschule zu stimmen. Meutje Ka-
ist allzu stolz auf die Gelehrtheit ihres Einzigen und Meutje Ka-
hat das erste Wort, sobald es Johannes betrifft. Nur manch-

mal bangt ihr, wenn die Äuglein ihres Einzigen vom Buche in die Wolken schweifen und seiner Nase Seufzer entquillen, so sehnsüchtig, daß die süßesten Konfekte kaum hinreichen, um das unbegreifliche Weh zu stillen. Und einmal ist Meutje Ka herzhaft erschrocken. Sie hat ihren Johannes vor dem großen Spiegel im Staatszimmer angetroffen, und er hat lange und eifrig, ohne sie zu gewahren, verbindliche Mienen und ziere Gebärden sich selbst in den vergoldeten Rahmen geschnitten. Domina Clara hat behauptet, daß neben Gelahrtheit auch anmutige Formen nötig seien, Kalokagathia, wie die alten Griechen sagten, und sie hat dabei ihr reizendstes Lächeln an diesen Kerckrinck verschwendet!

De Vries und Baruch lustwandeln in der Schattenkühle der Kaisersgracht. Sie haben einander lange nicht gesehen.

„Jan Pietersz wird nicht mehr nach Amsterdam zurückkehren", berichtet der junge Handelsherr. „Im Winter, beim endgültigen Abschiednehmen, hat auch er geklagt, daß hier kein Ort sei, den Gott zu finden. Er bleibt in Enkhuisen."

„Könnte ich den beiden Freunden folgen," klagt Baruch. „Der Frieden in Ouderkerk hat mir wohlgetan, ich habe Vertrauen zu mir gewonnen. Ein gehetztes Tier bin ich nun wieder geworden. Kaum daß ein Tag vergeht, wo nicht ein ruhmbedeckter Staatsmann, Künstler oder Gelehrter an Van den Endens Abendtisch sitzt. Ihre Augen fragen mich verwundert: ‚Gehörst du zu uns? Was ist in dir? Ein armseliger Lateinlehrer, muß ich antworten. Seht Jan Pietersz und Jarig Jelles! Lodewijk Mayer hat seinen Wortschatz aufs neue, um vieles bereichert, herausgegeben! Koerbagh arbeitet an großen Plänen! Van den Enden unterhandelt mit den Regenten der Schauburg, er wird eine Kunst aufleben lassen, die Amsterdam aus dem Gefallen am rhetorisch überblümten Bocksgestanke aufschrecken soll! Nur ich bin stumm.

In Ouderkerk war ich ein anderer. An manchen Morgen, wenn ich in den Frühling hinausgewandert bin, die Wiesen grüner und die Knospen voller gesehen habe, und an den Weiden die schimmernden Silberkätzchen, da habe ich geglaubt des Honigs voll zu sein, wie eine heimkehrende Biene.
Aber hier ist meine Heimat nicht, wo ich sie allenthalben den Freudenkelch des Ruhmes schlürfen sehe. Ich werde verzagt und verzweifle an mir."
„Vielleicht könnt Ihr nur zu den wenigen reden. Kommt mit mir in die Judenbuurt und seht den Flitter an, der Euch so köstlich scheint."
Vor Rembrandts Haus in der Breestraat drängen sich seit einigen Tagen die Kauflustigen.
Ein Wust kostbarer Dinge ist auf dem Pflaster hoch aufgestapelt, und darüber wacht der kleine, gelbe Sekretarius mit einer langen Liste. Ausrufer verkünden den Wert der Gegenstände, und Käufer überbieten einander. Die einen steigern den Preis ruhig bis zu der Höhe, die ihnen noch angemessenen Gewinn sichert, sie wenden sich kaltblütig zu anderen Gegenständen, wenn sie von den andern, den Liebhabern, übertrumpft werden, die voll Erbitterung und zitterndem Eifer um eine Muschel, eine Waffe, eine Radierung kämpfen. Neben dem Sekretarius stehen die Gläubiger und spornen die Eifrigen durch rasche Zurufe an.
Einige Juden erkennen Baruch, sie weichen scheu zurück. De Vries legt seine Hand auf die Schulter des Freundes. Sie treten in den Schatten eines Hauses.
Durch das Getümmel verbreitet sich die Nachricht unter den Juden. Sie zeigen mit Fingern auf den Geächteten, speien auf den Boden und wenden sich dann wieder der günstigen Gelegenheit zu.
Da wird die Tür des geplünderten Hauses geöffnet. Ein hochgewachsener, breitschultriger Mann tritt aus dem dunklen Rahmen ins volle Sonnenlicht. Sein Gesicht ist schlaff und

farblos, er streicht mit einer Hand beschattend über die faltige Stirne. Er blickt fremd auf das Treiben zu seinen Füßen. An seiner Brust lehnt ein schlanker, blondhaariger Knabe, dessen rundes, starkes Kinn an Saskia van Uhlenburg erinnert.

Rembrandts Lippen schließen sich strenger. Seine Augen nehmen einen hoheitsvollen Ausdruck an. Das Geschrei verstummt, aller Blicke ruhen auf dem Gepfändeten, der gleichmütig die Torstufen herabsteigt. Vor einem Haufen alter Waffen bleiben Vater und Sohn stehen. Rembrandt hebt einen Helm vom Boden und erklärt Titus die ziselierte Darstellung auf der silbernen Rundung. Schließlich setzt er die Wehre auf die blonden Locken und betrachtet den jugendlichen Kopf mit Wohlgefallen. Dann nimmt er den Helm ab und wirft ihn lässig zu den andern Dingen.

Der kleine Sekretarius hat seine Perücke entblößt und ist näher getreten.

„Wünscht Ihr die Waffe zurückzuhalten, Herr Van Ryn?"

„Nein. Ich danke Ihm für Seine Freundlichkeit."

Erst als Rembrandt in einem Seitengäßchen verschwunden ist, wagen sich die Stimmen der Ausrufer wieder hervor.

„Baruch, seht, das ist der Ruhm."

Baruch blickt in die Tür des Rembrandthauses, er atmet schwer, bei den Worten des Freundes zuckt er zusammen, als erwachte er aus einem Traume.

„Simon, wo lebt der König, der seine Würde an dieser messen könnte!"

Sie gehen schweigend. Da hört Baruch seinen Namen. Zacuto steht hinter den Freunden.

„Wage dich nicht wieder in die Judenbuurt, du Hund. Ich müßte dich erwürgen!"

De Vries greift unwillkürlich nach seinem Degen. Baruch hält ihn schaudernd zurück.

„Er ist wahnsinnig. Laßt ihn."

Van den Enden ist über die Hooften der Schauburg nicht wenig erbittert. Sie machen ihm Schwierigkeiten, seine Eunuchaufführung muß um ein Jahr verschoben werden.
Zuerst gibt der Doktor der schönen Thais die Hiobspost bekannt, und sie eilt damit in die Gelehrtenstube hinauf.
Allein Baruch scheint ihren Kummer nicht zu teilen.
„Wäre Dirk Kerckrinck nicht bei seinen Eltern, er wüßte mich besser zu trösten als Ihr."
Schwere Tränen rollen aus ihren Augen. Sie stützt das rosige Kinn in die Hand und schaut trostlos in den Himmel.
„Domina, liegt Euch gar so viel an der Komödie?"
Er möchte sie schützend in seine Arme nehmen wie ein bekümmertes Kind, aber er wagt nicht mehr, sie zu berühren, seit er sie mit Kerckrinck deklamieren gehört hat. Sie ist kein Kind mehr, das unbewußt erfreut.
„Ja! Ja! Mir liegt an der Komödie, De Spinoza. Mir liegt viel daran! Das könnt Ihr nicht verstehen. Ihr habt noch keines Menschen Wohlgefallen erregt! Ihr wißt nicht, wie süß es ist, bewundernde Blicke zu fühlen. Selbst die blöden Augen dieses Tölpels Keezer finden sich darin zurecht, nur Ihr könnt das nicht begreifen!"
Baruch lauscht vorgeneigt.
„Alle sagen: Ihr stellt Euer Licht unter den Scheffel, Mijnheer De Spinoza! Tut das. Aber ich bin nicht dazu geschaffen! Soll ich dienen und dienen wie meine Mutter? Dazu hat mich die Natur zu sehr geliebt. Auch das sagen mir alle — die Alten und die Jungen — stündlich, so oft ich will! Nur Ihr schweigt. Aller Augen blitzen, Ihr senkt die Lider! Kerckrincks Stimme zittert und seine Hände brennen, Ihr sucht nur Euren innern Frost in jedes Wort zu pressen, das Ihr sprecht!"
Clara Maria bedeckt wild schluchzend ihr Gesicht.
Baruch starrt auf das leidenschaftliche, junge Weib; er hält mühsam zurück.

Könnte er sie zu sich emporreißen, daß sie die Stimme seines Herzens vernähme! Ja, die Natur hat dich geliebt, Verschwenderin deines Geistes und deiner Schönheit an andere, die dich nie würdigen werden! Sieh, auch ich weiß, warum die Tulpen flammrote Kelche tragen und die Hyazinthen berauschend duften! Auch mich durchtobt die heiße Welle! Und brennender, als aller anderen, ist mein Blut, das Blut des Südens, das fremde.
Aber Baruchs Zunge ist schwer. Nur das Zucken seiner Lippen verrät ihn.
Da richtet sich Clara Maria auf. Sie blickt scheu und flehend. Sie tritt zaghaft näher und legt ihre bittenden Hände um seinen Arm.
„Mijnheer, ich habe Euch weh getan ..."
Das klingt so süß. Er streichelt ihr leise über das blonde Haar.
„Mijnheer, wohin soll ich mich wenden? In mir ist alles zerrissen und zerschlagen. Sagt mir ein freundliches Wort, daß ich nicht denken muß, ich sei häßlich und unwert."
„Habt Ihr Dirk Kerckrinck vom Herzen lieb, Clara?"
„Ja," haucht sie. „Aber auch Euch, auch Euch habe ich lieb ... nur .. Euch kann ich's sagen, ihm nicht."
„Ihr müßt immer zu mir kommen, wenn Ihr einen Kummer habt."
„Ja, ich werde immer kommen," gelobt sie und bietet dem Freunde die Lippen.
Baruch geleitet sie zur Tür, mehr sich stützend als sie führend. Sie nicken einander ernst zu.
Dann ist er allein, einsamer als er je gewesen in seinem jungen Leben.

Sie hatten einander zu viel bekannt.
Clara mied das Zimmer des Obergeschosses, und Baruch vermißte das fröhliche Geplauder, mit dem sie seine selbstquä-

lerischen Zweifel zerstreuen konnte, er vermißte den Ernst und das Verständnis ihres Blickes.
Nur wenn sie wußte, daß er nicht zu Hause sei, schlich sie hinauf, die Blumen zu pflegen und zu erneuern, die sie auf seinem Fenster zog.
Ihre Stimme und ihr Harfenspiel klang häufiger als ehedem aus dem Erker zu dem lauschenden Gottessucher empor. Aber die traurigen, sehnsüchtigen Lieder brachten ihm keinen Frieden.
Öfter befiel ihn verzehrende Bitterkeit und Hunger nach den Freuden des Lebens, die Van den Enden als den letzten Daseinszweck pries.
Der Lorbeer schien ihm begehrenswerter denn je.
Allein, er ließ die Bücher unberührt, und Jarigs Federmesser schnitt keinen Kiel mehr zurecht.
Er suchte Täuschung.
Da wurde Adriaan, der keine Dirne in Frieden und keinen Flaschenhals ungebrochen lassen konnte, sein Genosse.
De Vries folgte nachgiebig, und Lodewijk Mayer zog zusamt einem zierlichen Dämchen, das ihm aus Leiden gefolgt war, stets mit der leichten Kompanie.
Sie waren überall zu treffen, wo den Gläsern duftende Blumen entstiegen, und wo das Brusttuch der Mägde nicht allzufest geknotet war.
So schmolz das Erbe Jehudas, und den durchschwärmten Nächten folgten immer trübere, quälendere Tage.
Eines Morgens erwachte Baruch spät, und er sah das Fensterbrett von Blumen leer.
Er sank noch einmal in die Kissen zurück, und seine Blicke wanderten vom Fenster auf den verwahrlosten Arbeitstisch. Er erinnerte sich, daß Claras Gesang in den letzten Tagen verstummt war, daß er ihr nirgends im Hause begegnete. Und ob ihn auch der Anblick des kahlen Fensters betrübte, denn sein Auge war an das durchleuchtete Grün und die

erhellten Blütenfarben gewöhnt, ob auch die Staubdecke auf den unberührten Büchern und Instrumenten vorwurfsvoll schimmerte, eine leise Freude erwachte in seinem Herzen: Domina Clara belauschte noch sein Leben, sie tat ihren Unwillen kund, und seine Bücher sprachen noch wirksamer zu ihm; unwillig trugen sie den grauen Trauermantel. Weder Domina Clara, noch seine Bücher brauchten ihn verloren zu geben.
An diesem Tage betrat er seit langem wieder das Reezersche Haus. Er erklärte sich bereit, Johannes einen kurzgefaßten Inhalt der Carteſianiſchen Lehre zu diktieren. Der liebende Jüngling hatte ihn wiederholt darum gebeten, denn er wünschte Kerckrinck während des Sommers zu überflügeln.
Die Freunde traf Baruch im Tollhof, einem Trinkgarten vor den Wällen, in dem für allerlei Ergötzlichkeit gesorgt war. Die Gesellschaft war um Mayers ‚Nichtlein da Flines' willen dort versammelt.
Inmitten des Hofes strahlte ein Springbrunnen seine glitzernden Wasserkünste und hauchte willkommene Kühlung. Kunstvolle Allegorien türmten sich über seinen Spiegel: die Weltteile schütteten aus unerschöpflichen Tritonshörnern breite Wasserbänder, die Tugenden woben ein Netz dünner Wasserstrahlen, die ihren Brüsten entquollen, und die Laster spieen, furchtbar verzerrten sie ihre Mäuler. Am Gipfel des plätschernden Wirrsals stand Christophorus, das Knäblein auf den Schultern. Aus der Weltkugel, die das Kind hoch emporreckte, floß eine Wasserglocke, die über dem Scheitel des Riesen zerstob.
Aber weder der Spielbrunnen noch die Kunstuhr neben dem Wasserwerk, deren hundert Figürchen sich unablässig tummelten, konnten das Nichtlein fesseln, dafür gelang es ihrem Galan nur schwer, sie von der Bude fort zu locken, in der man durch Gucklöcher die ergreifendsten Historien erblickte: die Pariſianer abscheuliche Bluthochzeit, die greuliche Wüsterei des Herzog Alba, die frevle Ermordung Heinrichs IV.,

die Hinrichtung der Grafen Egmond und Hoorn und andre kurzweilige Begebenheiten. Adriaan erstickte durch seine blutrünstigen Beschreibungen mit viel Vergnügen und Glück die ästhetischen Keime, die Mayer in die Seele des Nichtleins zu pflanzen bestrebt war.

Sie saßen und sangen fröhliche Lieder bis in die Nacht hinein und gelangten kaum rechtzeitig in die Stadt, bevor der Pförtner das Rahmtor schloß, und die Gewichtsbalken der Zugstege sich schräg gegen den Sternenhimmel reckten. Die Weinstube Jan Joets war dicht gefüllt. Wirt und Wirtin eilten geschäftig hin und wieder.

Der Burgunder war voll herber Glut. Die Fröhlichkeit des Nachmittags wandelte er in Nachdenklichkeit. Sie wurden einsilbiger und verstummten. Da Flines lehnte müde an Lodewijks Schulter und schlief ein.

„Liebe Freunde," begann Baruch mit leiser Stimme, die kaum das Gewirr der Reden und Gesänge für den kleinen Kreis überwog, „zu mir haben an diesem Morgen die leblosen Dinge gesprochen: mein sonnenbeschienenes, blütenleeres Fensterbrett und die verlassenen Bücher. Auch der Burgunder da schweigt nicht; wir sind alle vor seinen Worten verstummt. Er hat den Taumel der letzten Wochen eingeschläfert, so daß wir nun wachen Ohres lauschen. Und diese Nacht soll die letzte sein, dieser Wein ein Abschiedswein und und Morgentrunk zu neuem Beginnen."

Die Freunde sahen nicht auf, sie schwiegen, denn er redete aus ihren Herzen. Nur Mayer liebkoste schützend sein schlummerndes Nichtchen, er bekam dafür eine unwillige, verschlafene Fratze zu sehen; Da Flines wünschte zu ruhen.

„‚Du willst das Leben genießen,' hat das sonnige Fensterbrett gelacht, ‚frage doch deine verstaubten Bücher!' Und ich habe auf meine Bücher gesehen. ‚Du willst das Leben genießen,' haben sie gemurrt, ‚das will der zungenfertige Van den Enden auch. Was solche Menschen, wie du und er, nur immer wollen!

Sie sagen das Leben genießen und äffen Schlemmer, Hurer und Gedankenschmarotzer nach. Sie sollten lieber sagen: ich bin meiner Gewohnheiten überdrüssig und will meine heißgesessenen Posteriora eine Weile im Schlamme kühlen. Wir aber, deine Bücher, halten unser Teil und werden es nimmer fahren lassen. Nur wenn du unser würdig bist, kannst du leben — alles andre ist Narrheit!' Meine Bücher waren grob, denn sie haben das graue Kleid unwillig getragen. Und der Burgunder spricht: ‚Du bist nicht zum Verschwender geboren, warum versuchst du mit deinen Freunden das Leben zu vergeuden! Nicht einmal Gott kann wider seine Natur und ist böse in den Bösen, gut in den Guten. Was führst du einen Affentanz mit dir auf, Benediktus de Spinoza!'"

„Benediktus," fragten die Freunde. Ihnen kamen die Reden der leblosen Dinge unbas, obwohl sie beschaulich gestimmt waren.

„Gott kann nicht wider seine Natur," wiederholte Adriaan und Mayer fügte halblaut hinzu: „Er will und will — was die Menschen nur immer wollen."

„Benediktus hat mich Jarig benannt, bevor er in die Einsamkeit gegangen ist. Und so wie Ihr sagt, spricht der Wein und murren die Bücher."

„Er widerruft Descartes, für den wir kämpfen," riefen Koerbagh und Mayer fast gleichzeitig.

„Eine neue Lehre," murmelte De Vries halb fragend, halb verwundert.

Ihre Augen waren verwandelt, sie blickten ihn streng und forschend an.

Nichtlein da Flines war durch eine achtlose Bewegung Mayers geweckt worden, sie reckte sich unmutig. Als sie aber sah, daß selbst ihr Ritter sie nicht beachtete, schlich sie schläfrig in ihre Kammer. Sie wohnte bei Jan Zoet.

Er wandte sich an Adriaan.

„Durch nichts könnt Ihr einem wahren Philosophen weniger dienen, als wenn Ihr für den Buchstaben seiner Lehre

kämpft. Er hat nur nach Wahrheit gerungen, und das Ringen ist sein eigentliches Wesen."

„Er hat seine Wahrheit im Worte gefestigt," entgegnete Adriaan.

„Alle Form ist eitel. Kein Wesen außer Gott, der nur sich selbst schaut, kann seine höchsten Erlebnisse offenbaren. Alle Form ist ein Hinabsteigen. So wie der Seeadler aus seinen Höhen, dahin ihm kein anderes Wesen folgen kann, hinabstößt ins Meer, wo die Zahllosen tummeln, so fällt das höchste Schauen in die gemeine Tiefe, wenn es sich in Worte kleidet. Wir müssen die Wahrheit auf unsere Weise erleben, dann folgen wir dem Weisen — nicht wenn wir an seinen Sätzen kleben, wie genäschige Fliegen am eingedickten Biere.

Descartes hat den Schleier der Gottheit nicht gelüftet, darum müssen wir die heimlichen Hemmschuhe suchen, die seine Fahrt behindert haben, und sie von unseren Rädern nehmen."

„Allein er hat Gott aus den Ketten des Dogmas befreit, ohne ein anderes Dogma zu schmieden," antwortete Adriaan.

„Gott ist nicht mehr der Richter und Rächer, er ist die unumstößliche, übermenschliche Ahnung, die den Menschen aufs neue krönt, da ihn die Religionen zum Knecht und Sünder erniedrigen."

„Aber das Wesen Gottes ist doch Ahnung geblieben. Setzt Cartesius den Menschen über die andere Kreatur, so hat er nur einen eigenwilligen Sünder gekrönt. Er suchte nicht Gott, wie wir ihn suchen. Ihr verkennt den großen Meister der Physik, Adriaan!

Sein Gott war der Schöpfer und Beweger der großen Daseinsformen, damit schwieg die Sehnsucht Descartes' und sein Meisterauge konnte auf den Daseinsformen verweilen.

Wir aber wollen den Gott erkennen, der auch vor dem Irrtume unseres Herzens bestehen kann, dessen Allmacht nicht an der Sünde zerschellt. Ein Gott, von unerschöpflicher Lebenskraft durchglüht, von dessen Wesensfülle kein Körper,

kein Gedanke getrennt werden kann, ist durch keine Ausflucht vom Irrtume und der Sünde zu erretten. Außer Gott ist nichts. Irrtum und Sünde aber leben. Sagt mir, wie die Allmacht vor dem Bösen besteht, und ich will euch sagen, was Euer Gott ist."

„So nennt Ihr die Willensfreiheit des Menschen nur eine Ausflucht," rief Mayer, „und mir scheint sie einer der erhabensten Gedanken des Meisters Carteſius: Böses und Irrtum lebt, doch nicht in Gott, im Menschen allein, dessen Wille unersättlich nach jenen Höhen ringt, die seiner armen Kraft verwehrt bleiben. Der Willensfreiheit entwuchert der Irrtum, da die Schwingen des Wollens die der Erkenntnis übereilen. — Unvergleichliche Poesie liegt darin!"

„Und unvergleichliche Grausamkeit Gottes!

Notwendig und natürlich ist aller Irrtum; notwendig und natürlich alles Böse.

Was aber in der Natur bedingt ist, ist auch göttlich, denn Gott und die Natur vermag ich nicht zu scheiden.

Willkür ist Schein. Und wie Gott seinem Wesen nicht entschlüpfen kann, es wäre denn ein vergängliches Gewand, so kann der Mensch auch nicht aus seiner göttlichen Bestimmtheit.

Wir müssen unsere Augen gewöhnen, unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit zu schauen, wenn wir die Natur Gottes suchen.

Vor der Ewigkeit aber ist Irrtum und Sünde ein gelassenes Ereignis, so rein wie der Wandel der Gestirne, wie Ebbe und Flut, wie Geburt und Tod.

Sie sind keiner Unvollkommenheit entwachsen, denn im Weben der Natur gibt es keine Vollkommenheit und Unvollkommenheit. Dort lebt allein das Gesetz — die Not.

Solange wir menschlich in göttlichen Dingen denken, solange ist Irrtum und Sünde eine Grausamkeit Gottes, und jedes Entrinnen aus diesem Wirrsal ist uns benommen.

Gott aber steht den menschlichen Maßen so ferne, wie der augenfällige Umschwung des Sternenhimmels seiner wahren Bewegung.
Gott ist nicht grausam und kennt die Liebe nicht. Er hat keine ewigen Seligkeiten gebaut und keine endlose Verdammnis gegründet. Er kennt keine Lust, kein Leid, kein Werden, kein Vergehen. Unvergänglich, gleichmütig, notwendig wirkt die Gottnatur sich selbst."
Die Freunde saßen noch lange, nachdem Benediktus verstummt war. Sie hörten das trunkene Geschrei und Gelächter nicht, das sie umtoste. Sie sahen die weinroten Köpfe und plumpen Bewegungen nicht, die sie umgaben. Ihre Augen und Ohren waren nach innen gewendet.
Dann erhoben sie sich und geleiteten einmütig ihren Meister nach Hause.
Sie versammelten sich täglich im Oberstock am Singel. Koerbagh und Mayer blieben bis tief in den Winter ihren Leidener Studien fern.

Dominus Cangelius kommt in diesem Frühlinge nicht zur Ruhe. Die Osterpredigten sind wohl überwunden, aber bevor das Fest des heiligen Geistes würdig begangen werden kann, muß die Amstelstadt vor einer Teufelei bewahrt werden, deren Brutstätte die Singelschule ist.

Van den Enden und dessen Kreis belagern den Schlaf des streitbaren Prädikanten wie atembeklemmende Nachtdruden; jede noch so karge Nachricht macht sein Blut kochen.

Aber wehe, das Reich Gottes ist so unheiligen Zeitläuften ferne!

Schon die Rückkunft des jüdischen Häretikers ist nicht zu verhindern gewesen. Allein man weiß, daß De Spinoza sich Benediktus nennt, das klingt wie ein Bekenntnis, worüber die wachsamen Augen des Kirchenrates zufallen.

Über der jüdischen Ketzerei könnte Cangelius schlafen, aber nicht über Van den Enden, dem Jugendverderber, frivolen Lucianisten, entlaufenen Jesuiten und Papisten, der seine Schüler heidnische Poesien öffentlich rezitieren lassen will, der seine eigene Tochter als Hetäre auftreten lassen will — und das alles auf diesem stinkenden Sündenpfuhle Amsterdam!

Cangelius ist vom Kirchenrat zum Bürgermeister entsendet worden, um dagegen zu remonstrieren, er ist von Haus zu Haus gegangen, überall wo er eine bedrohte Kinderseele wußte, und hat den bestürzten Eltern ein kräftig Küchlein von Höllenpestilenz unter die Nase geblasen — vergebens.

Der hohe Kirchenrat hat den betrüblichen Bescheid erhalten: ein wohlweises Schöppenkolleg bedaure, nichts Verderbliches in der Komödie des berühmten Publii Terentii zu finden.
Aber am Sonntage „vocem jucunditatis" hat Langelius gegen die heimlichen Feinde Christi, so mit steifen Halskrausen und in hohen Würden einherstolzieren, gedonnert und die Gemeinde hat verstanden, daß er nicht allein den Amstelrat, sondern auch den Pensionär Jan de Witt im Haage gemeint hat, denn von dort her ist all die niederträchtige Freigeisterei gekommen.
Langelius sieht das Fest des heiligen Geistes nahen und er wird daran verhindert, dem Teufel gehörig auf den Schwanz zu treten.

Vor dem Spielgerüste spazieren noch die jungen Kavaliere und grüßen voll Zierlichkeit in die Kämmerchen empor, deren doppeltes Halbrund den Schauplatz umfangen hält. Und die vornehmen Damen danken mit einem edelsteinblitzenden Kopfnicken. Ihre Herren haben Mühe, über ihre Schultern hinweg einen Blick auf die Grüßenden zu gewinnen, denn gleich Pfauenrädern entwachsen den tiefen Ausschnitten der Damen hohe flandrische Spitzenkrägen.
Über den Kämmerchen knarren die Rundbänke. Dort geht es laut her. Man rauft um den besseren Sitz.
„Mot je ook bier!" Bursche drängen sich mit den überschäumenden Krügen durch die Reihen. Orangenäpfel werden in großen Mengen verzehrt, und von allen Seiten fliegen die gelben Schalen auf die Köpfe der zierlichen Herren hinunter. Ein guter Treffer findet schallenden Beifall, bis diese Kurzweil zu lästig wird und die Theaterpolizei unter viel Beschwer Ordnung schafft.
Inzwischen hat die Komödie begonnen.
Benediktus lehnt an der Wand eines Kämmerchens.

Kerckrinck, als Phädria, klagt dem Sklaven Parmeno sein Liebesleid um die schöne Hetäre Thais.
Thais tritt auf die Schwelle ihres Hauses.
Die schlanke Gestalt Clara Marias ist in ein langfaltiges Gewand aus zarter, veilchenblauer Seide gehüllt. Sie lehnt sich zaghaft an einen Pfosten und kreuzt die Hände über der stürmenden Brust. Ihre Augen hängen voll Zärtlichkeit an Phädria und voll Trauer: er wird sie der Untreue beschuldigen, der Sklave wird sie verhöhnen, und doch, sie liebt nur ihn, den Eifersüchtigen, Ungeduldigen.
Entzücken wallt durch den Zuschauerraum. Der greise Vondel, der die Hand am Ohre weit über die Brüstung vorgebeugt sitzt, lächelt bezaubert.
Benediktus weicht tiefer in den Schatten zurück. Er schließt die Augen.
Wie ihre Stimme bebt vor verhaltener Sehnsucht! Wie weich sich die singenden Verse von ihrem Munde runden! Jeder Satz birgt ein heimliches Geständnis.
Und Kerckrinck vernimmt ihren Herzensklang. Er antwortet leidenschaftlich, verwirrt von eifersüchtigem Begehren. Die schöne Thais frohlockt unter ihren Tränen. Die Stimme Kerckrincks wird immer bittender und demütiger — als hätte Terenz vor vielen hundert Jahren seinen ‚Eunuchen' darum geschrieben, daß diese beiden überfließenden Seelen einander vor aller Welt ihr maijunges Erglühen gestehen können.
Sie ahnen beide nicht, daß ein erblaßter Hörer jeder Regung ihrer Herzen folgt und ihr Glück mitgenießt wie einen duftenden, bittersüßen Wein, der einen wehmütigen Rausch gewährt.
Bevor die schöne Thais in Phädrias Arme sinkt, verläßt er unbemerkt die Schauburg. Er schreitet gesenkten Kopfes durch die dämmernden Gassen.
Der kühle Maiwind bauscht seinen Mantel flügelgleich, als wollte er Benediktus aufheben und in die Ferne entführen.

Wie ein läuterndes Bad umwallt ihn die Luft, sie führt seine Gedanken fort ins Amstelland, in das kleine Gärtnerhaus nach Ouderkerk. Dort, ja dort wohnt der Friede.
Und weiter über die Landstraße gegen Maarsen hin ziehen die Mailüfte. In das üppige Weideland sind die mondglitzernden Kanäle gewoben, die Dörfer ruhen und die Bäume rauschen das sanfte Schlummerlied gegen Maarsen hin.
Dort wohnt der Friede.
„Jarig, ich will des Namens froh werden, den du mir neu gegeben hast!"
Und der Wind schwillt an, als wolle er dem ringenden Manne seine fröhliche Zustimmung erweisen. Benediktus lehnt sich gegen die brüderliche Brust.
„Jarig, du hast mir den Weg gewiesen, ich danke dir!"
In freudigem Entschlusse hebt er die Stirne.
Unversehens ist er in die Judenbuurt gelangt, in seine Kindheit.
Er geht die Breestraat hinauf, am Rembrandthause vorbei. Vor Jehudas Treppe bleibt er stehen. Das Studierzimmer ist erhellt. Auch sonst aus den Fenstern überall festlicher Glanz: Sabbath-Eingang.
Das Studierzimmer war so feierlich, daß er nie laut zu sprechen wagte. In die Ampel vor der geheimnisvollen Lade streute Jehuda wunderbare Duftkörner, als ruhe die Sabbath-Königin dort in der geheimnisvollen Lade.
Die Mailüfte brausen ungestüm die Straße herauf: Aus deinen Träumen, Benediktus!
Er hüllt sich dichter in seinen Mantel. Die Straße ist still und menschenleer. Er hat nicht bemerkt, daß ihm ein Mann gefolgt ist, der in eine Tornische verschwunden ist, als er stehengeblieben war.
Er wendet sich zur Houtgracht, sein Verfolger gleitet ihm nach.
Beth Israel ist erhellt, die Rabbi beten und singen.

Er verspürt Lust einzutreten. Wenn er sich tief verhüllte, würden sie ihn nicht erkennen.
Er steigt zögernd die Stufen hinan, da springt ein Mann zu ihm empor und reißt ihn hinab.
Ein kurzes Ringen. Benediktus erfaßt die Handgelenke seines Feindes und zwingt ihn nieder. Ein Dolch klirrt auf den Steinen.
Jacuto liegt starr vor ihm, als sei er gebunden.
Baruch hebt die Waffe auf und schleudert sie in die Gracht.
„Sage deinem Meister, Mose Jacuto, er möge kaltblütigere Mörder dingen."
Jacuto bleibt wie unter einem Banne liegen, seine Augen folgen stier der Gestalt De Spinozas.
Dann richtet er sich langsam auf, kriecht die Stufen empor und kratzt an der Tür.
Der Tempeldiener öffnet.
„Rufe Morteira, rufe alle Chachamim . . . sie sollen mir helfen . . . ich bin unrein . . . der Verfluchte hat mich berührt . . . ich bin unrein!"

Noch einen Sommer und einen Winter wußte Van den Enden seinen Gast und Gehilfen im Singelhause festzuhalten.
Als aber der erste warme Sturm das Grachteneis sprengte, kamen Benediktus die Erzählungen des Gärtners Evert immer drängender in den Sinn.
Auch die Freunde, die er im Sommer wieder um sich versammelt hatte, waren einmütig im Lobe Rijnsburgs gewesen.
Er fühlte, daß die Zeit gekommen sei, eine Heimat zu suchen.
Clara Maria eilte bestürzt hinauf, als sie von ihrem Vater den Entschluß vernommen hatte.
„Hier habt Ihr alle, die Euch lieben, Benediktus! Dort werdet Ihr nur Roheit und fremde Kälte erleiden, unter den groben Bauern! Wider Eure Natur handelt Ihr!"

„O Domina, wenn wir das könnten, wieviel Schmerzen und Entsagungen blieben uns da erspart! Wir würden alle behäbige Bürger und Bürgerinnen werden mit einem ewigen Sonntagslächeln auf den Lippen. Das heilige Land würde in einem Meer von Behagen versinken. — So aber können wir nicht wider uns und müssen unsre Blüten aus unseren Dornen holen. Seht, Domina, ich habe meinen Weg, also laßt mich ziehen.
Kein Friede, ehe ich Gott gesehen habe. Ich muß ins unmittelbare Leben."
„Ich bin nicht vergebens Eure Schülerin gewesen, Benediktus. Unmittelbar könnt Ihr überall, auch hier in Amsterdam schauen, denn Euer Aug durchtrennt die Schalen und weiß an die Kerne zu dringen."
„Allein, Domina, ich bin zu jung noch, um leidenschaftslos zu durchschauen. Hier muß ich rechten und lieben, dort aber hoffe ich Gott zu erleben, frei von allem Trübsal."

Wenige Tage darnach wanderte Benediktus de Spinoza mit leichtem Gepäck und magerer Barschaft gegen Leiden; denn Rijnsburg liegt nur eine Stunde seewärts dieser ehrwürdigen Stadt.

# V

Die Morgensonne spannt ihren ersten Strahlenbogen von den graublauen Wipfeln des Dorfes Endegeest über Rijnsburg gegen die Dünenwellen von Katwijk.

Eine Lerche steigt jenseits des Baches, des Vliet, vom Fuße einer dampfenden Roggengarbe steil in die Bläue, dann wirft sie sich in flachem Bogen gegen den Seewind und jauchzt ihren ersten Gruß. Sie schwingt sich höher und höher und wird dem suchenden Auge unauffindbar, doch ihre Jubelstimme klingt so nahe, als sänge die Morgenluft.

Längs der Mittagsseite des Vliet schiebt Rijnsburg eine spitze Zunge, von niedrigen Ziegelhäuschen bestanden, in die Wiesen und Felder vor.

Die Dächer sitzen, tiefgezogenen Zipfelmützen gleich, auf den niedrigen Mauern und perlen vom Tau.

Jedes Häuschen hat seinen Garten; und das letzte, das auf der Zungenspitze kauert und aus den weißgetünchten Fensterrahmen ungehindert bis zur Dünenkette blickt, trägt einen Giebelstein.

„Ach wären alle Menschen weis'
und wollten dabei wohl,
dann wär' die Erd ein Paradeis —
nun gleicht sie mehr dem Höllenpfuhl."

So lautet der Spruch des Giebelsteines.

Benediktus schiebt ein Fenster des Erdgeschosses auf. Der frische Lufthauch rötet seine Wangen, seine Augen ruhen freudig auf dem weiten Sonnenlande, und andächtig lauscht er den Vogelstimmen.
Hier wohnt der Friede.
Zwischen dem saftigen Grün und den goldenen Garbenreihen streicht ein Segel den Vliet herauf.
Nah und fern schwingen die Mühlen ihre Arme, sie raffen den Duft der Erde und tragen ihn gegen den Himmel, sie nehmen einen Flügel voll Sonnenglanz und säen ihn über den Rasen.
Das lichtblaue Himmelskleid ist mit rosigen Straußenfedern geschmückt.
Von Katwijk herüber ruft eine Glockenstimme. Doch sie vermag gegen den Lerchengesang nicht aufzukommen. Nah und fern entschwingen sich den Feldern neue, frohe Lieder.
Hier wohnt der Friede.
Benediktus steht über seine Schleifbank gebeugt. Er prüft die Festigkeit des Peches, darin eine matte Glaslinse gebettet liegt. Dann stäubt er feinen Sand auf und setzt das Schwungrad in Bewegung. Vorsichtig führt er das Glas an die wirbelnde Polierscheibe. Ab und zu spritzt er einen Schluck Wasser zwischen die reibheißen Flächen.

Als er vor einem halben Jahre in Rijnsburg eingezogen war, hatte er lange nach Obdach gesucht, bis ihn endlich der Giebelspruch am Häuschen des Chirurgen Harmen Homan zur Nachfrage bewog.—Sie wurden bald einig. Benediktus sollte die zwei Zimmer und das Kämmerchen zur Erde bewohnen, während der Alte sich unter das Dach verkroch. Das letzte Goldstück war für die Miete ausgegeben.
Doch Benediktus blieb frohen Mutes. Er hatte beschlossen, sein Brot durch die Kunst Everts zu verdienen.

Jan van der Rodde nahm die Bitte seines künftigen Lehrlings ernst entgegen; unter beifälligem Gebrumm strich er einige Mal über den ellenlangen Graubart und führte Benediktus würdevoll in die Staatsstube.

„Er ist mir längst bekannt, Mijnheer De Spinoza — nicht nur durch Evert, meinen früheren Gesellen. Auch meine Amsterdamer Glaubensbrüder haben mir Seine Schicksale erzählt. Mich hat der Mut Seiner Überzeugung erfreut, daß sich mit Ihm alles so schlicht zugetragen hat, ganz ohne Breitmäuligkeit und überschlächtiges Getuhe. Er ist ja auch einige Mal bei meinem lieben Bruder Jan Teunissen gewesen."

„Ja, Meister Van der Rodde. Ich wundre mich nur über Eure Erfahrenheit um meine Person."

„Dabei ist nichts Wunderbares. Wir sind eine große Gemeinde, über ganz Holland verstreut. Hier aber in Rijnsburg ist unsere Mitte.

Schließlich wäre Er mir auch von Leiden her bekannt gewesen. Dort haben in den letzten Jahren etliche Studiosi viel Aufhebens von Ihm und Seinen neuartigen Ansichten gemacht — zum großen Ärger des Professor Coccejus, der hinter allem sozianische Freigeisterei wittert."

Benediktus fragte schüchtern nach dem Lehrgroschen. Doch Jan van der Rodde meinte, er schätze es sich als Ehre ein, daß ein Gottesgelehrter bei ihm lerne; allein er unterließ es nicht, einige Worte über die Würde des Gewerbes, insbesondere der Schleifkunst, zu verlieren.

Besorgt ging Benediktus von Meister Rodde. Daß Koerbagh und Mayer einen gelehrten Ruf um ihn schufen, erregte sein Gewissen. Vermochte er den treuen Glauben seiner Freunde auch vor der Welt zu rechtfertigen?

Weh jedem Wahrhaften, dessen Ruf die Schranken seiner Persönlichkeit überschreitet! Er wird der Knecht seines Namens oder er verdirbt.

Frieden hatte er gesucht; überall schienen Fallstricke gelegt. In der ersten Erregung verurteilte Benediktus den Leichtsinn jener Stunde, da er seinen Freunden ein Lehrer geworden war. Ihre philosophischen Gespräche schienen ihm, frühzeitigen Schwalben gleich, schutzlos aus der Singelstube in den Winter hinausgeflattert zu sein — sie werden sich ein eiliges Nest bauen und erfrieren.
Aber er hat nicht schweigen können; auch seine Freunde konnten es nicht. Vielleicht war die Saat reif.
Seine Gedanken ringen mit der Ewigkeit, und darin liegt ihre Gefahr, unbegrenzt und rastlos zu schweifen. Er muß sich und den Freunden Meilensteine setzen und Maße gewinnen.
Als die Post seine Bücher brachte, gewahrte er unter großer Freude, daß Van den Enden aus seinem eigenen Besitz viele hinzugefügt hatte.
Des Tages schliff er bei Van der Kodde Linsen und abends saß er über den Scholastikern und über Euklid, stahlharte Begriffe schmieden zu lernen.
Bald wußte Van der Kodde nichts mehr, wodurch er die Fertigkeit seines Lehrlings hätte steigern können. Fortan übte Benediktus seine Kunst selbständig aus; allein der patriarchalische Meister ließ ihn nicht aus den Augen und stand ihm allenthalben gutmütig bei.

Ein Finkenmännchen setzt sich auf den fruchtschweren Apfelast, der vor dem Fenster auf und nieder schwingt. ‚Sonntag! Sonntag!‘ pfeift der Fink, laut und zornig. ‚Brillenschleifer, laß dein kreischendes Handwerk ruhn!‘ Benediktus legt die Linse nieder.
Eine schnatternde Entenschar lärmt am Vlietufer. Das Bienensummen bettet einen weichen Mollakkord in die Luft. Die Sonne zittert in dem schmelzenden Demantstaub des Würzbeetes. Rosmarin und Majoran, Lavendel und Thymian wenden ihr die Blüten zu, strecken sich behaglich und locken die Immen

durch ihr Duftgeflüster. Aber alle überragt die stolze Kerze der Tuberose, eine Königin im Brautgeschmeid.
Benediktus wirft seinen Kittel ab. Im Nebenzimmer schließt er eine Truhe auf und entnimmt ihr ein sorgfältig verschnürtes Schriftenbündel.
Um Pfingsten hatte De Vries geschrieben: Koerbagh, Mayer, er und andre Gleichgesinnte hätten ein Kolleg gegründet, darin werde im Geiste Spinozas philosophiert. So sei er, obwohl fern von Amsterdam, ihnen doch gegenwärtig, seine Gedanken lebten in ihnen. Das war eine frohe Pfingstbotschaft für den Rijnsburger Brillenschleifer und Gottessucher. Er wußte sich reich, denn er konnte schenken; er fühlte sich stark.
Die Gärten und Wiesen und blühenden Felder, der Himmel und die Dünenkette am Horizonte, die Mühlen und Schiffe riefen ihm zu: du bist reich und stark, gib ihnen dein Bestes, sie werden es lieben und hüten. — Und der harte Seewind von Katwijk her griff ihm an die Brust: ‚Klar und haarscharf mußt du ihnen dein Bestes sagen. Keine erschlaffende Flut von Bildern darf dein Schauen überschleiern! Sieh, wie ich — so mußt du reden.‘ Und der Wind wuchs zum Sturm, raffte bleigraue Wolken vom Meere und jagte sie zwischen Sonne und Erde, so daß die bunten Farben fast erloschen. Dichte Regenschwaden rauschten durch die Luft und reinigten sie vom süßen Dufte der Felder und Gärten. Dann riß sich die stürmende Wolkenherde vom Horizonte los und versank im Rücken von Endegeest. Kalt und klar lag das Rijnsburger Land unter der schneeweißen Himmelsglocke: ‚So mußt du reden, Benediktus de Spinoza. Denke meiner und des unnahbaren Euklid!‘
Und Benediktus bezwang den Bilderreichtum, der ihm von Bibel, Talmud und Kabbala her gefolgt war. Er siebte seine Gedanken durch den Filter der geometrischen Form. Leidenschaftslos und gelassen wie das Gesicht Gottes sollte seine Sprache sein; er opferte seine Liebe zur Musik.

‚Du sollst dir kein Bildnis oder irgend ein Gleichnis machen!‘
Darin gipfelte die Gottesfurcht des Fürsten.
Er überfliegt Blatt um Blatt. ‚Von Gott, dem Menschen und dessen Glück‘, so steht auf dem ersten.
Von Gott zu Gott. Was ist das Glück des Menschen, als Gott zu schmecken? Nicht der Fabelgott eines zukünftigen Lebens, der durch Gebete bestochen wird, der vergeblich gegen einen Teufel kämpft — das ist blinde Meinung, irrender Glaube. Des Menschen Glück ist die Gottesliebe in der Erkenntnis der Natur.
Sie bringt den Frieden, denn sie thront erhaben über Lust und Leid, ein unmittelbares Ja-Sagen ohne heimliches Schaudern, kalt und klar, unverwundbar und ungerührt wie ein Erzengel.
Benediktus braucht in seinen Blättern nicht zu erwähnen, wie wenigen dieser Frieden eignet, denn er richtet sie an die Wenigen. Aber er muß seine Freunde warnen:
„Unser Erkennen geht nicht über uns hinaus. Wir haben nichts in uns, was unsere Natur überstiege. Es gibt kein Jenseits, auch nicht der Erkenntnis.
Darüber kann nur der Tor verzweifeln. — Wenn auch die Gottnatur die Unendlichkeit der Formen in sich birgt und ihre Fülle nie geschaut werden kann von irgend einem Teil, so ist doch jeglicher Teil — Stein und Pflanze, Tier und Mensch, Gestirn und System, Licht und Urstoff — von ihr umfangen und durchdrungen, untrennbar mit ihr vereint. Ein Phantom wäre die Gottnatur, könnte ein Staubkorn aus dem Nichts entstehen oder ins Nichts verschwinden. Die Gottnatur kann wie der Mensch nicht aus sich und über sich hinaus, sie hat nur Leben.
Wenn ihr dies im Innersten erfahren habt, liebe Freunde, dann seid ihr auf dem Wege zum Glück. Ihr habt dann keinen Hochmut mehr und keine Demut, denn was Euch von den andern scheidet, ist nicht höheres oder geringeres Leben:

ihr, sie und alles ist nur Entfaltung des gleichmütigen Natur-Gottes. Nicht also das Wesentliche trennt Euch von den andern, sondern die höhere Form der Erkenntnis, des Glückes.
Der Rest ist Mathematik. Daß wir Menschen den Natur-Gott nur in zwei Formen schauen, im Körperlich-Begrenzbaren und Seelisch-Unumschreiblichen — wer kann das für eine neue Wahrheit halten?"
Alle Leidenschaft und jedes müßige Behagen verbrennt Benedictus in der Flamme erkennender Gottesliebe.
Gott ist das Glück.
Die Mittagsglocke ruft ins Zimmer. Benedictus faltet ein wachsgetränktes Tuch um die Blätter des Traktats. Er verschnürt es und siegelt es, dann befestigt er die Adresse.
Die Aufwärterin des Chirurgen öffnet die Tür. Sie setzt einen Topf Milch und einen Krug Bier auf den Tisch, dann holt sie aus ihrer Schürze eine rotwangige Birne und hält sie mit ihren verschrumpften Pergamentfingern dem Brillenschleifer entgegen.
„Mijnheer, Homan läßt Euch bitten, sie zu versuchen; sie ist vom Spalier. Soll ich noch etwas richten?"
„Nein, Meutje, nur meinen Dank an den Herren Chirurgen."
„Nichts zu danken."
Benedictus schlägt Feuer, setzt die Milch zu und schüttet aus einem Säckchen türkischen Reis hinein. Während er rührt, denkt er an die freudige Überraschung Simons, wenn der Traktat ankommen wird.
Dann nimmt er den Topf vom Feuer, zuckert den Brei fast überreich und genießt am schattigen Fensterbrette sein Mahl.

Rijnsburg schlummert unter der Mittagssonne.
Das Ziegelpflaster glüht, nur längs des Vliet ist Schatten und Kühle.
Sonntagsfrieden, schläfriger, behaglicher Sonntagsfrieden — keine Stimme, kein klappernder Holzschuhtritt.

Auch die Schiffer haben gerefft und angelegt. Sie liegen wunschlos auf den Kornsäcken und denken nicht einmal daran, den Tabak zwischen ihren mammelnden Kiefern zu erneuern. Ihre stumpfen Blicke folgen dem Benediktus eine Weile.

Die Sonnenscheibchen tänzeln über dem Vliet und dem feuchten Pflaster, unermüdlich, das einzige Leben. Draußen auf der Straße nach Endegeest wird ihr Spiel von den Grillen begleitet, sonst regt sich auch im freien Lande nichts.

In Endegeest gibt Benedictus dem Leidener Boten seine Sendung. Der Bote hat einen Brief: ‚An den ehrsamen Lehrmeister De Spinoza zu Rijnsburg bei der hohen Schule.'

Benediktus setzt sich auf die schattige Steinbank vor dem Botenhause und löst die Oblate.

Unter Segenswünschen und umständlichen Erklärungen teilt ihm Meutje Ka mit, daß sie ganz gegen den Willen ihres Eheherrn Pieter Keezer van Dort und gegen den Rat des Dominus Cangel handle, indem sie diesen Brief schreibe. Doch sie lasse sich des Vertrauens nicht berauben. — Ihr Einziger werde nach dem fünfzehnten Trinitatis eintreffen, um auf der hohen Schule seine Gelehrsamkeit zu suchen. Allein sie habe von dem heillosen Leben der Studiosi zu viel vernommen, als daß sie dann noch eine ruhige Nacht finden könne. Ihr Johannes habe allezeit voll Verehrung von seinem Lehrmeister gesprochen. Sie bitte ihn nun, die Hand über ihrem Einzigen zu halten und ihn zu sich zu nehmen. Denn in die Collegia könne ihr Johannes wohl auch zu Pferde gelangen, darauf käme es ihr gottlob nicht an, und das Reiten werde seiner Gesundheit nicht schaden.

Noch einmal schildert sie alle Qualen, die ihr Mutterherz bedrängen und fleht den Gotteslohn auf das Haupt dessen nieder, der ihr einzig den Frieden wiedergeben könne.

Benediktus ist zu sehr von der mütterlichen Bangigkeit gerührt, daß er fürs erste in Meutje Katrijns Plan einen üblen

Eingriff in seinen Frieden erblicken kann, um den er mit Mühsal und Entbehrung kämpft.
Als er die Rijnsburger Ziegel wieder betritt, ist das Dorf erwacht. Er durchschreitet eine Bresche, die den rasen- und buschüberwucherten Wallring der alten Abtei zerreißt. Von der Abtei sind nur noch die Stümpfe ihrer Hauptmauern und die Apsis einer Kapelle erhalten. Dickstämmige Ulmen und Linden haben ein neues Dach über dem papistisch geweihten Grund gewoben, und unter diesem Dache versammeln sich zur Sommerszeit die Glaubensbrüder Jans van der Rodde.
Sie stecken bereits mitten im hitzigen Dispute. Benediktus wird kaum bemerkt, nur Meister Rodde nickt ihm unauffällig zu.
Jakob Vechters — er hatte als Schiffsjunge Italien gesehen und war eine Zeitlang in einem römischen Klosterspital gelegen — verteidigt halsstarrig die Göttlichkeit des Heilands, während die meisten sich zu dem jüngeren Van Nierop bekennen, der immer wieder die lange Rede Vechters durchkreuzt: „Jakob, und er war doch ein Mensch unter Menschen."
„Jawohl, Vechters," ruft Frans Oudaen ungeduldig, „nun laß auch einen andern zu Wort! — Uns ist allen der Heiland viel mehr eine Gottesgestalt, als denen die seine Lehr' vertrakt haben und gleichsam gepachtet halten. Ja, aber wir Menschen, sind wir denn nicht auch von Gottes Hand? Hat er uns nicht Brüder geheißen? Liebe Brüder, ihr seht schon, worauf ich zuhalte. Ich frage nämlich: Ist das Werk der Erlösung nicht erst ein wahres Werk, wenn er ein Mensch war, wie wir? Was ist uns das Schauspiel eines Gottes, der am Kreuze hanget, nütz? Ein Gott muß doch wissen, daß er ein ewiges Leben hat."
„Ja, das ist es eben," schreit Jakob Vechters, „das ist das Mysterio, hinter das Mysterio kommen wir alle nicht!"
„Ich seh nichts Heimliches dahinter," erwidert Oudaen. „Gar nichts. Der Heiland ist eben durch seinen elendiglichen Marter-

tod gleichsam als ein Beispiel für uns alle erwachsen. Darum halt ich's mit dem jungen Nierop, der eben von der Dreieinheit nichts wissen will, weil er in dem Heiland auch nur den guten Menschen und vielleben Helden sieht. Denn ich sag' euch, liebe Brüder, wir müssen in allen Glaubensdingen wieder zur alten Einfalt kommen. Als sie unter den Jüngern des Heilands gewesen ist. So aber haben die Pfaffen unsern lieben Herrgott mit allerhand bunten Fähnlein behängt."

„Ja, Frans," bekennt Van der Kodde mit Nachdruck, „so mein ich's auch."

Aber damit ist Vechters noch lange nicht geschlagen.

Die Wortführer suchen in leisem Gespräche von Ohr zu Ohr Anhänger für ihre Thesen zu gewinnen. Die Versammlung löst sich in Gruppen auf, darinnen auch solche das Wort finden, die vor den Blicken einer schweigenden Versammlung erschrecken.

So verbringen die Gottessucher von Rijnsburg den Sonntag-Nachmittag. Van der Kodde beschließt ihn mit einem freien Gebet, das er stehend von der Apsis aus spricht. Alle hören ihn andächtig. Das Schlußgebet begräbt alle Meinungsverschiedenheiten.

Im Kruge, wohin die meisten Kollegiantenbrüder würdevoll ihre Schritte lenken, werden Glaubensdinge gemieden. Aber man ereifert sich hier nicht minder über politische Ereignisse.

Jan de Witt hat vor der Staatenversammlung beantragt, die Seklusionsakte zu vernichten und Oranien in seine alten Rechte wieder einzusetzen. Der junge Prinz soll auf Staatskosten erzogen werden.

Das weckt die Besorgnisse der Kollegianten, allein ihr Vertrauen in Jans de Witt Klugheit ist zu groß, um ihren öffentlichen Widerspruch zu erregen. Sie sehen wohl, das Staatsschiff mußte sein Steuer wenden.

Cromwell ist tot. Für Karl Stuart ist vor einigen Tagen im Haag ein Fest gerichtet worden, wozu Holland allein sechs

Tonnen Goldes geliefert hat. Jan de Witt hat den jüngsterwählten König gefeiert; eine englische Flotte hat bei Scheveningen gewartet, um ihn heimzuholen. Und seine Fahrt vom Haag nach Scheveningen war ein Triumph, ein Triumph auch für seine Schwester, Maria von Nassau.
Allein, kaum waren die Krönungsfeste verhallt, ließ Karl II. das Grabmal Oliver Cromwells in der Westminsterabtei erbrechen und den halbverwesten Leichnam an einen Galgen hängen.
Die Niederlande wollen Frieden; Frieden um jeden Preis. Darnach muß Jan de Witt handeln.

Benediktus geht nachdenklich dem Vliet entlang. Der Brief Neutje Katrijns knistert in seiner Rechten, die er in der Westentasche versenkt hält.
Vor der Tür begegnet ihm die Aufwärterin.
„Er wartet schon oben," ruft sie ihn an.
Benediktus verzehrt die Reste seines Mittagsmahles und beeilt sich, den gewohnten Sonntagsbesuch abzustatten.
Sie wechseln einen kurzen Gruß. Das Spieltischchen harrt am Fenster und die Dame-Steine sind aufgelegt. Benediktus ist zerstreut, Homan gewinnt.
„Schönes Wetter heute," läßt sich der Chirurg vernehmen, indes sie die neue Partie aufsetzen.
Benediktus nickt nur. Sie spielen weiter, der Alte gewinnt auch die zweite Partie.
„Ihr seid zu lange in der Sonne gegangen, Mijnheer. Ich habe gesehen, wie Ihr zu Mittag fort seid. Was habt Ihr wohl unterm Arm getragen?"
„Eine Schrift für einen Amsterdamer Freund."
„Doch nichts Gottloses, Mijnheer!"
„Nein, nichts Gottloses."
Sie spielen. Benediktus wird erst nach langer Gegenwehr überwunden.

„Ihr seid doch nicht ganz dabei. Euer Blut wird zu dick, Ihr seid zu jung für das viele Sitzen. Sollte Euch einmal gehörig zur Ader lassen. Dort im Kasten liegen meine Schnepper. Ein Schlag — es tut nicht weh, Mijnheer.“ Benediktus dankt, sie ordnen die Schachfiguren.
Homan ist bald müde; er wird immer unachtsamer und verliert. Darüber schwillt ihm die Galle.
„Habt Ihr noch Mut, jetzt will ich Euch an den Kragen, Mijnheer!“
Benediktus läßt ihm einige Vorteile, aber auch darüber wird der Alte ärgerlich.
Inzwischen dunkelt es. Homan pflegt mit den Hühnern schlafen zu gehen. Benediktus beendet die Partie möglichst rasch.
„Blutige Rache am Sonntag,“ ruft der Chirurg seinem Hausgenossen nach.

Die leuchtende Sichel steht über den Katwijker Dünen.
Nur die Tuberose haucht ihren Duft stärker. Sonst ruhen alle Blüten. Die Vögel ruhen und die Bienen.
Benediktus löst den Kahn Homans von der Kette und läßt sich von dem trägen Vliet seewärts tragen, dem Spiegelbilde des Mondes nach.
Jetzt klingen die Gläser an Van den Endens Tisch. Berühmte Gäste bitten Clara Maria. Dann ertönt die Harfe und ihre Stimme, ihre zarte Stimme . . . allein im Obergeschosse harrt kein lauschendes Ohr mehr.
Die Einsamkeit ist ein so dichter Mantel. Und doch friert das Herz darunter.
Für den Einsamen spannt der Mond Silbersaiten von Horn zu Horn und läßt das Heimweh mit weichen Fingern darüber gleiten.
Manch einer glaubt seine Heimat gefunden zu haben, wenn die Sonne ihr glänzendes Staatskleid mit hundert Farben und Düften über die Erde breitet, so daß die Vögel jubilieren

und die Schmetterlinge vor Sonnentrunkenheit nicht wissen, welchem Wohlgeruche sie folgen sollen. Da glaubt manch einer seine Heimat gefunden zu haben. Aber wenn das Sonntagskleid verglommen ist, wenn der matte, dunkle Samt auf allem liegt und Sterne wie Tränen blinken, dann geht so manche Heimat verloren.

Mit hohen Stiefeln, deren Stulpen weit hinunterfallen, tritt Johannes Keezer sporenklirrend ein. Er trägt einen braunen Wams aus besticktem Flammet und darunter einen rotgeblumten Hemdrock. Seinen Schlapphut schwenkt er tief zur Erde und stößt die Silberspitze seiner langen Degenscheide ungeschickt in die Tür.

„Ihr seid in der kurzen Zeit ein gewaltiger Kavalier geworden, Johannes."

„Ich bin bereits immatrikuliert und habe auf das Zepter der hohen Schule geschworen. Doch, mein verehrter Magister De Spinoza, wo kann ich in diesem Hause wohnen?"

„Hier in der Kammer ist Platz, falls Ihr wirklich vorzieht, die bescheidene Behausung zu teilen. Ich hatte nicht das Herz, die Bitte Eurer guten Mutter abzuweisen."

Johannes öffnet die Kammertür und schaut lange, nachdenklich in den kargen Raum. Benediktus beobachtet ihn von seiner Schleifbank aus nicht ohne Belustigung. Die theatralische Art des guten Jungen scheint kräftig in Saft geraten zu sein seit diesem Frühling. Und doch — Johannes ist der erste leibhaftige Gruß aus der Amstelstadt, er ist ein Teil des Singelhauses gewesen, bei der Eunuch-Aufführung haben seine Äuglein so gläubig und anbetend an Clara gehangen.

Johannes stöhnt tief auf:

„Hier also sollst du Frieden finden, armer Casearius!"

„Hier sollt Ihr vor allem Euer Gehirn ein wenig in Schwung bringen; das scheint Meutje Katrijn zu wünschen, mein lieber Keezer!"

Johannes wendet sich schimmernden Blickes zu Spinoza. „O Magister, auch ich habe darum gebeten, bei Euch in der Einsamkeit leben zu dürfen!“
Er preßt die Hände auf den geblümten Hemdrock, und dicke Tränen rollen über sein rundes Gesicht.
„Johannes Casearius hat sein Vaterhaus nicht leichten Mutes verlassen gleich den anderen Studiosen oder wie Ihr wähnt. Ich flüchte in die Arme der Wissenschaft! Aus den Brüsten der Alma mater will ich Lethe saugen!“
Er fällt auf die Knie und legt schluchzend seinen Kopf auf den staubigen Kittel des Brillenschleifers.
„Gebt mir von Eurem Frieden, Mijnheer De Spinoza ... sie hat sich mit ihm verlobt!“
Unter Schlucken und Würgen erzählt der Student, wie er der Domina seine Liebe gestanden habe, sie aber aus dem Lachen nicht herausgekommen wäre, wie dann Kerckrinck eingetreten sei, und die beiden sich als verlobtes Paar präsentiert hätten.
Benediktus ist ernst geworden. So heftiger Leidenschaft hatte er den ungeschlachten Johannes nicht für fähig gehalten.
„Soll ich Euch raten, Johannes? — Laßt das Dornenholz der Wissenschaft liegen, bis Ihr auf anderem Wege Ruhe gefunden habt. Setzt Euch auf ein Schiff Eures Vaters und segelt in die Welt. Seid Ihr einmal ein tüchtiger Seemann geworden, könnt Ihr noch immer in die offenen Arme der Alma mater zurück.“
Johannes steht auf und starrt De Spinoza ungläubig an.
„Ihr laßt Euch von einer Meinung täuschen, Johannes. Auch die Wissenschaft ist eine schöne Frau: sie duldet kein andres Weib im Herzen ihrer Jünger.“
„Schickt mich nicht fort! Ihr werdet mich schon zum Rechten führen. Sonst weiß ich keinen Ausweg. Erst wenn ich nach Amsterdam zurückkehre, berühmt wie Euer Freund Lodewijk Mayer oder ein andrer Eurer Freunde, dann wird sie

nicht mehr lachen, und ihr Vater wird sich vergeblich bemühen, daß ich an seinem Tische esse."
„Johannes, mit Undank beginnt Ihr den neuen Lebensweg!"
„Verzeiht mir, ich bin verwirrt, gekränkt, verachtet, verstoßen. O, helft mir armem Narren!"

Nur wer die Menschen sucht, meistert die große Kunst, sie vom Leibe zu halten; er weiß sie einzuschätzen.
Für den Einsamen aber sind die Menschen gleich dem Farbenspiele der Blumen, gleich dem Unschuldstreiben der Tiere, gleich dem Reigen der Wolken und Gestirne ein Anblick, darin seine Sehnsucht webt, denn der Einsame ist überreich an Liebe.
Benediktus holt sich stets neue Enttäuschungen bei seinem Hausgenossen. Die Gier nach Wissen und Ruhm um der verschmähten Liebe willen ekelt ihn an und doch wird er besorgt, wenn Winternacht und Schneegestöber herrschen und der Scholar noch nicht von Leiden heimgekehrt ist. In solchen Stunden glaubt Benediktus unter all dem üblen Qualme eine heimliche, lautere Flamme zu entdecken. Um dieser Flamme willen erträgt er die peinigende Ungeduld seines Schülers.
Casearius rühmt sich in Leiden seiner Gemeinsamkeit mit dem gerüchtumsponnenen Rijnsburger Philosophen. Mit offener Bitte und stumpfer List sucht er dem Meister die neue Lehre zu entlocken, oft so trotzig und verbissen, daß Benediktus erschrickt. Aber immer wird er auf den langen, erschöpfenden Weg zurückgewiesen.
Er kann Nächte hindurch über den Thesen brüten, die ihm sein Meister stellt. Allein Benediktus forscht vergeblich nach einem Funken eigenen Schauens in dem Ehrgeizigen.
Nur die Ursprünglichkeit und Unerlogenheit dieser Leidenschaft machen ihn geneigt, den Scholaren länger zu dulden. Alles Echte, und wäre es noch so häßlich, überwältigt.

Er pflanzt Hoffnung um Hoffnung in den Schüler und sieht sie alle verkümmern.
Er beendet das Diktat seiner Descartesdarstellung. Doch bei der Besprechung stößt er immer auf Unbeholfenheiten in der Begriffsbildung. Er diktiert eine Einführung in die metaphysischen Begriffe nach scholastischem Muster, allein Johannes will das Neuere, das Letzte, Spinozas Lehre hören. Die geheimnisvollen Andeutungen, die in Leiden verlauten, haben ihn doppelt lüstern gemacht.
Da sagt ihm Benediktus eines Tages voll Unmut, er halte ihn nicht für fähig, die neue Lehre zu erfassen.
Seither haßt Casearius den Meister, verflucht ihn heimlich. Könnte er ihn gewaltsam zwingen! Aber er fürchtet ihn, wie einen Zauberer, der allein den Spruch kennt, davor sich Sesam öffnet.
Jakob Vechters teilt diese Furcht. Casearius besucht den Romschwärmer um so öfter, je mehr Benediktus sich von ihm zurückzieht.
Im Frühlinge erhält der Student nur mehr zur festgesetzten Stunde Unterweisungen, sonst bleibt die Tür des Meisters vor ihm verschlossen.
Und er weiß, wenn er die Schleifbank im Mittelzimmer verlassen findet, daß der Meister hinter jener Tür liest oder schreibt. Ein neues Werk entsteht dort für die Amsterdamer Freunde. Auch sein Diktat war nach Amsterdam geschickt worden.
Er schleicht auf den Zehen näher und lauscht schaudernd dem Quarren des Gänsekiels. Sollte Vechters recht vermuten, daß ein Teufel im Tintenfasse De Spinozas stecke, der ruchlose Lehren an die Feder hänge! Vechters hat neulich gesehen: ein riesiger Rabe ist aus dem Rauchfang geflattert, Schwingen wie Mühlenflügel, und mit gräßlichem Krächzen; es war eine böse Vorfrühlingsnacht, und die Fenster De Spinozas haben noch geleuchtet.

Niemals bekommt er ein Wort von des Meisters Hand zu Gesicht, alles Schriftwerk liegt in der Truhe versperrt. Wenn er einmal den Schlüssel fände!
Er schleicht in seine Kammer zurück, lehnt sich an sein Schreibpult, rafft den Radmantel um die verschränkten Arme und sieht voll kalter Majestät auf den Boden nieder — dort kniet De Spinoza und ringt bettelnd die Hände. Aber er, im Besitze der geheimen Lehre, vernichtet überlegen ein jedes Wort des Teufelsgespinstes. Oh, wie sich der Meister unter der Sonnenklarheit windet! Die gotteslästerliche Fratze tritt zutage, die De Spinoza unter Sanftmütigkeit zu verhehlen gewohnt ist. Casearius weist dem Entlarvten die Tür.
Er gerät in solche Erregung, daß er laut aufschreit und am Klange seiner eigenen Stimme erwacht. Dann ist ihm doppelt elend. An solchen Tagen dient er dem Meister demütig und Benediktus erbarmt sich aufs neue.
Im Sommer erhält das Homan-Haus häufig Besuch: De Vries, Mayer, etliche, die in den Freundeskreis neu aufgenommen waren, und auch manche Leidener Herren und Scholaren.
Benediktus pflegt die Befreundeten bis Endegeest zurück zu geleiten.
Dann kann Casearius selten der Versuchung Herr werden, an der Truhe zu rütteln, das Schloß zu erproben und vorsichtig unter den Papieren am Schreibpulte zu stöbern.

Ein trüber Spätsommertag netzt das schwankende Lederdach einer Karosse mit dünnem Sprühregen. Die Karosse fährt dem Vliet entlang und hält vor dem Seitengäßchen des Homan-Hauses. Ein Herr mit blendenden Seidenstrümpfen und Silberspangenschuhen steigt behutsam aus dem Verschlage auf einen vorspringenden Ziegel und erteilt dem Kutscher eine Weisung. Er hüllt sich dicht in seinen rauschenden Mantel und strebt von Stein zu Stein weiter, ängstlich bemüht,

seine schlanken Korduwansohlen nicht allzusehr zu befeuchten.
Vor dem Homan-Hause zieht er ein goldgefaßtes Doppelglas und mustert die kärgliche Fassade. Er liest den Giebelstein und lächelt ermutigt.
Durch die Tür des Brillenschleifers dringt schnarrendes Kreischen. Der Herr zögert von neuem, dann aber pocht er mit dem Goldknauf seines Stockes recht laut, um sich vernehmlich zu machen. Casearius öffnet.
„Melde Er mich Herrn De Spinoza — Sir Henri Oldenburg."
Benediktus begrüßt den vornehmen Gast und hebt eine flache Lade auf den Tisch.
„Ihr wünscht gewiß meinen Linsenvorrat zu sehen, Mijnheer. Hier ist alles, was ich gegenwärtig besitze. Dies ist meine wertvollste, eine Schwesterlinse besitzt Herr Christian Huyghens, sie ist nach den Angaben des Gelehrten geschliffen."
Oldenburg beugt sich über die Sammlung und nickt beifällig. Dann blickt er auf und mustert den Schleifer, der an der Bank zu schaffen hat.
„Mijnheer, ich suchte Euch nicht um Eurer Schleifkunst willen auf."
Benediktus wendet sich dem Gaste voll zu.
„Ich bin Sekretarius der königlichen Gelehrtengesellschaft zu London. Auf einer Rückreise von Deutschland war ich bei meinem Vetter Coccejus, der Name dürfte Euch bekannt sein, und habe von einem Traktat gehört, als dessen Autor Ihr bezeichnet seid, der aber nur geheim handschriftliche Verbreitung findet. Einige Ansichten dieses Traktats haben mich bewegt. Ich erbitte Eure Verzeihung, wenn ich durch meinen Besuch Störung verursache."
„Nehmt mit meinen geringen Büchern und Instrumenten eine kurze Zeit vorlieb. In diesem Kittel ist ein Gespräch von anderen Dingen als Schleifereien unmöglich."

Nach einer Weile bittet Benediktus seinen Gast ins Nebenzimmer. Ein Krug leichten Weines und zwei Becher stehen bereit. Oldenburgs höfliche Gönnermiene verwandelt sich: überraschte Aufmerksamkeit. Er kennt wenig Gelehrte, die so schlicht und sorgfältig gekleidet sind. Die Armut der Einrichtung scheint eher stoische Gesinnung als Mangel zu verraten. Die feinen Hände des Herrn De Spinoza wissen den Wein so anmutig zu kredenzen, daß man seine geringe Art nicht schmeckt.

Sir Henri Oldenburg fühlt Veranlassung zu einer weiteren Entschuldigung, da er so unvermittelt ins Haus falle; er hätte vorerst um Erlaubnis bitten sollen.

Benediktus scheint zu überhören und erkundigt sich nach der eigentlichen Ursache des auszeichnenden Besuches.

Sir Henri Oldenburg hat seinen Ausflug trotz des verächtlichen Achselzuckens seines Vetters unternommen, um ein Kuriosum zu sehen. Er hat keine anderen Erwartungen gehegt, als er einem weitgereisten Seemanne entgegenbrächte, den man um eines sonderbaren ausgestopften Tieres willen besucht, oder einem staubigen Liebhaber, an dessen Tür man klopft, um seltene Folianten und Stiche in Augenschein zu nehmen. Seine Reise in Deutschland und Holland hatte wenig Merkwürdiges geboten. Die seltsame Lebensgeschichte des jüdischen Häretikers war ihm bekannt.

Nun da er sich den großen, forschenden Augen gegenüberfühlt, wird er unsicher. Benediktus kommt ihm entgegen; er beginnt von dem berühmten Landsmann Oldenburgs, Bacon von Verulam, zu sprechen.

Sie finden allmählich Brücken. Ihre Begriffe legen die Schleier der Persönlichkeit ab. Ihre Worte schlüpfen in die Gedankenkette des anderen und fügen sich als haltbare Glieder ein. Oldenburg erglüht; er spricht begeistert. Benediktus wird immer knapper und schärfer; endlich genügt ein Wink, ein Blick, um den Gast zu überzeugen oder zu enttäuschen.

Sie spüren das Verwandte ihres Geistes, aber sie erkennen auch weit höhere Schranken, die zwischen ihnen aufwachsen, vor denen sie achtungsvoll schweigen.
Oldenburgs Anschauung wurzelt in der praktischen Philosophie des Engländers: Unbedingte Herrschaft des Lebens ist ihr Ziel, Abstraktion, die über die Erfahrung hinausgeht, ist ihre Furcht. Sie liebt Gott, weil sie ihn nicht entbehren kann.
Und sie sprechen von Gott. Da wird Oldenburg neugierig und befangen.
Der Himmel lichtet seine Schleier. Die untergehende Sonne hängt einen goldroten Teppich über Wand und Truhe.
Vor der Tür knistert die Diele. Casearius preßt seine Faust in den Mund, daß ihn sein Atem nicht verrate. Er zittert am ganzen Leibe: der Meister spricht von Gott! Aber nur halbe, unzusammenhängende Worte dringen heraus. Casearius wagt nicht, sein Ohr ans Schlüsselloch zu drücken.
Oldenburgs Stimme ist lauter: er vermißt in der Definition Spinozas den Beweis der Existenz Gottes.
Der Meister entgegnet: „Gott ist unerweislich. Wir haben keine Gleichnisse für ihn. Seine Wahrheit ist unmittelbar."
Casearius taumelt zurück. Die Augen irren. Um den Mund zuckt ein höhnisches Lächeln. Die Stube wirbelt. Er tappt in seine Kammer zurück.
Oldenburgs Fragen verraten Bestürzung. Aber Benediktus antwortet: leise, innerlich bewegt, mit leuchtenden Augen. Seine Bilder sind klar und rein, kein Mißton verwirrt sie, keine Unentschiedenheit trübt sie.
Sir Henri Oldenburg weiß sich kaum zu fassen. Nie noch hat er so fürchterliche Kühnheit gewahrt, nie noch so heilige Liebe. Er ist den Tränen nahe.
Als die Sonne hinter den Dünen versunken ist, wandern sie beide gegen Endegeest. Weiße Schleier hüllen das trunkene Land. Der warme Dunst ermattet jeden Laut zum Geflüster.

Die Segel flauen. Die Mühlen ruhen. Von den Weiden fallen hier und dort verhaltene Tropfen.
Sie sprechen wenig wie Menschen, die einander viele Jahre kennen und schweigend einig sind.
Noch vor Endegeest besteigt Oldenburg seine Karosse.
Ein sanftes Glück liegt auf seinen Zügen.

Wie Benediktus sich der Wohnung nähert, gewahrt er Lichtschein in seinem Zimmer. Er lugt durchs Fenster und prallt einen Schritt zurück.
Hastig tritt er ein, reißt eine Retorte vom Ofen und stößt die Tür des Studierzimmers auf. Seine Stirnadern sind hoch geschwollen.
Casearius schreit. Die Blätter eines Manuskripts fallen in die Truhe, deren Deckel zersplittert auf dem Boden liegt.
Casearius starrt in die zornigen Augen des Meisters, dann beugt er sich stöhnend vor und kreuzt die Arme schützend über dem Kopf.
Benediktus läßt die Retorte sinken. Sie gleitet aus seiner Hand auf die Fliesen. Seine Lippen sind weiß und zittern.
„Dieb!“
Casearius wimmert leise.
„Erbärmlicher Dieb!“
Casearius hebt die Augen und streckt die Hände gegen ihn.
Benediktus schaudert: er glaubt Zacuto vor sich zu sehen.
„Steht auf! Noch heute verlaßt Ihr meine Wohnung!“
Casearius verharrt. Seine Brust keucht, seine Lippen klaffen.
„Ihr ... Ihr habt mich dazu gebracht ... Eure Verachtung hat mich zertreten ... wie ein Hund hab' ich Euch gebeten um einen Bissen! Einem jeden Fremden werft Ihr einen Brocken zu ... nur mir habt Ihr die Lehre vorenthalten ... und ich habe wie ein Hund gebettelt!“
Benediktus wendet sich ab. Er tritt an ein offenes Fenster des Mittelzimmers, um die Erniedrigung dieses Menschen nicht

mehr zu sehen. Er streift den Hut vom Kopf. Die feuchte Kühle besänftigt das Schläfengehämmer.
Der umwölkte Mond breitet gleichmäßigen, milchmilden Schimmer über den Nachtfrieden.
Casearius schlurft auf den Knien näher.
„Verzeihung!“
„Ich habe Euch nichts mehr zu verzeihen, Johannes Keezer. Ihr geht noch heute. Eure Sachen könnt Ihr nachholen lassen.“
„Mijnheer — denkt an meine Mutter!“
„Ich denke an sie, an die Mutter, auf deren Zepter Ihr die Schwurfinger gelegt habt. Das Gelöbnis ist geschändet. Niemals wird die erhabne Mutter ihre Arme vor Euch öffnen. Wenn Ihr ehrlich werden wollt, tretet vor den Rektor und bittet ihn, Euren Namen aus den Matrikeln zu streichen.“
„Erbarmet Euch!“
„Für Euresgleichen gibt's kein Erbarmen. Ärger als der Dieb, der sich vergreift, um dem Branntwein nachzugehen, habt Ihr gehandelt. Jener nutzt den Raub zu einem Genusse, der seines Lebens würdig ist, Ihr aber wagt den reinen Leib der Erkenntnis mit Euren gierigen Fingern zu beschmutzen wie ein hinfälliger Lüstling.“
De Spinozas Stimme bebt.
„Kein einziger Gedanke, den Ihr erschlichen meint, wird in Eurem Geiste Leben gewinnen. Tote Worte nur könnt Ihr stehlen! Daran sollt Ihr die Größe der Erkenntnis fühlen wie einen Fluch.
Ihr reitet kaum eine halbe Stunde hinüber. Ihr werdet die Tore noch offen finden.“
Casearius wankt in seine Kammer. Ohne Willen gürtet er den Degen um und knotet die Börse an den Riemen. Er verläßt das Haus wortlos, nur dem Befehle folgend. Im Stall der Schänke sattelt er selbst seinen Braunen.
Benediktus lehnt am Fenster. Zögernd, wie ein verschüch-

tertes Kind, schmiegt sich der Frieden wieder an seine Brust. Hufschlag, in der Ferne verloren ...
Die wilde Szene versinkt. Aus dem matten Weben des Lichtes leuchten die ehrfürchtigen Augen des neuen Freundes. Eine warme Glückswelle flutet in seine Brust zurück: das Häßliche flüchtet vor ihm, die Frommen neigen sich ihm zu.

Er konnte kaum Genügen finden, seine Anschauungen in immer härtere und erschöpfendere Form zu pressen. Goldschmiedekunst wurde sein Denken, stets neu durchglüht, stets neu durchhämmert, geprägter und gewichtiger.
Als der sanfte Kaufherr De Vries um Ostern nach Hause zurückkehrte, trug er neben Glaslinsen, deren Verkauf er besorgte, eine neue Abhandlung — „Über die Aufrichtung des Verstandes" — mit sich. Er konnte die Stunde nicht erwarten, wo er sie dem Kollegium vorlegen werde.
Adriaan und Mayer üben ihren ärztlichen Beruf in Amsterdam. Von Jarig hört man nichts. Jan Pietersz ist gestorben, nachdem er ein Traktätchen über die letzten Gottesgedanken und Gottesdinge veröffentlicht hat: ‚Gott lebt in mir, um mich und durch mich' — war der Inhalt.
Sie haben ihn dieses Schriftchens halber aus der Glaubensgemeinschaft gestoßen, er sollte auch von Enkhuizen verbannt werden. Da ist er aber in die große Verbannung gegangen, einig und treu seinem großen Gott.
„Adriaan läßt sagen, daß er mit Lodewijk zur Kirmes kommen werde. Lodewijk übersetzt Corneille und erwirbt täglich neue Freunde und Neider durch seine Gedichte. Adriaan schreibt ein Wörterbuch, das er Blumenhof nennen will, darin er dem Freimut weite Tore baut und dem Menschen das Wahrheitslicht anstecken will."
Wenn Simon von seinen Freunden spricht, leuchten seine Augen. Ihm ist es selbst versagt, an dem großen Tempelbau der Philosophie und Kunst werktätig Hand anzulegen, aber

er ist voll Freude und Ehrfurcht und sein Herz klingt mit jedem Worte.
Die liebevolle Stimme Simons tut Benediktus wohl. Es geht immer eine leise Sehnsucht mit, wenn dieser Freund Abschied nimmt.

✦

Vom Frühjahr bis zur ersten Kornfuhr hat der Hollandbauer ein hartes Leben, denn seine Söhne sind zumeist auf See. Die wenigen, die im Lande bleiben, müssen tüchtig dahinter sein. Vom Pflügen, Säen und Stecken, über Schafscheren und Flachshaspeln hinweg, bis in den reifen Herbst hinein hat der Hollandbauer ein hartes Leben.
Ist aber dann Scheune und Dach voll vom Rohstoff für die Winterarbeit, sind Wolle und Käse, Kohl und Artischocken zu gerechten Preisen an den Mann gebracht, dann will er drei lustige Tage für sich und sein Haus.
Seine starken Arme fahren fröhlich in das Sonntagswams.
Drei Tage Kirmes nach Väterbrauch! Obwohl die reformierten Kanzelherren die Nase rümpfen über das papistische Fest, ja auch hie und da ein gewürztes Wörtlein über solchen Mißstand von der Kanzel fallen lassen.
Kirmes, drei Tage nach Väterbrauch!
Und die Bäuerin flicht ihre goldgetriebene Kopfschale in das spärliche Blondhaar, faltet die flandrischen Kanten darüber und steckt Nadeln mit guldengroßen Knöpfen aus Silberdraht vor die Ohren. Ihre bauschigen Seidenröcke rauschen über die blanke Flur, in der es nach Gesottenem und Gebratenem duftet. Und auch die Mägde und Knechte gehen stattlich her. Sie sind ihrer Pflichten ledig.
Den Bauern gefallen andre Gesellen für die drei lustigen Tage, Gehilfen mit flinkeren Händen, leichteren Beinen und einem unermüdlichen Maulwerk.
Und die schwärmen ungerufen, nach altem Brauch, ins Rijns-

burger Ländchen. Sie fahren in schwankenden Zeltwägen, daraus Geschrei von Kindern und Papageien verlautet; auf den Schirmreifen hocken ängstliche Affen. Von jammerdürren Kleppern werden die luftigen Herbergen gezogen. Andere trotten hinter ihren Hundekarren in bunten Mänteln, mit struppigen Federbaretten. Die meisten schleppen, verdrossen und schweißbedeckt, mit schweren Laden und Körben auf den Rücken einher.
Aber alle werden von den Jungen und Dirnen mit Jubel begrüßt, als seien sie würdige Potentaten. Auch die Männer und Frauen sehen das fahrende Volk vergnügt, denn wie die Schwalben den Frühling, so verkündet es: drei ungebundene, frohe Tage nach eines Jahres Mühsal.

Der dritte aber ist der froheste. Das weiß Adriaan und er ist mit Lodewijk Mayer am Mittage des dritten eingetroffen.
Die Aufwärterin des Chirurgen hat vom frühen Morgen in der Mittelstube gescheuert und zurechtgerückt. Dann hat sie blankes Tischgerät aus Homans Truhen geholt und kalten Braten, duftendes Brot bereitgestellt, nebst einer hohen Kanne Weines.
Sie hat sich lange geweigert, den Quartgulden für ihren Eifer anzunehmen, denn Benediktus steht in heimlicher Verehrung bei der Alten.
Nach dem Imbiß wandeln die Freunde wohlgemut in die Festlichkeit.
Die Rijnsburger Bauern sind klug. Sie sparen ihre Kräfte. Die ersten beiden Tage haben sie wacker getafelt, doch mäßig getrunken und sind am Morgen mit leidlich hellen Köpfen erwacht.
Die Haustore stehen offen und überall ist freier Blick bis in die große Stube gelassen, wo die beladenen Tische stehen.
Jedermann kann eintreten und wird von der Hausfrau herzlich willkommen geheißen.

In den ersten beiden Tagen sammelten sich die Stüber in den Säcken des fahrenden Volkes.
Nun aber lehnt der Harlekin schläfrig am Karekiek, und sein Pudel, der mit der Geldschale im Maule aufwarten muß, solange ein Neugieriger die Geheimnisse durchs Guckloch betrachtet, streckt sich müßig in der Sonne.
Auch die italienische Komödiantentruppe macht lange Pausen. Sie hat in diesem Jahre zum ersten Male die verwunderten Augen der Rijnsburger um ihre Bretter versammelt. Pierrot und Colombine, Pantalone und Dottore haben mehr Staunen als Verständnis gefunden, und das Spiegelgefecht zwischen Fricasso und Scaramucia hat die Laune retten müssen. Immerhin, die Rijnsburger Bauern und ihre Gäste haben nicht geknausert, auch hat Vechters viel Wesens um die Komödie gemacht — nur die Künstler sind einigermaßen verstimmt.
Noch füllt sich das Zelt des Monsieur Jacques de Ponteneuve. Auch die Herren und Damen von Leiden gehen nicht daran vorbei. Auf zwei Tribünen ist Unglaubliches zu sehen. Schwertschlucken und Feuerfressen scheinen harmlose Kinderspiele gegenüber den waghalsigen Volten, die ein Musjö über ein Holzpferd schlägt, eifrig aber mit vielem Ungeschick von einem lustigen, dicken Partner nachgeahmt. Hoch unter dem Zeltdache tänzelt ein schwarzlockiges Mägdlein auf einem Seile und blickt lächelnd auf die andre Tribüne hinüber, wo ein Rudel Affen zu den Fiedelstreichen eines täppischen Tänzers Possen reißt.
Neben dem Zelte des Monsieur de Ponteneuve ragt ein kleines Gerüst für einen großen Mann; groß zwar nicht an Gestalt, aber an Bedeutung.
Er schlägt von Zeit zu Zeit auf eine chinesische Metalltrommel, wirft sich in Positur, läßt die kleinen, stechendschwarzen Äuglein über die Hörer blitzen und beginnt mit widerlicher Stimme:

„Messieurs — ich übertreibe nicht — ich stamme von edlem Geblüte:
Der Wunderdoktor Äskulap, wie meine Mutter sagt, hatte die Güte
Der Gründer meines Stamms zu sein. Und Hippokrates war —
Ihr kennt ja alle den hochberühmten Mann — mein Ur-Urgroßvater gar.
Wer solcher Ahnen sich erfreut, Messieurs, das werden sie billig nennen,
Der hat alle Weisheit in den Adern und braucht nicht erst von Buch zu Buch zu rennen.
Und dennoch hab' ich alte, vermoderte Schwarten aus Babylons Zeit beschaut
Und vermittels dunkler Zahlengeheimnisse ein Elixier — ein Lebenselixier gebraut.
Alle Gedanken- und Leibespein
Geht da hinein.
Ich habe an Fürstenhöfen allerhöchstpeinliches Reißen,
Zwacken und Beißen,
Zucken und Ziehen
Ohne sonderliche Mühen
Durch meine wundersame, symbolische Elixier behoben:
Das zeugen allhie die Testimonien, gesiegelt und gemerkt, die meine Medizinen loben!"

Der langbeinige Famulus lächelt überlegen; streicht den breiten Rotbart, hebt seine verschlafenen Augenlieder und läßt dann ein Fläschchen grünschillernden Saftes vor den Augen der Kauflustigen tanzen.

„Warum die guten Bauern solcherlei Unnatur drei Tage lang ertragen," fragt Adriaan.

„Ich halte sie doch für wahrhaft Genießende," entgegnet Mayer. „Das Völlern und die Staatskleider werden darüber zu gewöhnlichen Dingen."

Adriaan drängt aus den engen Gassen ins Freie. Dort blüht die Kirmes, der dritte Tag.
Rijnsburg und seine Gäste ziehen am dritten Nachmittage hinaus.
Dudelsack und Geige, Brummbaß und Flöte kommen nicht zur Ruhe.
Über dem Vliet ist ein Seil gespannt. Davon baumelt, an den Füßen gebunden, flügelschlagend, die fette Gans, mitten über dem Vliet. Hurtig geführte Kähne huschen drunter hin, und auf dem Trittbrett, das aus jedem Kahn hinaushängt, steht ein Knecht im Hemde. Der lugt scharf auf die Gans. Seine rechte Hand ist griffbereit gespannt. Zwei kräftige Ruderschläge, der Kahn biegt fußbreit zur Seite, die Gans schreit auf und zuckt mit dem Hals zurück, der Griff geht in die Luft, und der Knecht liegt platschend im Wasser. Er arbeitet sich mühsam heraus und das Ufer zittert vom Gelächter. Ein Kahn nach dem andern gleitet unter der Gans hin, bis allen Fängern die triefenden Hemden am Leibe kleben. Endlich faßt einer den Kopf des müden Vogels. Ein kräftiger Ruck, das Gansgenick ist gerissen. Der Sieger schwingt den blutenden Vogelkopf und hat viel Lob und einen fetten Braten für sein nasses Hemd.
Jenseits der Scheune, in der die tüchtigen Sohlen stampfen bei Dudelsack, Geige, Brummbaß und Flöte, donnern die Katzenknüppel.
An einer langen Rute baumelt der Preis: ein silberner Messergriff.
Zehn Klafter von der Marke ist eine Tonne mit offenem Deckel zwischen starke Pfosten gehängt. Drin hockt die Katz.
Die Bauern schwingen mächtige Knüppel und lassen sie an die hallenden Dauben sausen, daß die Tonne zu taumeln beginnt wie eine Glocke. Die Katze verkrallt sich immer fester in ihr schwankendes, dröhnendes Gefängnis. Wenn die Tonne hoch fliegt, kann man die leuchtenden Augen sehen. Sie brauchte

nur einen kühnen Sprung zu wagen und wäre aus der ärgsten Not, der Knüppel, der ihr den Mut zum Freiheitssprunge einjagt, hätte den Preis gewonnen, aber sie verkrallt sich und erwartet fauchend das Äußerste.
Das ärgert die Bauern. Sie haben alle ihren Gewinnanteil bezahlt und dem Sieger sind von jedem vier Kannen versprochen.
Ein Reifen schwirrt von der Tonne. Doch die Katz sitzt fest. Eine Daube bricht ein, die Katze schreit kläglich auf, aber sie wagt den Sprung nicht. Da ergreift Volkert Danes den stärksten Knüppel. Krachend zersplittert die Tonne. Die Katze liegt mit zermalmtem Schädel auf der Erde, und die Jungen, die schon gelauert haben, sie wieder einzufangen — der sie bringt, kriegt eine Kanne Bier — kommen um ihre Katz. Volkert steckt den Messergriff ein.
Die drei Freunde entwinden sich dem Gewühle. Mayer will noch vor Abend im Löwen zu Leiden sein.
Adriaan bleibt stehen. Er reicht Mayer die Hand.
„Lieber Freund, wartet im Löwen, bis ich nachkomme — morgen. Für heut fahrt wohl, steifnackige Doktorwürde und bleichsüchtige Gelehrsamkeit! Ich will mich sattrinken an der Bauernlust, Leben trinken wie Josuas Erwählte mit den Lippen am Quell und ohne kunstfertige Mittel. Zu Euch, De Spinoza, komme ich noch."
Damit verschwindet Adriaan unter den Bauern.
„Er wird nimmer kalt. Nirgends hat er genug. De Spinoza, wenn Ihr lesen werdet, wessen er sich in seinem Blumhof erkühnt, so werdet selbst Ihr erstaunen."
Sie wandern gegen Leiden, Endegeest scheint ausgestorben. — Für Adriaan ist an einer vollbesetzten Bank noch ein Platz zurechtgerückt worden. Er hat ein Dutzend Flaschen aufsetzen lassen.
Die Männer erlassen sich die Mühe, den Wein zu schenken, sie schütten ihn aus dem Flaschenhals gleich in den Schlund.

Während sie singen, entwinden ihnen die Weibsleute die Flaschen, um ihre Becher zu füllen.
Aus allen Gesichtern sprüht dunkleres Feuer, und gläsern erstarren die Augen.
Eine Dirne faßt Adriaan an der Schulter und lallt. Sie will mit dem Stadtherrn tanzen, denn ihr Bursche wird träge.
Die weite Scheunentenne ist zu klein. Über ihr wallt heißer Qualm, erstickend, trotzdem die Tore offen stehen. Die Paare müssen sich eng umklammern, sonst werden sie auseinander gedrängt. Sie walzen an den Toren vorbei und treiben den dunklen Winkeln zu. Dort stockt die Bewegung. Die nassen Wangen schmiegen sich aneinander und die stürmenden Brustkästen pressen einander.
Die Augen glimmen.
Adriaan atmet auf, als er das Freie gewinnt. Seine Tänzerin hat sich an einen anderen gehängt.
Er geht zum Tisch zurück. Der Bursche, dessen Dirne ihn wegzog, tölpelt ihn an, gibt sich aber mit einer frischen Kanne zufrieden.
Die Bauern scheinen ermuntert. Von allen Seiten trinken sie ihm zu: möchten sehen, ob die großmäuligen Amstelbürger auch was vertrügen!
Adriaan läßt neue Flaschen anfahren, desgleichen die Bauern. Werden sich nicht spotten lassen, die reichen Rijnsburger, von so einem Stadtmaul!
Die Frauen trinken um die Wette mit. Bald fließt der Tisch über. Adriaan weiß die Ehre der Amsteljungfrau zu wahren.
Die Männer werden allmählich matt. Ihre Hände sinken laß aus den Brusttüchern und von den prallen Hüften ihrer Nachbarinnen. Die meisten nicken über der tropfenden Tischplatte ein noch ehe der Tag erloschen ist.
Die Frauen und Mägde halten besser stand. Sie zechen vorsichtig und verlachen den halben Rausch.
Die Kinder schlafen betrunken im Grase.

Dann wecken die Windlichter ein Gefunkel in den stumpfen Augen. Von allen Seiten blitzen bewundernde und begehrliche Blicke auf Adriaan hin. Ihre tapfersten Männer haben es aufgegeben, ihn unter den Tisch zu trinken.
Er singt den Rijnsburger Frauen neue Lieder, er erntet unmäßiges Gelächter für seine Scherze.
Die zarten Dirnlein seufzen, wenn sein Auge sie streift.
Er ist unerschöpflich. Gleich der Blume eines schweren Weines entströmt ihm unbändige Lebenslust und hüllt alle in seine Trunkenheit — er rafft alle mit sich, wie ein Sturm den Regen fälliger Blüten.
Wenn er lacht, jauchzen sie; flicht er ein trauriges Liedchen ein, zerfließen sie in Tränen; stimmt er ein Trinklied an, so meinen sie zu verdürsten — und seine Liebeslieder machen sie alle zittern.

Adriaan findet Benediktus schon am frühen Morgen vor der Schleifbank.
„Wo habt Ihr geschlafen?“
„Unter einem Scheunendach, im Heu.“
„Die Kammer war für Euch bereitgehalten.“
Adriaan lacht hell auf und streckt seinen kraftvollen Körper im Wohlgefühl der Erinnerung.
„O Meister Benediktus! So starke, sonnenbraune Nacken und Arme, so milchweiße Brüste blühen hier zu Lande! Wie seid Ihr zu beneiden!“
Benediktus beugt sich errötend über die Schleifarbeit.
„Ich muß Euch bekennen, Adriaan, ich habe derlei wenig gesucht, obgleich ich im dritten Jahre hier verweile.“
Adriaan wischt einigermaßen verlegen mit den roten Händen über Stirn und Wangen.
„Ihr ruft mich beizeiten zur Vernunft. Immerhin, nun kann ich beruhigt heimreisen, durchlüftet an Leib und Seele. Bald werde ich mit meinem Blumhof unter Eure Augen treten.“

„Mayer hat mir erzählt.“
„Der fürchtet sich jetzt schon vor dem Buche.“
„Verzeiht, Adriaan — Ihr müßt Eure Kraft an die Zügel führen.“
„Das sagt Ihr mir? Der freieste Geist in den Niederlanden? Ich kann mich nicht zwingen, bin kein Leisetreter.“
„Doch, Adriaan, die Wahrheit hat leise Sohlen. Wünscht Ihr mit Katzenknüppeln gegen den Wahn loszuziehen? Er wird Euch sicher entwischen, und Ihr werdet nur Empörung ernten.“
„Ich will ihn samt seiner hallenden Tonne zerschlagen. Wie Volkert Danes! — Ihr habt mir einmal ein Wort gesagt, Meister, das ist mir tief ins Herz gedrungen: ‚Nur die Religion ist wahr, zu der sich alle Menschen bekennen.‘ Wollt Ihr mir nun verwehren, wider das zu kämpfen, was eine Konfession von der Religion scheidet. Ihr würdet an Eurer eigenen Lehre verzweifeln.“
„Meine Lehre sucht keine Konfession, meine Lehre ist Erkenntnis. Kein Baumeister bin ich, der Dogmensteine aufeinander setzt, um ein Gefängnis zu vollenden, darin die Seelen schmachten, sondern ein Enthüller. Der große Wahrheitsbau steht seit Ewigkeit. Wir können der Gott-Natur nichts nehmen und nichts hinzufügen. Auch der Wahn ist notwendig und hat seine Zeit. Von innen, aus dem eignen Selbst heraus muß sich das höhere Leben entwirken.
Adriaan, wessen bedürfen wir mehr, als daß wir den Wahrheitsweg vorauswandern. Sie müssen einst alle folgen, denn in ihnen allen lebt Gott.
Daß sie des noch nicht bewußt sind, nicht bewußt sein können, schafft uns kein Recht, sie ihrem Glauben zu entreißen. Sie würden sich nur selbst verlieren und an der Liebe sündig werden.“
Aber Adriaans Stirne verdüstert sich unwillig.
„So kann ich Euch nicht hören, Meister — heute noch nicht. Wir stehen auf der Höhe unserer Mannheit. Mir glüht der

Flammberg in den Händen. Ich kann nicht anders, ich muß zuſchlagen!“

„So tut, was Ihr allein verantwortet. Es wäre Vermeſſenheit, wenn ich gegen Eure Natur ankämpfte. Wir vermögen beide nichts wider uns ſelbſt.“

Im Winter wurde Benediktus von einem hitzigen Bluthuſten befallen.

Täglich humpelte Homan die Holzſtaffeln hinab, ſeine Schnepper und Binden unter dem Arme. Aber der Kranke war nicht von der Heilſamkeit der edlen Schröpfkunſt zu überzeugen trotz der Begeiſterung des Chirurgen.

De Vries ſcheute die Winterunbill nicht, beſuchte den Freund und brachte von Koerbagh Ratſchläge und eine Konfitüre aus Roſenblättern, die Benediktus einige Erleichterung zu bereiten ſchien.

Die Freunde hatten beſchloſſen, ihren Meiſter aus der feuchten, ebenerdigen Wohnung des Homan-Hauſes zu bringen, und Benediktus fügte ſich ihrem Rate. Das umſo lieber, als der geheimnisvolle Ruf, den er in Leiden genoß, ihm vielen, läſtigen Beſuch brachte.

Er wünſchte zwar die Nähe einer großen Stadt, daß die Ereigniſſe der Zeit nicht unerkannt an ihm vorüberzögen, aber Amſterdam wollte er meiden. Er mußte mit dem Heller rechnen.

De Vries riet Voorburg beim Haag, dort kannte er wackre Leute.

Und im April führte Benediktus ſeine geringe Habe nach Voorburg in zwei luftige Manſarden des Malers Daniel Tydemann.

Homan hatte zunächſt im Grimme über die Treuloſigkeit ſeines Schachpartners die Tür vor ihm verſchloſſen, ſodaß etliche Sonntage vor dem Umzuge das Spieltiſchchen in der Fenſterniſche unbenutzt ſtand.

Erſt als der Wagen vollbepackt vor der Haustüre harrte, ſtieg der wacklige Alte hernieder und umarmte unter vielen Tränen ſeinen ſcheidenden Hausgenoſſen. Auch Van der Rodde und andere Kollegiantenbrüder kargten nicht mit herzlichen Worten und Händedrücken.

Benediktus war nach seiner Übersiedlung einige Wochen in Amsterdam gewesen. Seine Begründung der Cartesianischen Lehre lag unter der Presse des Jan Rieuwertsz am „Dirk van Assensteg", von wo aus über die ganze Geisteswelt Freigeisterei ging. Lodewijk Mayer hatte ein Vorwort geschrieben und Johannes Bouwmeester pries in einem Geleitgedicht die Ebenbürtigkeit Spinozas und Descartes.

Das Kollegium der Spinoza-Freunde war gewachsen wie ein gesunder Wurzelstock, der nach allen Seiten hin kräftige Triebe streckt.

Im Singelhause war ihm zu Ehren ein Fest gegeben worden. Doch Benediktus fühlte sich vereinsamt. All die vielen neuen Freunde beunruhigten sein Gewissen. Die Amstelstadt schien ihm einem gefallsüchtigen, alternden Weibe gleich, das Wert und Unwert mit der Schmutzschale der Schmeichelei mißt.

Aber er trug auch die stolzeste Gewißheit mit sich in die Voorburger Stille: seine Lehre hatte nährenden Boden gefunden, sein Name erfüllte die Verheißung.

Der kühne Plan lag geometrisch scharf gerissen vor seinen Augen. Der Grund aber, auf dem sich seine „Ethik" hob, war wohl das frühe Sehnsuchtsland. Er sah es voll staunender Freude, daß er mit Kindessohlen schon das heilige Land betreten hatte, als es ihm fern noch und verschleiert erschien.

Während die gelehrten Theologen, die Coccejaner zu Leiden und die Voëtianer zu Utrecht, einander um Descartes und der Konfession willen in den Puderperücken lagen, war

im Rijnsburger Ländchen der große Gott Giordano Brunos aus seinem Geheimnisdunkel getreten und hatte sein Herz dem Liebesbrande eines Brillenschleifers geöffnet: ‚Sie mögen um den bunten Rock würfeln, darin ich ihnen nahe. Du hast mich gesehen, Benediktus, mit den Augen meiner liebsten Seher. Sei gesegnet, du mein Sohn.‘
Heilige Stunden, die über Voorburg schwebten und sich an den Mansardenfenstern des Tydemannschen Hauses niederließen mit Engelsflügeln!
Benediktus bereitet den Menschen den Gottesweg, der sie aus allem Glaubenswirrsal führt und sie des ewigen Lebens teilhaftig macht.
Allein nur wenige Menschen folgen ihm, wenngleich diese wenigen zu den besten ihrer Zeit gehören.
Mit Oldenburg steht er in regem Briefwechsel. Das Amsterdamer Kollegium weiß in steter Verbindung mit ihm zu bleiben. Die Freigeister des Haags suchen das Tydemannsche Haus, zumal die Darstellung der Cartesianischen Prinzipien auch im Auslande immer weitere Verbreitung findet. Kein reisender Gelehrter unterläßt den halbstündigen Weg vom Haag nach Voorburg, um den merkwürdigen Glasschleifer kennen zu lernen.
Trotz alledem ist Voorburg über den vielbesuchten Gast wenig erfreut und Meister Tydemann hat manche Anfechtung seines Freimutes zu bestehen und häufigen Gewissensfragen gerecht zu werden.

Siech bist du Holland!
Wohl herrschen deine Schiffe über die Meere, und Üppigkeit des Friedens lagert sich um deine Glieder, siech bist du dennoch: dein Hirn streitet gegen dein Herz, und dein Blut rauscht wider die Kraft deiner Nerven.
Der Haag ist dein Kopf und Jan de Witt dein lauschender, spähender Sinn.

Amsterdam ist dein Herz. Und sein Volk ist ein Gleichnis für Hollands Volk, für Hollands Blut, für dessen Sehnsucht.
Zwar stehen die Regenten und Häupter zur Art Jans de Witt, der Republik und Geistesfreiheit nachhängend, doch dein Blut, Holland, brandet unmutig gegen die Kraft deiner Nerven.
Ungeduldig blickt das Volk auf den vierzehnjährigen Oranierprinzen, allezeit bereit, für den stillen, blassen Knaben die höchsten Würden zu fordern, und von den Prädikanten zu stetem Unfrieden verhetzt.
Zehn Jahre hat der Ratspensionär gegen Mißtrauen, Unwillen und unzeitige Wünsche gekämpft. Noch steht er auf dem Gipfel seiner Kraft, allein die Könige Europas lauschen gierig dem alten Hader in Hollands üppigem Leibe.
Comte d'Estrades ist von dem Sonnenkönig abgesandt, die Handelsrepublik zu durchspüren, und der ehrsüchtige Stuart hat die Wohltaten Hollands vergessen, immer heftigere Gelüste schwellen in ihm. Aber noch scheuen alle den Blick Jans de Witt.

Und Furcht und Grauen webt über Hollands Herzen das Spinnennetz: aus allen Offizinen quellen Pamphlete und Flugblätter, die den Weltuntergang verkünden. Die Astrologen haben eine fürchterliche Konjunktion der Planeten im Zeichen des Schützen berechnet.
Über ganz Holland legt sich die Herzensbangigkeit. Dagegen kämpfen die Regenten vergebens. Die Prädikanten erläutern in überfüllten Kirchen die apokalyptischen Bücher.
Mit doppelter Scheu betritt man die Judenbuurt. Daß die Juden mit dem Weltende in naher Verbindung stehen, ist nicht zu bezweifeln. Aus der Levante bringen Kauffahrer die Nachricht, daß sich die Kinder Israels um einen Sabbatai Zevi sammeln. Väter und Brüder schreiben ihren Familien in der Judenbuurt unter Beschwörungen, alle Habe zu ver-

äußern und zu kommen: ‚Der Messias lockert das Schwert in der Scheide! Das Reich ist nicht mehr ferne!‘ Brennender Sehnsucht voll, bestürmen die Juden jeden Levantefahrer um ihre Briefschaften. Eine neue Kunde wird im Triumph nach Beth Israel getragen und öffentlich verlesen. Chacham Manasse und Rabbi Isaak Naar predigen den Auszug; ihre begeisterten Hörer drängen sich noch vor den offenen Tempeltüren.
Oft geschieht es um Mitternacht, wenn die Judenbuurt in tiefem Schlafe liegt, daß Männer von Tür zu Tür laufen und die Gemeinde aus den Betten pochen: ‚Eilt! Eilet, der Herr ist nahe herbeigekommen!‘ Und sie lassen nicht auf sich warten. Bald hallen von der Houtgracht her inbrünstige Buß- und Jubelgesänge über die schlafende Amstelstadt hin.
Auf dem Titel der Judenbücher steht: ‚Im ersten Jahre des Messias.‘

Eine goldbetreßte Karosse, von vier Rappen in klingendem Silbergeschirr gezogen, fährt durch das Reguliertor in Amsterdam ein. Ihr folgen einige hochbeladene Karren und buntlivrierte Läufer mit Schellenmützen schreien voraus: „Platz! Platz für die Exzellenz Franzisco Borri!“
In der Warmmußgasse hält der stattliche Zug vor einem der Häuser, die, als die Kaisersgracht noch nicht bestand, der Stolz der Amstel gewesen waren. Die Menschen drängen zu dem Wagenschlage, den ein Neger unter tiefer Verbeugung aufreißt. Ein hagerer Herr in den vierziger Jahren mit starken Brauen und langen, schwarzen Locken steigt aus. Er hält den Degen, dessen Griff von edlen Steinen funkelt, weihevoll vor sich, und die beiden Läufer knien nieder, während die Exzellenz mit dem Degen das Kreuzeszeichen schlägt.
Bald steht Franzisco Borri inmitten aller Neugier. Aber wenigen gelingt es, Eintritt in sein Haus zu gewinnen. Nur

den hervorragendsten und reichsten Bürgern und Edelleuten.
Nachts kann man durch die dicken, gepreßten Scheiben der Flurfenster das alchimistische Feuer glühen sehen, ein fremdländischer Wohlgeruch strömt durch die Türritzen, und dem Schornsteine entquellen zuweilen grüne und blaue Wolken. Man weiß, die Exzellenz ist dem Stein der Weisen nahe.
Am Sonntage zeigt sich die Exzellenz. In wallendem Mantel, köstlich behängt, den schweren Degen an der Seite schreitet sie voll Würde über den Dam, gefolgt von einem Zwerge und dem Mohren, die beide dicke Gesangbücher tragen. Die Exzellenz dankt keinem Gruß. Mit gesenkten Lidern geht sie stracks auf die Neue-Kirch zu und dort liegt sie in heißem Gebete und lauscht mit verklärten Blicken den Worten des Prädikanten.
Man hört von wunderbaren Kuren. Die Geheilten preisen Borri, schon um den fürstlichen Lohn zu nennen, den er fordert und erhält. Der Kredit der begnadeten Kranken steigt. Nur wenige vornehme Amstelbürger können das sagenvolle Haus in der Warmmußgasse vermeiden, ohne an ihrem Rufe Schaden zu nehmen.
Und die Exzellenz macht die Göttlichkeit ihrer Sendung glaubhaft. Bei den Kuren wirkt der heilige Degen das Wunder. Wer Mißtrauen hegt, braucht nur in die düstere Studierstube geführt zu werden, wo ein fauchender Leopard an einer langen Kette liegt. Vor dem Kreuzeszeichen des Degengriffs weicht die Bestie scheu in einem Winkel und läßt sich von der Exzellenz in den schrecklichen Rachen greifen.

Die Zeit der gefürchteten Konjunktion ist unaufhaltsam nahe gekommen. Die Dezembernacht, in der das Firmament unter dem Schall der Gerichtsposaunen zu bersten, und die Erde zu zerschellen droht, findet Amsterdam in starrer Ruhe. Nur

die Judenbuurt erstrahlt von tausend Kerzen und Beth Israel erklingt.
Das Spinoza-Kolleg ist im Hause Mayers versammelt. Die ersten beiden Bücher der „Ethik" gehen von Hand zu Hand. Jeder Freund liest einen Satz, dann folgen die Erläuterungsversuche, bis alle über den Inhalt einig sind.
Sonst lebt in keinem Hause ein Lichtschein. Schwarz, schwer und schweigend hängt die Nacht nieder. Die Amstelbürger liegen mit offenen Augen auf ihren Kissen. Mann und Frau lauschen dem Glockenspiel der Türme, Hand in Hand, treulich umschlungen. Manch stumme Versöhnung wird in diesen Stunden vollzogen, manch gelockerter Treubund aufs neue befestigt: du und ich, wir gehören ja zueinander, mag uns auch des Lebens Wirrnis jeweils zerworfen haben, du und ich, wir gehören doch zueinander.
Und auch der Glockenchoral der bängsten Stunde verhallt. Die Amstelbürger sitzen in ihren Betten auf und lauschen ungläubig, doch ihr Atem hebt sich, ihre Hände und Arme lösen sich.
Ein neuer Choral, und ein zweiter, ein dritter — immer im altgewohnten Maß und Klang.
Seit Jahren haben die Amstelbürger vergessen, auf den schlichten, rührenden Gesang ihrer Glockentürme zu lauschen. In dieser Nacht aber sinkt er zu ihnen nieder wie eine Gotteshuld voll unerschöpflicher Liebe und Zärtlichkeit.
Die Gassen werden lebendig, weit vor dem Morgengrauen. Mann und Frau drängen ins Freie. Sie schütteln einander die Hände und umarmen einander. Sie schwenken grüßend ihre Laternen von Ufer zu Ufer.
Vor des Glockenkünstlers Hämoni Werkstatt auf der Herrengracht staut sich die Menge und singt frohe Lieder zu Ehren des Meisters.
Aber am Tage findet Amsterdam sein Gelächter wieder. Hundertfältiger Hohn fällt über die Flugblätter des Weltunter-

ganges. Und wo ein Jude geht, stößt man ihn an: ‚Wo ist der Messias geblieben?‘
Auch die Exzellenz in der Warmmußgasse geht nicht leer aus, und mancher muß die kostspielige Freundschaft zum anderen Male mit Spott bezahlen.
Aber die Hand der Prädikanten ist doch zu lange auf dem Herzen Hollands gelegen, ist auch das Spinnennetz der Angst gesprengt.
Jan Zoet bleibt nicht der einzige, der noch lange nach der bangen Dezembernacht schwermütige Lieder singt, zur Herzenseinkehr ruft und davor warnt, den Judenmessias zu verhöhnen.
Im Frühjahr liegt über den Nachthimmel solche Helligkeit gebreitet, daß die Sterne verdunkelt werden. Vielleicht sieht der bekehrte Sünder Jan Zoet mit Prophetenaugen, und die Prädikanten, die Feuer und Schwefel auf das Amstelgomorrha herniederweissagen, behalten recht.
Das Verderben schlummert in Hollands Herzen. Fürchterlich ist sein Erwachen.
Aus den dumpfen Winkeln der Achterbuurten, wo die moosigen Dachfirste so nahe zueinander neigen, daß man die Pfeife am Nachbarfenster ausklopfen kann, kriecht das Verderben.
Es ist in Fäulnis und Unrat der Armenhöhlen großgemästet und hat seinen Wurmleib im unversieglichen Moraste der Gosse gewälzt. Nun gleitet es langsam in die breiten Gassen und bläst den Gifthauch durch die Tore der Wohlhabenden. Es rollt über die Ufer und verdirbt das Wasser, daß die Schiffer hinsinken. Es schiebt sich fraßgierig über die Kaisers- und Herrengracht und durchjaucht die Paläste der Reichen.
Kein Haus bleibt verschont. Überall hängen die Grablaternen an den Pfosten. Nirgends ein Laut der Freude, überall verweinte, schreckensblasse Gesichter. Und die Totenglocken

wimmern ohne Ende. Die Friedhöfe quellen, berstend voll. In den Gräbern liegen die Särge hoch übereinandergestapelt.

Sie bieten die Hand nicht mehr zum Gruß; der Tod kann an den Fingern des Freundes hängen. Die Eltern verwehren ihren Kleinen die Lippen; sie fürchten, dem eigenen Blute Pestilenz zu spenden. Die Gatten schaudern voreinander. Denn das Sterben geschieht warnungslos.

Wer den vollen Becher zum Munde führt, ist des letzten Schluckes nicht mehr gewiß. Als seien sie vom Wetter geschlagen, sinken sie gurgelnd hin, und alle, die sie sehen, fliehen vor den krampfenden Körpern. Wenige Stunden, man wirft die pestschwarzen Leichname in die Kalkkisten.

Zwei Jahre wütet das Verderben, und es wird kein Ende. Es scheint erst auf seinen Gipfel gelangt. Die Toten können nicht mehr in den Kirchhöfen ihres Staubes harren. Man führt sie hinaus und schüttet sie in die Pestgrube, so wie man sie eben auf der Straße, in den Kirchen, in den Tavernen, im Kaufhause aufgelesen hat.

Wer trägt die Schuld?

Die Antwort liegt den meisten auf der Zunge und vielen frißt sie im Herzen, wie ein ererbter Groll. Jan de Witt trägt die Schuld und die Freigeister, die Atheisten, die Spötter! Gott muß seine Rute auf ein Land fallen lassen, das solches Regiment duldet. Die Pamphlete richten sich immer heftiger gegen den Ratspensionär. Doch der ist seiner Regenten sicher. Als die verhetzten Orangisten seine Person zu besudeln beginnen, hebt er ihre Offizinen auf und drosselt die Presse durch scharfe Zensur.

Aber der Groll liegt allzutief.

Handel, Schiffahrt und Handwerk verlottern.

An den Schwellen des Spinoza-Kollegiums ist der schwarze Tod nicht vorübergegangen. Im Winter des zweiten Jahres war Mayers Mutter gestorben, und im Frühjahr schreibt

Simon seinem Voorburger Freund und Lehrer, daß Frans Josten, der Bruder, dessen Eheweib und bald darauf auch seine Mutter hingerafft worden seien. Nur mit Mühe habe er ihren teuren Leichnam aus den Händen der Schinderknechte retten können und sie neben dem Vater in der Noorder-Kirch begraben.

Auch Meutje Ka liegt in der Pestgrube unter den vielen. Ihr Herz war weit früher gebrochen. Die Pest hat sie nur erlöst. Ihre Lebenshoffnung war zerschellt. Johannes lebt in Rom. Er hat dem Väterglauben abgeschworen und ist Papist geworden, ein Kuttenträger.

Als der Kaufherr die Kunde davon erhielt, ist er zusammengebrochen. Meutje Ka hat den Schlagflüssigen unter Qual und Bitternis gepflegt. Vor seinem Tode noch hat er sie um des Sohnes willen beschuldigt.

Bald darauf hat sie der schwarze Engel in die Arme genommen.

Ein stürmischer Frühling. Springfluten, die den Deich gefährden, die Pest, der Unwille des Volkes und jenseits des Kanals die lauernde Begier Karls II.
Christian Huyghens hat ungeduldig nach längst bestellten Linsen gefragt, und Benediktus ist trotz des drohenden Himmels in den Haag hinübergewandert, um den Gelehrten nicht länger warten zu lassen.
Das Wetter hält ihn seit einigen Tagen zurück. Kein Gefährt war für den kurzen Weg nach Voorburg käuflich. An eine Fußwanderung war nicht zu denken.
Benediktus läßt die Hand mit der Trauerbotschaft Simons sinken. Er weiß, wie sehr De Vries die Mutter liebte, wie glücklich sie beieinander hausten, die Mutter und der heimgebliebene Sohn.
Der Himmel hat sich erhellt, der Sturm flaut ermattet ab und die Straße zeigt Menschen. Benediktus verläßt traurig das Haus von Tydemanns Bruder, bei dem er im Haag abzusteigen gewohnt ist.
Er wandert hinaus in das Haager Vorholz, den Lindenwald aus Kaiser Karls Zeit mit den stolzen Promenaden, und durchquert dann seewärts den schütteren Eichenhain; krüppelhafte Bäumchen, deren Zweige sich schutzflehend landein recken gegen die Baumriesen des Haager Busches.
Die Sonne streckt durch die Risse der Wolkentrift Jacobsleitern zu den sanften Scheveninger Dünen nieder.
Ein hochgewachsener Herr überholt den Philosophen mit weitgreifenden Schritten. Sein schwarzer Mantel bauscht

sich und im Federschmuck seines Hutes wirbeln die Fiedern. Der Nacken ist gegen den Seewind gebeugt.
Benediktus folgt unwillkürlich schneller.
Deutlicher schwillt die Stimme des Meeres. Das zähe Dünengras rauscht um die Knöchel. Aus den Giebeln der steilen, filzigen Hüttendächer mischt sich Torfqualm in den salzschweren Meeresatem.
Noch weit draußen, auf hoher See, blitzen die Schaumkronen.
Von dort her jagen die Wogen an den Strand, eine die andere mit klaffendem Schlunde hetzend, jede Verfolgerin eine Verfolgte, bis sie nach unzähligem Ducken und Türmen den Boden fühlt. Im Urhasse schwillt ihre letzte Kraft, sie vergißt den hastigen Eifer ihrer Schwestern. Vor dem trägen Erbfeinde bäumt sie sich wütend, sperrt ihren Rachen voll gieriger Ungeduld, höher und höher, fletscht die weißen Schaumzähne, das Land, das prahlende Land zu verschlingen. Ihr Lippenrand steht einen Herzschlag zitternd still — da stößt ihr die neidische Schwester ins Genick. Unter Dröhnen und Ächzen rollt sie zu Boden und schiebt, an der glatten Brust des Feindes ersterbend, einen gurgelnden, grünen Fächer, dessen Rund von glitzernden, weißen Spitzen umsäumt ist, aufwärtsgleitend in den Sand.
Der schwarzgekleidete Herr ist dem Strande entlang gegangen und steht unweit.
Von Benediktus ist die Trauer gewichen, seine Augen erglühen in ruhigem Licht.
Zwei stolze Weiten hat die Natur gespannt.
Vor ihnen löst sich die Stimme der letzten Menschensehnsucht: Sternhimmel und Strand. Sie tragen die letzten Gleichnisse.
An ihrer Herrlichkeit wird der Sänger zum Philosophen, und der Philosoph erbebt in Liebe.
Meergleich umwallt und bestürmt die Seele ihr stetes Fundament und überwirft den starken Körper mit Leidenschafts-

schaum und Erkenntnisperlen, unerschöpflich, unergründlich, doch lebensvoll und überwältigend — so wie die Lichtgarben der Sterne, die den schwarzen Leib der Nacht durchfluten.
Licht und Raum, Seele und Leib, Meerflut und Erde!
Der Kavalier eilt heran, rufend und lebhaft in die Wellen weisend. Benediktus geht ihm entgegen.
„Seht, Mijnheer, den Arm ... und jetzt Kopf und Arm!"
Benediktus läuft in eine Fischerhütte. Ein Alter und ein Junger folgen ihm, während die Weiber zu den Nachbarn rennen.
Dann waten sie in ihren hohen Stiefeln mit Enterhaken und Lotleinen hinaus. Alle folgen ehrfürchtig den Weisungen des Kavaliers.
Endlich fassen sie den Leichnam. Sie legen ihn auf eine Bahre.
Benediktus und der Unbekannte folgen bis zur Kapelle oben auf dem Dünengipfel.
Dann gehen sie schweigend über den Dünenkamm.
Die Sonne läßt die Wolken flammen wie brennende Kastelle, und auf dem Meere liegt der rosige Hauch von Pfirsichblüten.
Der Schlanke verharrt und streckt seinen Arm gegen die See.
„Gleicht sie nicht der Seele unseres Volkes? Was ist ihr das Opfer eines Lebens, mag es auch seine beste Kraft und Liebe ihr gespendet haben. Alles reißt sie an sich. Und für die völlige Hingabe zahlt sie mit einer mörderischen Laune. Ihre Wellenkronen bleiben doch Majestät, erglühend unter der Glaubenssonne, und ihre Wellensohlen zerwühlen mutwillig den Freiheitsgrund, das feste Bollwerk, wofür die früheren Geschlechter gestorben sind. Aber dennoch liegt in ihr alle Schönheit!
Muß es einen Staatsmann nicht mit kühner Lust erfüllen, solch ein Volk zu führen?"
„Wenn dieser Staatsmann einem Jan de Witt gleicht," antwortete Benediktus, ohne seinen Blick vom Meer zu heben.

Eine eigentümliche Erregung hat ihn erfaßt. In seinem Begleiter waren Gedanken erwacht, die den seinen so nahe standen wie Geschwister. So einig ist die Gott-Natur.
Er bemerkt nicht, daß der Begleiter befremdet zurück tritt, daß ein abweisender Zug das vordem lebenswarme Gesicht erhärtet.
Als Benediktus nach einigem Schweigen in die strengen Augen aufblickt, schreckt er betroffen aus seiner Versunkenheit.
„War meine Zustimmung verletzend, Mijnheer?"
„Ich hielt Euch für einen Fremden."
Der Kavalier langt nach dem Hute.
„Nehmt meine Entschuldigung, obgleich ich Eure Beweggründe, mir zu zürnen, nicht kenne."
Der Unbekannte lauscht auf.
„Ich wohne allerdings nicht im Haag."
Der Herr errötet leicht und bittet, den Rückweg gemeinsam anzutreten.
„Ich bin ein Feind der republikanischen Geschlechterpolitik Jans de Witt," fügt er bei.
„Vielleicht seid Ihr dem großen Staatsmanne innerlich zu nahe verwandt, daß sich Eure Eigenart an den äußeren Mängeln des Pensionärs erhitzt. So wie Ihr muß auch De Witt Hollands Volk beurteilen und lieben. Ihr werdet den Ratspensionär zu persönlich nehmen."
„Ihr beschuldigt mich der Urteilslosigkeit."
„Dazu kenne ich Euch zu wenig, wenngleich Ihr mir einen Schlüssel geboten habt. Ihr mögt vielleicht ungerecht sein. Auch Liebe und Begeisterung ist ungerecht. Die göttliche Natur kennt beide nicht."
„Solche Bekenntnis würden Euch die Prädikanten übel vermerken."
„Ich würde mich nicht äußern, wenn Ihr nicht vorhin bekannt hättet. Ein Freimut ist des andern wert."

Sie gehen schweigend.
„Mir sind ähnliche Ideen über Gottes Natur zu Ohren gekommen. Sie sollen von einem Brillenschleifer stammen, der durch eine Schrift über Descartes einiges Aufsehen erregt. Man sagt, daß er eine Gemeinde in Amsterdam besitze, die an seine Metaphysika glaubt."
Benediktus lächelt.
„Armer Brillenschleifer, wenn deine Freunde dir nur glauben! Am glauben, Mijnheer, stirbt die Philosophie; sie will Erkenntnis, das ist Erleben."
Sie verstummen wieder, dann beginnt der schlanke Herr von neuem.
„Ihr scheint die Lehren De Spinozas sehr zu achten, Mijnheer?"
„Ich bin dazu gezwungen."
„Allein auch die gegenwärtige Politik."
„Soweit ich sie übersehe. Jan de Witt geht auf dem großen Befreiungswege. Kein Wunder, daß jene gegen ihn eifern, deren Herrschaft der Unmündigen bedarf. Was die Niederlande groß gemacht hat: der erlösende Unwille, ein fremdes Joch weiter zu schleppen, das lebt auch im Ratspensionär. — Holland ist politisch frei erwachsen aus dem Blutopfer seiner Väter. De Witt will noch das andre, schwerere Opfer, um der anderen Freiheit willen, das der Kirche."
Der Unbekannte bleibt stehen. Seine ernsten Augen forschen gespannt im Gesichte des Philosophen.
„Meint Ihr, daß dieses Opfer gebracht werden kann?"
„Nein. Die Menge fürchtet nichts mehr als ihre Mündigkeit. Ihre Instinkte scheuen die Verantwortung."
„Ihr verurteilt Jan de Witt härter als seine Feinde. Was ist ein Staatsmann, der nach Unerreichbarem die Hände streckt! Die Geschichte kann nur ein Mitleidslächeln für ihn haben."
„Kein Staatsmann ist der Geschichte die Eroberung seines weitesten Zieles schuldig. Das gleicht nur dem fernen Pole,

darnach die Kompaßnadel zittert. — Allein De Witt wagt einer Welt, die noch unter dem Banne der Kanzel liegt, zu zeigen, daß Staat und Kirche feindlichen Blutes sind und eines Volkes Freiheit nur halb ist, solange es den geistlichen Zwang in seinem Regimente duldet. Und das, Mijnheer, wird ihm die Geschichte nicht vergessen."

„So gewährt ihr ihm den verzweifelten Ruhm einer Kassandra, indes das Volk ihn schmäht, als taste er mit üblen Händen an das Heiligtum Hollands."

„Und doch muß er sein Volk lieben wie einer, der die Seele des Volkes kennt."

Der schlanke Herr reicht seine Hand.

„Ich danke Euch! Mein Wagen wartet dort. Darf ich Euren Namen wissen?"

„Ich bin der Brillenschleifer, der über Descartes geschrieben hat."

Der Unbekannte zieht den Hut.

„Wollt ihr Jan de Witt gestatten, daß er gelegentlich an Eure Tür klopft, Mijnheer De Spinoza?"

„Ich werde ihn mit Freuden begrüßen."

Die Karosse des Ratspensionärs schwankt leicht in den Tragriemen. Sie entschwindet rasch auf der glatten Fahrbahn des Haager Busches.

Wenige Tage nach dieser Begegnung muß Van Beuningen aus Paris berichten, daß die Bemühungen Louis XIV, England friedfertig zu stimmen, fruchtlos geblieben sind. Die Kriegserklärung folgt unmittelbar.

Amsterdam stöhnt noch unter der Gottesgeißel. De Ruiter, der gefürchtete Admiral, dessen sich England an der afrikanischen Küste nicht erwehren kann, weilt fern vom Vaterland.

Unter bösen Vorzeichen sticht die Hollandflotte in See. Ein Komet, die große Hydra, steht am Himmel, seine Rute gegen das Vaterland gezückt. Die Pest schleicht an Port. Die

Admirale sind uneins. Im Kanal harrt der ruhmbedeckte Herzog von York.
An einem Junimorgen liegt das feste Briel dumpf, leblos. Alle Bürger sind an die Maasmündung gerannt. Seit Tagesanbruch brüllen die Stücke von der See her. Keine Nachricht.
Am späten Nachmittag erdröhnt ein furchtbarer Donnerschlag. Eine rote Wolke hebt sich vom Horizont. Darauf ein wütendes Feuern.
Gott helf unsern Jungen!
Der Stadtvogt sieht durch sein Fernrohr Maste. Von allen Seiten recken sich Arme, jeder will sehen. Die Maste verschwinden. Das Bangen wächst zum Fieber. Ein Segel kreuzt gegen den Seewind, Nachricht zu bringen.
Am Horizont schießt der Pulverdampf in hellen Ballen auf. Sie meinen ihn zu riechen. Dunkler Qualm mischt sich unter die hellen Wolken.
Gott helf unsern Schiffen!
Der Segler ist weit draußen und liegt eine Zeitlang still. Dann wendet er: mit vollem Winde gegen die Maas zu. Hinter ihm tauchen Maste auf. Aus brennenden Schiffsrümpfen schrauben sich Rauchsäulen in den Himmel.
Der Kundschafter legt an: „Sie kommen! Sie kommen!“
Mühsam, mit zerfetzter Takelage schwimmen die Hollandschiffe näher. Die Brieler rudern ihnen entgegen. Flüche von den hohen Achtern statt Antworten, und wilder Zornschrei von den Booten hinauf als Willkommgruß.
Wassenaar ist in die Luft geflogen mit seiner ‚Oranje‘; Kortenaar liegt im Sund. Evertsen und der junge Tromp decken den Rückzug.
Ratsboten sind eingetroffen. Ein Rumpf nach dem andern kriechen sie in den festen Hafen, ein kläglicher Anblick.
Endlich verstummt das Feuer auf hoher See. Evertsen auf dem Admiralsschiff fährt als letzter ein.

Der Pöbel reißt den Admiral aus dem Nachen und schleppt ihn an den Meeresstrand. „Dort ist der Feind, Evertsen! Briel brauchst du nicht zu erobern!“
Sie stoßen ihn ins Wasser. Mit Mühe wird er gerettet.

Holland im Zorn. Und Amalia von Solms, die seit dem Tode Marias von England das Flachs der Oranierpartei spinnt, läßt ihre Kunkel in allen Provinzen für die Sache des Enkels tanzen.
In Seeland und Friesland rottet sich das Volk und fordert die Ernennung des Fünfzehnjährigen zum Generalkapitän. Ein Buß- und Bettag ist für Holland ausgeschrieben, und in den Kirchen hallen die Stimmen der Prädikanten von Flüchen über das gottlose Regiment, von Segenswünschen über den Prinzen.
Aber sie können doch nicht an Jan de Witt.
Im Herbst landet endlich De Ruiter. Er führt einen Schatz von afrikanischem Goldstaub mit. Wie ein Heiland wird er empfangen. Männer und Frauen drängen hundert um hundert an sein Bord, ihn zu sehen, ihn zu preisen, ihn mit ihrer Not zu bedrängen, denn elf Schiffe der Indien-Kompanie harren seiner an der befreundeten Küste Norwegens, während York und die Dänen begehrlich in der Nordsee kreuzen. Die Schiffe führen sechs Millionen an Gut. Amsterdam ist verloren, wird die Kompanie nicht gerettet. Die Revolution rüttelt am Tore des Staatsrates.
Und De Ruiter holt die sechs Millionen sicher heim, sie werden wie eine Braut gefeiert.
De Witt beginnt mit Unterhandlungen, aber England kennt kein Maß. Der Ratspensionär eilt nach Paris und kehrt mit bindenden Versprechen zurück.
Inzwischen ist die Kunkel der erlauchten Wittib und Großmutter nicht ruhig gelegen, und die Kanzelherren, die sie so beflissen umtanzen, haben ihrem Worte keinen Abbruch ge-

tan. Die Volksseele glüht noch und hurtig saust das Gehämmer der Schlagworte auf sie nieder. Ein Funkenregen der Oranierbegeisterung ist allerorts die Antwort.

Jan de Witt sucht den Frieden im Lande.
Das „Haus im Busch" liegt weltfremd im Winterschnee. Die üppigen, nackten Allegorien des „Oranier-Saales" lassen die Luft doppelt frostig an. Und doch hat der Ratspensionär inmitten des leinwändigen Triumphes empfangen werden müssen.
Amalia von Solms ruht in einem Polsterstuhl, umwickelt von köstlichem Pelzwerk; ihre Wangen sind vom Gespräche gerötet.
Jan de Witt erhebt sich.
„Noch sind des Prinzen Schultern zu schwach und sein Auge zu ungeübt. Holland bedarf noch der Witten. Unterordnet Eure Zärtlichkeit, erlauchte Frau! Der Staat ist des Preises wert."
Die Prinzessin blickt gereizt in die Augen ihres Feindes. Unerträglich seine Ruhe, unerträglich die Härte seiner Überzeugung! Sie fürchtet, daß ihr Herz hörbar werde. Ihre spitzenverhüllten Hände spielen erregt mit einer Hermelinzotte. Jan de Witt senkt den Blick nicht. Und er ist doch als Bittender gekommen. Das Volk steht gegen ihn. De Ruiter ist York höchstens ebenbürtig. Der Ratspensionär scheint kein unüberwindlicher Gegner mehr.
„Ich will Euch morgen ...."
„Wenn Ihr den unliebsamen Gast über die Nacht beherbergen wollt, Prinzessin! Ich gehe nicht über diese Schwelle, bevor Ihr entschieden habt."
„Das ist Gewalt!"
„Unterschätzt nicht, was ich Euch biete, erlauchte Frau. Auch von mir kann das Volk erobert werden, wenn dieser Krieg noch günstig endet. Soll ich den Antrag, der den Prin-

zen zum ‚Kind des Staates' erhebt, der seine Ausbildung zum Fürsten und Feldherrn regelt, selbst stellen? Dann dürften die Prädikanten vor tauben Ohren reden. Ich lasse die besten Vorteile in Euren Händen, denn das Land bedarf unseres Friedens."

„Ihr fordert doppelten Preis, Jan de Witt," stößt die Prinzessin hervor. „Ihr fordert ja auch, daß ich die Brandenburger Vettern gegen den Landfeind bestimme."

„Der Bischof von Münster soll ohne Schwertstreich abziehen müssen. Frankreich habe ich gegen ihn vermocht, wollt Ihr nun das Eure den Niederlanden verweigern? Die Sekluſionsakte ist erst gestürzt, wenn ich den Antrag durchsetze. Ich biete Euch mehr als den Frieden, Prinzessin."

Amalia von Solms ist aufgestanden.

„Und wenn ich nein sage? Der Antrag, den ich stellen soll, entrechtet Oranien. Unnötige Demut, den Staatsrat zu bitten, daß er den Prinzen als ‚Kind des Staates' proklamiere! Oranien hat die Niederlande aus der Schmach erhoben. Der Staat kann dem Prinzen keine Huld gewähren, er ist ihm die Krone schuldig."

Die Augen des Pensionärs funkeln drohend, seine Nüstern zucken zornig.

„Ihr mißachtet das Blut der anderen, freien Geschlechter Hollands. Solange ein Witt lebt, wird kein Scheitel die Krone Hollands tragen."

Die Prinzessin sinkt schluchzend in den Armstuhl zurück. Sie ringt vergebens nach Fassung. Ihre schnellen Worte liefern sie dem Feinde aus, sie scheint gebrochen.

„Ihr seid grausam und unhöflich," jammerte sie.

Jan de Witt beugt sich über ihre Hand.

„Ich werde dem Staatsrate öffentlich erklären, daß Ihr mit Brandenburg verhandelt, daß Ihr nach Zusage der erlauchten Vettern den Antrag stellen werdet."

Amalia von Solms wischt mit zitternder Hand über ihre Stirn. Leise kommt es von ihren Lippen:
„So geht in Gottes Namen, Mijnheer de Witt."
Die hurtigen Normandie-Hengste, ein Geschenk des Sonnenkönigs, führen den Ratspensionär in wenigen Minuten nach Voorburg. Er hat sich gewöhnt, nach erregten Stunden in der stillen Mansarde De Spinozas an ruhigen Gesprächen Erquickung zu finden.
Mit wachsendem Erstaunen vor der Gelehrsamkeit des Brillenschleifers verfolgt er das Entstehen eines neuen Traktats, der die Fundamente der Konfessionen kritisch erschüttert und den Staatsgedanken aus dem Bannkreis des Religiösen zieht. Sie gehen auch mathematischen Problemen nach, und Benedictus vermag die reine, leidenschaftslose Kunstsprache so freudig zu führen, daß der Ratspensionär stets ruhigen Mutes nach dem Haag zurückkehrt.

Die feierliche Proklamation des Prinzen zum ‚Kind des Staates' breitet über ganz Niederland ihr Festgewand. Lange schon war kein Pokulieren und Paradieren gewesen, viel Lust war nachzuholen. Die Prädikanten müssen sich beeilen, den Zornesgeifer von den faltigen Lippen zu wischen und ein sonniges Friedenslächeln erzwingen.
Im Juni sammelt sich die Flotte bei Tessel. General-Admiral De Ruiter harrt vergeblich auf die französische Hilfe. Der Leutnant-Admiral Tromp vermag seine Schadenfreude über die Enttäuschung der Witte-Partei kaum zu verhehlen. De Ruiter lichtet, auf seine eigene Kraft vertrauend, die Anker. Tromp folgt im Rücken nicht ohne die heimliche Genugtuung, von seinen Offizieren aufgefordert worden zu sein, die Oranierflagge an Stelle der Dreifarb zu hissen. Auch das Seevolk weigert sich, in See zu stechen, es sei denn auf Befehl des Prinzen.
Bald landen die ersten Siegesboten. Vier Tage hat das

fürchterliche Ringen gewährt, zweimal hat De Ruiter die feindliche Linie durchbrechen müssen, erst dann ist England gewichen.
Der Gegner ist geschwächt, doch seine Sprache bleibt herausfordernd, die Friedensbedingungen sind unmöglich.
Allein, während Jan de Witt die Rüstungen unermüdlich fördert, verpraßt Karl II. die Parlamentsgelder für den Flottenbau.
Tromp ist von De Ruiter angeklagt. Er hat tollkühn gegen Befehl gehandelt und einen Teil der Flotte gefährdet. Er geht seines Amts verlustig, aber die Oranier gewinnen einen todesmutigen Diener.
Der Rittmeister Buat hat heimlich mit England verhandelt: die Krönung des Prinzen. Jan de Witt läßt ihn enthaupten.
Die Witten recken sich. Das Volk hofft auf den vollen Sieg.
Und im dritten Frühsommer des Krieges laufen De Ruiter und Kornelis de Witt aus. Es gilt den entscheidenden Handstreich.
Die Englandflotte liegt in der Themse. Der Nord-Ost hält sie. Verdrießlich hängt der Frühnebel in den Wanten, und die Ankerketten knirschen unbehaglich.
Da fährt die Mannschaft aus dem trübseligen Brüten.
Schüsse vom Wachtschiff. Alles klettert an Bord, zu den Ankerkurbeln, an die Stücke, in die Rahen. Verfluchter Nebel!
Vom Wachtschiff her wird's still, aber ein Boot ringt sich an den ‚Royal Charles': „Die Holländer!"
Das Wachtschiff brennt, man sieht die Röte, aber die Signale vom ‚Royal Charles' sind nicht zu vernehmen.
Schreien und Durcheinanderrasen, mühsame Befehle: die Breitseiten luvwärts!
Zu spät! Die Holländer tauchen aus dem Dunst. Ein mörderischer Hagel. Hurtige Boote mit brennenden Teertonnen.

Die Engländer antworten blind drauf los. Von allen Seiten züngelt der Brand heran, als ob die Hölle auf dem Wasser tanze. Der ‚Royal Charles' fängt Feuer. Bald steht das Vordertreffen in hellen Flammen und der Rest der Flotte ist zwischen Feuer und Land festgekeilt. Die Kommandanten legen die Lunte an die Pulverfässer.

Von der Hollandflotte weht der Jubel über die rasende Flucht hin. Alle Boote sind überladen, und um sie her wirbelt das Wasser von kämpfenden Armen.

Der hohe Achter des ‚Royal Charles' ragt über den Flammen. Dort steht ein Offizier und starrt in die Brunst. Zwei Matrosen gelingt es, eine Strickleiter zu verankern. Sie rufen ihrem Admiral unaufhörlich zu.

Endlich klimmt der eine hinauf und versucht, ihn mit Gewalt von dem qualmenden Bord zu drängen. Da taumelt der Retter, von der Faust seines Herrn getroffen, zurück.

„Flieh allein, Hund! Noch nie hat ein Douglas seinen Posten ohne Befehl verlassen!"

Der Matrose gleitet hinab, und das letzte Boot huscht todeshastig zwischen den brennenden Rümpfen uferwärts.

Benediktus sah den Einzug der Sieger. Ein königlicher Empfang wurde den beiden Witten und De Ruiter geboten.

Allein Benediktus schauderte, als der Ratspensionär an ihm vorüberritt, wilden Triumph in den Augen und drohende Verachtung auf Stirn und Lippen. Alle, die Jan de Witt kannten, erbebten vor seiner Blässe. Alle wußten, daß der erbittertste Kampf erst zu erwarten sei. England lag wohl darnieder, nun galt es: Jan de Witt oder Oranien. Unbesiegliche Macht oder Vernichtung.

Und nach dem Überschwang der Siegesfeierlichkeiten folgte der erste Schlag. Der Staatsrat beschloß das ewige Edikt: Trennung der Statthalterwürde von dem höchsten Militärkommando für immer.

Ihre Vereinigung in der Hand des Prinzen war das letzte Ziel der Orangisten.

So wurde das Haupt getroffen, dann ging es an die Glieder.

Beschlag auf die Prädikanteneinkünfte, Zensur der Predigten.

In diesen Tagen kam der „Theologisch-politische Traktat" Benedikts de Spinoza ans Licht.

Der Name des Autors und die Offizin wurden verheimlicht. Aber man kannte den Verfasser. In Voorburg wich man ihm aus und beschimpfte ihn aus dem Hinterhalt: „Schlechter Jud' und kein besserer Christ!"

Er blieb unbekümmert. Was konnten sie wider ihn. Er wußte, daß er den Weg der Zukunft ging. Das ist der heilige Weg.
Lodewijk Mayer stand nicht zurück: seine Streitschrift setzte die Philosophie zur einzig gerechten Enthüllerin der heiligen Schrift ein.
Benediktus und Mayer schrieben Latein; man konnte sich schließlich damit zufrieden geben, daß sie nur wenigen verständlich waren.
Aber Adriaan griff den Prädikanten an die Kehle, sein Blumhof erschien in der Volkssprache.
Ein Greuel! Wunder- und Wortglaube waren mit Hohn beladen. Keine Religionsgemeinschaft blieb verschont. Himmel und Hölle lägen in der Menschenbrust. Kein ewiges Verderben, keine ewige Seligkeit nach dem Tode. Und die Bibel vor aller Augen zu einem Buch erniedrigt, gut zu lesen, aber eben nur ein Buch unter anderen Büchern.
Die entsetzten Religiosen ahnten nicht, daß Rembrandt seit einem Menschenalter Gleiches lehrte.

Der Goldschmied Wouther Gatsen und der Pastetenbäcker Klas Kühr sen, die Nachbarn Adriaans, sind wenig erbaut von dem nächtigen Getriebe in des Rechtsgelehrten und Heilmeisters Haus.
Zwar singt es und klingt es den ganzen Tag ‚auf der Nesse', da die Pastetenbäckergesellen von den heimlich geschlürften Eiern helle Kehlen haben und die Ambößchen der Goldschmiede nie verstummen; nachts aber wollen sie schlafen. Und da erhebt das Koerbaghsche Haus seine Stimme: Bechergeläute, Gitarrengebänkel, jubelnder Frauengesang und weinfeuchte Bässe machen den guten Bürgern den Schlaf schwer und geben den ehrsamen Hausfrauen oft noch um Mitternacht Gelegenheit, über die Zuchtlosigkeit der Mannsleute im allgemeinen und besonderen ausführlich zu werden.

Adriaans Haus sitzt ‚auf der Nesse' wie eine juckende Beule; die Nachbarn wagen nicht daran zu rühren, denn es gibt Pastetenbäckern und Goldschmieden zu verdienen.

Der kleine Reinert brüllt, als stecke er an dem Spieße, den seine Mutter über den Herdflammen dreht.
Adriaan poltert in die Küche.
„Was hat der Junge!"
„Das Knie hat er sich angerannt."
Da dringt es rot durch das Höschen.
„Er blutet," schreit die Mutter und eilt auf den zeternden Kleinen zu.
Adriaan streift das Höschen von der Wunde.
„Halt ihn, Doortje!"
Er taucht ein Tuch in Wasser.
„Was ist's, Adriaan, doch nichts Großes?"
„Nein."
„Sei still, Reinert, still, still, still ... ist ja nichts. Der Vater sagt, es ist nichts, mein Jung, mein kleiner Jung ... dann wollen wir Pik-Oly-Gräf spielen, du reitest auf mir und auf dem Vater ... sei still, mein Jung. Es ist ja nichts!"
Adriaan steht auf.
„Ich werd' ihn ins Zimmer nehmen."
„Schau nicht so, Adriaan. Er kann schon bleiben. Er wird sich noch hundertmal aufschinden, bis er ein ganzer Kerl ist."
Adriaan hebt das Kind in den Schoß, und sie tritt wieder an den Bratspieß.
„Ein besser Aug' kannst du doch auf ihn haben. Er schlägt sich noch zum Krüppel."
„Meinst du, ich will meinen Jungen zum Krüppel machen. Ich hab' nicht mehr als zwei Hände. Und daß uns Bertje Garrits wieder davongelaufen ist — trag' ich da die Schuld? Keine christliche Magd kann ich halten, die Pfaffen und

Nachbarn verhetzen mir eine jede. Aber Essen und Ordnung muß doch geschafft sein."
„Da meinst du wohl, Doortje, wär' bald Hilfe not? Dein ewiges Lied. Es wächst einem zur Nase heraus, wie Würmer!"
„Meinetwegen red' ich nie davon, das weißt du wohl. Nur des Reinert wegen."
„Ich werd' mich nimmer beugen. So wie ich dich vom Zoet geholt hab', so gefällst du mir, so will ich dich behalten, Doortje, verstehst du? Ich hab' nicht nach deinem Kränzlein gefragt, so soll dir nicht ewig nach dem Ehring bangen!"
„Adriaan, ich tu's nicht für mich."
Ihre üppige Brust keucht, mit dem fettglänzenden Handrücken wischt sie sich Schweiß und Zähren von den Wangen.
„Ich hab' so viel Recht an dem Jungen wie du."
Adriaan tritt hinter sie.
„Wein' nicht, Doortje. Bist eine gute Mutter. Aber es muß beim alten bleiben zwischen uns."
Er küßt sie auf den runden Nacken. Sie schmollt.
Die Flurglocke läutet.
„Geh hinunter, Doortje, schau nach, ich nehm' den Jungen hinüber."
Dominus Cangelius tritt ein: den hageren Glatzkopf steif vorgestreckt, mit den Nüstern sichtbar witternd, ein säuerliches Zucken um die Lippen.
„Ich spreche wohl mit dem Rechtsgelehrten und Heilmeister selbst?"
„Ja, was wünscht Ihr, Prediger Cangel?"
Dominus Cangelius räuspert sich. Er hat noch immer mit einer gewissen Befangenheit zu kämpfen, zumal wenn er allein ist.
„Ich bin vom Kirchenrat delegiert."
„So — vom Kirchenrat? Den habe ich nicht zu mir gebeten.

Aber ermüdet Euch nicht im Stehen, mein Haus ist ja sonderbare Gäste gewohnt."
„Hm! Sonderbare Gäste! Mijnheer Adriaan Koerbagh, Ihr seid doch ein Mann von Stand und Namen..."
„Ich danke dem Herrn Abgesandten für die Anerkennung."
Dominus Langelius wird puterrot.
„Ich bin gekommen, Euch ins Gebet zu nehmen! Jawohl, Euch ins Gebet zu nehmen und Eure Seele zu rühren. So ich die aber hartnäckig finde, Euch die Beschlüsse des Kirchenrates mitzuteilen!"
Adriaan stopft sich eine Pfeife.
„Nehmt Platz, Prediger Langel, das wird lang dauern."
Langel spreizt die Beine, ballt die Fäuste vor der Brust und läßt sie dann auf den Tisch niedersausen.
Adriaan fährt zurück.
„Donnerwetter, Ihr steht nicht auf der Kanzel!"
„Und Ihr seid die erbärmlichste und verstockteste Seele an der Amstel! Ein Teufel seid Ihr unter der gottähnlichen Larve! Eure Sünden und Lästerlehren überwuchern und ersticken das verlotterte Holland! Lügengeist, der du bist! Erbfeind! Du sollst dir deine freche Stirn zuschanden rennen an diesem ewigen Fundamente!"
Langelius faßt eine Bibel vom Tisch und schwingt sie drohend.
„Aufgepaßt, Prediger Langel, das Buch ist wertvoll!"
Langelius wirft die Bibel zurück.
„Ich werd' mich Euch nicht zum besten präsentieren! Gottes endlose Geduld möchte vor Eurem Schandmaule zerflattern wie ein fadenscheiniger Lappen! Ihr habt vor einem Jahr dem Kirchenrate gelobt, das Luderleben, so Ihr in diesem Hause führt, aufzugeben. Ist das wahr oder nicht?"
„Der löbliche Kirchenrat soll mich ungeschoren lassen! Ich hab' ihm versprochen, mit Weib und Kind kein Aufsehen zu treiben — um des Friedens willen. Damit genug!"
„Nicht genug! Meint Ihr, der Blumhof sei eine Taube mit

dem Ölzweig? Glaubt Ihr, ungestraft jene der Narrheit zu bezichtigen, die an die göttliche Kindschaft des Heilands glauben? Vermeint Ihr an den Felsen der Trinität nässen zu können wie ein Hund am Prellstein? Die Angeln des Zuchthaustores pfeifen ungeschmiert ihr Liedchen zu Euresgleichen Willkomm!"

Adriaan springt auf und schleudert die Pfeife vor des Prädikanten Füße, daß sie zerschellt.

„Genug, sag' ich! Ihr steht in meinen vier Wänden!"

„Ohne Sorg', man tritt in diese Höhle nicht unbewehrt! Die Schöppen sind unseres Winks gewärtig. Entweder Ihr kondemniert Eure Teufelslehre publize und submiß, wie sich gebührt, und jagt die Dirne aus Eurem Hause, oder Ihr sitzt noch diese Nacht hinter Schloß und Riegel!"

Doortje stürzt verstört herein. Sie schiebt Langelius heftig zur Seite und hebt den zitternden Reinert aus dem Korbe.

„Und was soll nach Beschluß des Kirchenrats aus unserem Kind werden, wenn ich gehe," schreit sie.

„Du wirst nicht gehen," knurrt Adriaan dumpf. „Aber Ihr packt Euch! Ihr packt Euch eilig! Ich steh' Euch für nichts!"

„Aber ich steh' für das Rasphaus gut," ruft Langel von der Tür aus zurück.

Adriaan sinkt in einen Stuhl. Der Zorn würgt ihn.

Doortje steht mit schreckensweiten Augen vor ihm, und der kleine Reinert wimmert.

„Meinst du, Adriaan, daß noch alles gut wird?"

Keine Antwort.

„Adriaan, soll ich gehn?"

Sie kniet vor ihm nieder und legt ihre Hand auf seinen Arm.

„Adriaan, ein Wort sollst du doch reden! Bin ich schuld an dem allen?"

„Bring zu trinken, Doortje."

Sie eilt dienstfertig, und Adriaan schüttet den kühlen Wein

hinunter, dann beugt er sich über das Kind und streichelt die lichten Seidenlocken.
„Doortje, ich mein', es steht schlimm."
„Adriaan, mach' mit mir, was du willst!"
„Dir können sie nichts anhaben. Du läufst nur so mit. Das alles tut der Blumhof."
„Adriaan, denk' an unseren Reinert! Tu', was sie wollen!"
„Du weißt nicht, was du redest in deiner Angst," fährt er auf. „Wenn ich widerrufe, ist mein Leben eine Niedertracht und Gemeinheit gewesen, daß mich die stinkende Gracht ausspeit, wollt' ich mich ersäufen. Nein, du weißt nicht, was du redest, sonst müßt' ich mich an dir vergreifen! Ich hab' den Kampf gewagt, ich allein mit offenem Visier — kein zweiter in den freien Niederlanden! De Spinoza und Lodewijk liegen hinter ihren gelahrten Schanzen verkrochen, ich aber hab' mit Volkszunge ihren Dünkel aus Recht, Heilwesen und Glauben getrieben. Doortje, das hat niemand gewagt. Aber jeder kann mich einen Lumpen schimpfen, weich' ich dem Pfaffenwillen. Erbfeind sagt er und er hat recht. Da gibt's keine Mitte. Das ist so feind wie Abel und Kain, wie ehedem und morgen."
„Wenn sie dich aber ins Raspbaus sperren?"
„Meine Wahrheit und meinen Zorn an ihren Gespinsten werden sie damit nimmer ersticken. Die sind so alt als ihr Wahn und haben eine Siegeskraft wie der blühende Lenz!"
„Aber wir, Adriaan, wir alle drei!"
„Doortje, was sind wir drei im Leben des großen Gottes!"

Ein Frühlingsgewitter beleckt mit gierigen Flammenzungen die nächtige Ebene. Da und dort glühen die Wulstlippen der Wolken auf und brüllen.
Ein Bauernkarren ächzt durch die Wetternacht. Das Leinenzelt ist durchnäßt und hält den Guß nicht mehr ab.

Drinnen kauert Adriaan. Sein Mund ist trotzig gepreßt. Er führt die Zügel und läßt die Peitsche auf die triefenden Pferderücken klatschen. Und Mayer liegt, so gut es geht, im Heu gebettet.
Sie jagen durch die Dunkelheit.
Am Morgen stellen sie die totmatten Gäule ein und erhandeln neue, dann rasen sie weiter bis in den Abend.
Endlich passieren sie die beiden steinernen Wappensäulen des Grafen Waldeck. Dort hat die Gerichtsbarkeit der Staaten ein Ende.
In der ersten Bauernspelunke fallen sie laß wie Mehlsäcke auf das Stroh.
Eine zerlumpte Vettel umschleicht die Schläfer und schnuppert und tastet an den verknoteten Bündeln.
Adriaan stößt im Schlafe einige Worte aus. Ihre Zungenspitze züngelt lüstern über die Oberlippe hin. Sie hockt zu dem Träumenden nieder. Unter dem klaffenden Hemdrock wird seine Geldkatze sichtbar. Sie befühlt den Schatz mit kundigen Fingern. Also geflohen sind die vornehmen Herrn mit dem tüchtigen Zehrpfennig! — Wenn das alles Gold ist? Die Röcke sind aus bestem Tuch, die Schuhe aus Korduwan, die Degengriffe edel beschlagen. Wird schon Gold sein ...
Da poltert ein Lümmel herein.
„Joppie, einen ..."
„Schschscht! Maulhalten, Troetelkind!" Sie weist auf die Fremden.
Adriaan fährt auf, tastet nach dem Degen, schlägt aber, ohne sich zu besinnen, wieder aufs Stroh hin.

Joppie hat eine luftige Kammer unter dem Dache ihrer Spelunke.
Dort meint Adriaan am sichersten geborgen zu sein.
Mayer verbringt den Tag bei dem Flüchtling. Noch kann kein weitgehender Beschluß gefaßt werden.

Adriaan will den Kampf zu Ende führen. Er hat ein Manuskript aus dem Reisesack geholt und liest dem Freunde vor. Mayer beschwört ihn abzuwarten.
„Nein, du gehst nach Maarsen zu Jarig, der wird den Utrechter Drucker kennen. Ich will, daß dem Langel die Galle platzt!“
Gegen Abend fährt Mayer davon. Er holt Troetelkind ein, der ihn bittet, aufsitzen zu dürfen.
„Wo wollt Ihr denn hin?“
„Nach Utrecht für heute.“
„Also, schnell.“
Mayer verläßt Utrecht noch vor der Sperre; bald hält er vor Jarigs Haus.
Jarig sitzt vor einem ungeheueren Kruge allein. Er grüßt Mayer, ohne sich zu erheben.
Grau ist er geworden. Runzeln durchziehen sein Gesicht. Er blinzelt von unten durch die überhängenden Augenbrauen.
„Setzt Euch, Lood, Doktor der Heilkunst und Poete; doch langt Euch zuvor den Becher dort vom Gesims. Ihr seid zu guter Stunde gekommen. Mein Ohm ist vor drei Tagen gestorben. Fast hundert Jahre hat er zum Sterben gebraucht. Vor dem Tode hat er verleugnete Fässer verraten. Die sollten zum Totentrunk ausfließen, ihm zu Ehren. Ich hab's gelobt. Ihr seid der erste Gast, den ich dazu lade. Zum Glück hat er die Zahl seiner Totengäste nicht bestimmt.“
„Lange Jahre — seitdem Ihr fortgezogen seid, Jarig!“
„Jahre und wie ein Augenblick! Lodewijk, mein Gott, hat einen starren Bauernnacken. Er will sein Ohr nicht zu mir neigen. Aber ich lasse ihn nicht.“
„Ihr habt doch die Voorburger Abschrift erhalten?“
„Ja. Viel hat an mein Gehör geklungen wie ein neues Evangelium, aber auch viel ist tot geblieben. Ich kann ihm nicht folgen, dem stillen Benedikt mit der Posaunenstimme. Er vermag nicht mein altes Sohlenleder zu beflügeln. Bei Euch mag das anders sein. Doch, Lodewijk, erzählt mir.“

Mayer sucht über die vergangenen Jahre hinweg lebendige Brücken zu bauen.
Jarig trinkt und lauscht. Zuweilen schneuzt er die Kerze. Er stellt keine Frage, gibt keine Meinung kund.
Mayer hat mit den letzten Tagen geschlossen und verstummt.
Jarig lauscht noch immer, wohl einem heimlichen Erzähler. Er spielt mit den hageren Fingern um die verschrumpften Lippen. Sein Blick hängt unbeweglich in einer dunklen Ecke, als ob das Leben seiner Freunde daraus emporgetaucht wäre.
So schweigen sie lange, dann murmelt Jarig etwas in sich hinein, schließlich werden vernehmliche Sätze daraus:
„... was Ihr da erzählt ... aber alles ist zur rechten Zeit gekommen. Das Leben ist doch ein gutes Buch. Keine Zeile darf fehlen und jede steht am rechten Ort. Ein Hitzkopf der Adriaan. Aber es ist seine Pflicht, sich um den Hals zu reden. Sonst stimmt's nicht im Buch des Lebens. Schon lange hab' ich mir das so ausgemalt. Ihr habt nur mein Hirngespinst entfaltet. Aber schade um Adriaan! Fiduzit!"
Er trinkt den vollen Becher leer, als geschehe es zum Andenken Adriaans.
„Nun, so schlimm steht's dennoch nicht, Jarig!"
„Zu helfen ist dem nicht. Er hat schon immer das Zeichen des Untergangs zwischen den Brauen getragen, auch in den heitersten Stunden. Er erfüllt nur sein Leben, wenn er sich verbeißt. Niemand wird daran was verhindern, nur erleichtern kann man's ihm, obwohl's ein trauriges Geschäft ist. — Ich rate Euch den Drucker van Eede, der einzige, der einen gewagten Handel eingeht."
„Ihr redet meinen geringen Mut zuschanden."
„Wie ich gesagt habe, Lodewijk; wir können ihm doch nicht aufhelfen."
Mehr ist aus Jelles nicht herauszubringen, er verharrt fortan stumm.

Eine lehmschwere Mattigkeit befällt Mayer.
Sie trinken wortlos. Jelles füllt den Krug, steckt ein neues Licht an den Eisenstachel in Tisches Mitte; alles mit langsamen Bewegungen.
So harren sie des Morgens.
Beim ersten Lichtstrahl steht Mayer auf.
„Lebt wohl, Jarig Jelles."
„Gute Reise, Lodewijk! Und grüßt mir den Benedikt."
Er rührt sich nicht vom Platze, füllt bedächtig seinen Becher. Kaum daß er dem Freunde zur Tür hinüber noch einmal zunickt.

Der Drucker van Eede ist willig. Mayer läßt das Manuskript in Utrecht.
Auf der Fahrt nach Amsterdam holt er neuerdings Troetelkind ein und läßt ihn wieder aufsitzen.
Troetelkind schlendert in den „güldnen Papegoy". Lange hat ihn der Wirt nicht gesehen. Gute Kameraden, sie klopfen einander die Rücken.
„Was hat dich gelockt an die Amstel?"
„Ja, wenn der dürre Mann noch lebte, Saam, der hätte das richtige Wort dafür. Ich mache in Amsterdam für die gute Joppie, was der Beuningen in Paris für die Staaten tut. Du kennst mein gefälliges Herz."
„Hängt das alte Luder wieder mit den Gerichten?"
„Sag nicht Luder, sag' so was nicht, wenn dir deine Wackelzähne lieb sind! Ich habe ein Gefühl für sie. Bin sicherlich aus den Kinderjahren, aber wenn sie mir den Buckel krault ... wenn sie so sanft krault, dann wird's mir armem, verlottertem Halunken so weich ums Herz, als ob ... na, du weißt schon ..."
Saam lacht.
„Jawohl — ja, ja, ja! Aber vor Rührung wirst du dir keine Schwielen anlaufen von Kuilenburg bis an die Amstel!"

„Ich bin nobel gefahren, weißt du hintenauf, und noch dazu mit seinem Freund!“
„Also mit was für einem, Troetelkind.“
„Das ist die große Sache. Sie verfolgen einen, dazu einen Vornehmen. Die Joppie hat was erlauscht. Aber das ist unser Geheimnis. Das werd' ich hüten, wie . . .“
„Nu, wie die Mutter das Kind.“
„Jawohl! Aber jetzt stell' dir vor: der Verfolgte, der arme Flüchtling aus diesen blutgierigen Staaten, hat sich bei Joppie eingemietet und mit schwerem Gold bezahlt. Ein Mann von Art! Weißt du, mein Leben wollt' ich vor ihm niederlegen. Er hat dem Freunde vorgelesen, ich sag' dir mit einer Stimme! Joppie hat für ihre Schindeln gezittert. Und ein Auftreten hat er, die alten Balken scheppern nur so. Ein Mann! Alles wollt' ich armer Lump für ihn tun, wie ein Hündlein wollt' ich ihm folgen. Wenn nur Joppie nicht so verliebt wäre.“
„Wirst doch nicht eifern, Troetelkind!“
„. . nämlich in seine Goldkatz ist sie verliebt . . . und da kennt sie keine Schonung, auch nicht für meine Gefühle. — — Saam, du weißt, ich hab' eine offene Hand, wenn . . .“
Sie sitzen lange und eifrig über ihren Plänen.

Der Amsterdamer Magistrat hat die leidige Sache an den Oberschulzen Kornelis Witsen abgestoßen. Den zahllosen Remonstrationen des Kirchenrates war Folge gegeben. Adriaan war jenseits der Gerichtsbarkeit geblieben, und Witsen war der Mann, einen solchen Handel im Sande verlaufen zu lassen, dabei den geistlichen Herren noch Honig um den beredten Mund zu schmieren.
Um so peinlicher hat den Oberschulzen die Nachricht des frommen Utrechter Rates getroffen, daß ein neues Manuskript voll Ruchlosigkeiten aus der Druckerei des Van Eede eingebracht worden sei: von der Hand des Berüchtigten, der den Blumhof verfaßt habe, „Licht in Finsternissen“ mit Titel. Der Kirchen-

rat hat ein neues Remonstrieren angehoben, und auch die freimütigsten Schulzen meinen, daß der Rat sich nun nicht mehr spotten lassen dürfe. Sie setzen einen hohen Schergenlohn aus. Allein Adriaan ist nirgends zu erfahnden.
Nach etlichen Wochen erhält Kornelis Witsen ein Schreiben mit deutlichen Winken, voll Dienstbereitschaft. Allein dreitausend Gulden ist die Forderung.

Adriaan fährt aus dem Mittagsschlafe.
Erstickende Sommerhitze durchsengt die mürben Schindeln der Spelunke.
Adriaan schleppt sich matt an die Luke seines Unterschlupfes.
Über der weißen Straße kocht die Luft. Dunst steht über den Weideplätzen und gilbenden Feldern. Das Vieh ruht, kaum daß die feuchtglänzenden Ohren zucken, wenn das Geschmeiß allzulästig wird.
Sieben Wochen — sieben endlose Wochen, ohne eines Freundes Stimme. Kein Wort über Doortje und den Kleinen. Keine Bücher. Mutlose, feindselige Gedanken: wie blasse, drückende Schatten schleichen sie und verhöhnen unablässig sein Lebenswerk. Kein Trost, kein Frieden. Nur diese lastende Tatlosigkeit, die seine Kraft zum Wahnsinn stachelt. Nichts ist vor seinen Händen sicher. Joppie zittert für ihre wackelige Spelunke.
Drei Männer treten in die Schank; der erste trägt eine Mappe mit einem roten Bande zugebunden.
„Was Neues aus Amsterdam," ruft er und schwenkt das Erkennungszeichen.
Troetelkind springt vom Stroh.
„Den gesiegelten Schuldbrief vom Magistrat?"
„Die Forderung ist zu hoch. Herr Kornelis Witsen besteht auf tausend Gulden; wenn Ihr nicht wollt, bleibt alles beim alten."

Troetelkind flucht. Joppie zieht ihn in eine Ecke und redet auf ihn ein, während die drei sich auf den schmutzigen Bänken niederlassen.
Adriaan preßt sein Ohr an den Boden, er hat den Namen des Schulzen vernommen.
Alles bleibt stumm ... vielleicht war's ...
Da knarrt die Treppe von vorsichtigen Schritten.
Adriaan schnellt in die Höhe und langt nach dem Degen. Die Scheide fällt leer vom Korbe. Die Klinge ist abgefeilt.
Er faßt einen Schemel.
Die Tür knackt leise unter behutsamem Druck. Im Schlafe wollen sie ihn überfallen. Die morschen Angeln geben nach.
Troetelkind bricht unter Adriaans Hieb zusammen. Die drei Amsterdamer überwältigen den Wütenden, binden ihm Beine und Hände, schleppen ihn hinunter und werfen ihn auf den Wagen.
Dann fort, so schnell als möglich aus dem Waldeckschen.
— Wochenlang lag er harrend hinter dem Gitter. Dann wünschten sie zu Ende zu kommen, daß die Prädikanten verstummen möchten.
Unter den Schöppen saßen manche, die mit dem Rechtsgelehrten und Heilmeister pokuliert hatten, als er noch in Samt ging.
Adriaan bekannte sich trotzig zu jedem Satze des „Licht in Finsternissen". Die Schöppen zuckten bedauernd mit den Achseln und blickten voll Verdruß. Leid ist den meisten um ihn gewesen.
Erst als Witsen die Frage stellte, wer ihm eigentlich bei alledem geholfen habe, und er jegliche Genossenschaft leugnete, wurden sie unwillig und forderten peinliche Quästion.
Allein man ließ ihn in der Peinkammer nicht allzuhart an.
„Hat Euch Doktor Lodewijk Mayer nicht beigestanden?"
„Nein."
„Doch wohl der Jude Benedikt de Spinoza!"

„Nein, ich habe alles allein getan.“
Gut denn, er nahm's auf sich. Sie gingen zu beraten.
Lang konnten sie nicht zum Urteil kommen. Die meisten glaubten, ein Exemplum tue not: ‚Er soll aufs Schafott, das am Dam zu errichten ist, der Henker soll ihm den rechten Daumen abhauen, seine Zunge soll mit einem glühenden Pfriem durchstoßen werden, dreißig Jahre ins Kasphaus, und alles Gut soll konfisziert werden — seine Bücher aber verbrannt.‘
Da aber stand der Schöppe Bontemantel für ihn ein und Jan Hudde: ‚Mit geringerer Buße sei dem Kirchenrat genug getan, denn die Ehre des Evangeliums bedürfe des weltlichen Armes nicht. Sie sollten den Geist des heiligen Kreuzturms nicht beschwören und die Gelahrtheit sowie den Glauben des Ketzers, im Lichte zu wandeln, billig ansehen.‘
„Also, was meint unser Schöppe Bontemantel!“
„Was ich meine: Zehn Jahre, statt dreißig „auf den Heiligenweg“ und weitere zehn Verbannung aus Stadt und Bannkreis, eine Meile in der Runde. Sechstausend Gulden obendrein.“
Damit gaben sie sich zufrieden.

+

Die Angeln des Zuchthauses pfeifen ihr sauberes Liedchen. Im Torfirst ist ein Stein eingelassen: ein Fuhrmann peitscht zwei Bestien vor einem Karren, auf dem sich Sägen, Kaspen und Feilen häufen.
Adriaans Nacken ist krumm. Sein Blick schleppt am Boden. Er wankt die Torstufen hinauf.
Dann stutzt er und starrt auf die Säule inmitten des Hofes. Dort windet sich ein gebundener Mensch unter Geißelhieben. Adriaan fühlt jeden Hieb.
Ein Stoß in den Nacken bringt ihn zur Besinnung. Er stolpert willenlos vorwärts.

Vor einer Tür bleiben sie stehen. Adriaan sinkt auf die Fliesen. Der Mensch wird noch immer gestäupt. Auf der Säule steht die Justitia mit Wage und Schwert.
Inzwischen ist die Übernahme geschehen. Ein Mann schreit ihn an. Er folgt in eine Kammer. Die Tür wird hinter ihm geschlossen.
Als sei er in ein stickendes Dunstbad getaucht. Er öffnet unwillkürlich seine Jacke. Scharfer Schweißgeruch und Fäulnis. Sein Auge ist noch blind. Er lehnt sich an die Tür. Irgendwo müssen Menschen schlafen: es schnarcht und stöhnt.
Dann kreischt der Schlüssel. Adriaan tastet vorwärts. Der Geprügelte taumelt herein, an Adriaan vorbei, gegen die andre Wand zu. Dort bricht er nieder.
Ein wildes Gefluche. Stoßen und Keuchen. Er muß auf einen Schläfer gesunken sein. Auch die andern erwachen und knurren schlaftrunken. Endlich hat jeder seinen Platz auf dem grauen Lumpenhaufen.
Sie schlafen, der Geprügelte wimmert.
Adriaan kauert in einen Winkel nieder. Die Mauer ist kühl und naß.
Seine Zähne schlottern, dabei glüht es in ihm. Sein Kopf sinkt an die Mauer zurück. Um seine Brust legt sich's engend wie Sterbensnot.
Da leuchtet es aus der Wand — drüben ein Heilandskreuz. Heller und heller. Adriaan hockt erstarrt. Riesengroß wächst das Kreuz durch die niedrige Wölbung hindurch in den Himmel hinein. Und der Heiland ist rot von Striemen. Sein Blut sickert unter dem Gedörne hervor, die dünnen Haarsträhne sind vollgesogen, an ihren Enden schwillt es zu Perlen und fällt dann nieder. Adriaan hört jeden Tropfen. Der Heiland hat einen müden, grämlichen Zug um den blassen Mund — als gereue ihn das Erlösungswerk.

„Du armer Heiland du," ächzt Adriaan, und der Geprügelte wimmert leiser.

Am Morgen wird er auf den Hof gelassen. Da stehen sie alle in einer langen Reihe, Junge und Alte. Zwei und zwei werden an eine Kette geschlossen und dann abgeführt. Adriaan muß vorerst in die Küche, dort sengen sie ihm die Haare ab. Der Geprügelte von gestern harrt seiner im Hofe. Sie werden aneinandergekoppelt.
„Komm", sagt der Gefährte und schleppt die Kette einen Schritt voraus.
Adriaan wischt sich die brenzliche Asche vom Schädel. Er kann keinen klaren Gedanken fassen. Wie ein Traumleben spielt alles um ihn und in ihm.
Sie treten in einen dumpfigen Raum. Vor der Krippe liegt das Brasilienholz. Der Gefährte legt seine Kleider ab, wirft ein Holz auf die Krippe und setzt die Säge an.
Adriaan sieht ihm stumpf zu.
„Zieh dich aus, Bruder, und faß an."
„Es ist kalt."
„Wird dir schon warm werden. Der Posten muß vor Sonnenuntergang aufgeraspelt sein, sonst geht's zu Meutje Clara ins Bad über die Nacht."
Adriaan faßt die Säge. Der Gefährte arbeitet wortlos und gehetzt. Scheibe um Scheibe fällt ab. Adriaan will sich entkleiden, aber der andre hält nicht ein, bis der Stapel zersägt ist. Adriaan sinkt erschöpft auf die roten Holzscheiben. Der Gefährte aber jagt ihn auf und verteilt die Scheiben in zwei gerechte Haufen.
„Dort hast du deine Raspel. Das da mußt du fertigbringen."
Er zeigt die Hantierung. Adriaan wirft seine Kleider ab.
Zur Mittagsstunde sitzt er völlig erschöpft auf dem Hofpflaster in der Sonne. Er würgt den Erbsenbrei hinunter.

„Was haſt du mit Meutje Clara gemeint?“
Der andre grinſt.
„Da war doch früher ein Nonnenhaus. Die Sinte Clara iſt auf der Säule da geſtanden anſtatt der Wagefrau?“
Adriaan nickt.
„Alſo, wenn du dein Braſilienholz nicht fertig bringſt, mußt du über Nacht ins Bad. Da laſſen ſie fort und fort Waſſer ein, du kannſt dann nur die ganze Nacht pumpen, daß dein Maul ober Waſſer bleibt. Das iſt der Mutter Clara ihr Bad. Ich war nur einmal drin.“
Adriaan ſchaut hinüber auf die Juſtitia, die Wagſchalen ſchaukeln. Dann ſtreift ſein Blick den Genoſſen. Der iſt über und über von einer roten Holzſtaubſchicht bedeckt, durch die ein Schweißgerinnſel zieht wie ein verdorrtes Adernetz.
Sie gehen an die Raſpeln. Adriaan kann bald nicht mehr weiter. Keuchend lehnt er an der Mauer, die Sinne ſchwinden ihm.
Als er aufwacht, hat der Gefährte auch ſeine Arbeit getan.
Er will ihm danken, doch der Gefährte ſtreichelt ihm über den Arm.
„Du kannſt mir einmal alles heimzahlen — bis wir frei ſind.“
„Das dauert zehn Jahre.“
„Bei mir noch elf und ein halbes.“
„Haſt du auch den Prädikantengott geleugnet?“
Der Gefährte ſchaut ihn verſtändnislos an.
„Den Prädikantengott? Du biſt doch nicht ſo recht beiſammen. Das hab' ich gleich geſehen. — Ich hab' nur dem Kaufherrn Jan Verloove ein Aug' ausgeſchlagen. Er hat mich nämlich einen Lumpen geheißen. Das iſt ſo gekommen: ich wollt' ein Schweiggeld, weil er in ſeinen Pfeffer Streuſand miſcht. Es war ein unglückſeliger Schlag von mir.“

Allmählich findet sich Adriaans Körper in die harte Arbeit. Seine Hände werden schwielig, seine Nägel stumpf und blutrot. Sein Blick ist erloschen.
Der Gefährte hat ihm ein Lager abseits von den andern Zuchtbuben zugerichtet. Adriaan fühlt die zärtliche Bewunderung kaum. Er raspelt und schläft, schläft und raspelt. Seine Haut ist schmutzig und übelriechend geworden. Sein Geist liegt. Die furchtbare Müdigkeit hilft ihm von den Gedanken.
Er hat dem Kettenbruder in einer Wetternacht, die sie nicht schlafen ließ, sein Leben erzählt. Seither betet der Gefährte des Abends an seinem Lager. Und Adriaan lauscht: geschlossenen Auges liegt er auf den Laken, alle Muskeln entspannt, alle Sehnen gelöst, todmüde. Der andre kniet neben ihm.
Da sieht er manchmal das üppige Weib und den Knaben auf ihrem Arm. Ob Reinert nach ihm fragt? Warum er damals nicht nach des Weibes Willen getan hat? Es wäre alles so einfach gewesen. Auch Lodewijk hat sich gegen ihn gestellt. Als hätte er ins Verderben rennen müssen! ‚Die Wahrheit hat leise Sohlen', so hat Spinoza gesagt. — Sie waren alle anders als er. Fremd waren sie, sie haben ihn nicht begriffen. Er sich selber kaum. Das Leben ist ein verworrenes Netz. Alle liegen gefangen drin und zappeln.
Er hört die betende Stimme.
Was ist alle Menschenwahrheit gegen diesen Trost!
Er betet mit. Alle Tage betet er eifriger. Er denkt nicht an den Gott seines Gefährten dabei, nur an die demutsvollen Worte, den friedlichen Klang der Silben. Die Einfalt tut ihm wohl.

An einem Herbstmorgen wird er losgekoppelt und in den Hof gelassen. Benediktus erwartet ihn. Er merkt, wie der Freund vor seinem roten, überschwitzten Körper zurückschaudert. Er ergreift zögernd die gebotene Hand.

„Ja, Benedikt de Spinoza, so weit bin ich.“
Sie setzen sich auf eine Steinbank.
„Simon ist gestorben, ich komme von seinem Totenbett. Er hat noch in der letzten Stunde an Euch gedacht.“
„Da wollt Ihr nun auch gleich den anderen Toten sehen, Benediktus?“
„Ihr sollt nicht lange mehr hier bleiben, Adriaan. Hooft und Bontemantel werden es durchsetzen, daß man Euch in das „Reuigen-Haus“ bringt. Nur — Ihr müßt mir die Botschaft vergeben, ich habe sie schweren Herzens übernommen — nur sollt Ihr abschwören.“
„Abschwören . . . soll ich . . .“
„Den Blumhof, und das Licht; der Kirchenrat besteht darauf.“
„Und dann . . . dann komm' ich hinüber . . . weg von da?“
Adriaan steht zitternd auf, seine Augen leuchten, seine Züge sind verklärt. Er faltet die Hände.
„O Gott, o Gott! Du bist gnädig und barmherzig mit mir elendem Sünder!“
Benediktus sinkt erschüttert in sich zusammen, er bedeckt sein Gesicht, daß die Tränen nicht sichtbar werden.
Adriaan murmelt Gebete, aus denen die demütigsten Worte klingen. Allmählich wird er ruhiger. Er schaut verwundert auf den Freund nieder.
„Ihr habt geweint, Benedikt? Warum? Freut Ihr Euch nicht mit mir?“
„Adriaan, ich wünschte nur, daß Ihr bald befreit wäret.“
„Ihr sagt doch, daß es bald sein wird!“
„Etliche Wochen wird's noch dauern.“
„Etliche Wochen. — Was sind die gegen zehn Jahre!“
„Und Ihr werdet widerrufen, Adriaan?“
„Ja so! Das könnt Ihr nicht fassen. — Seht, Benedikt, Euch fehlt eben die Brücke von heute zu meinem einstigen Leben. Die werdet Ihr auch niemals finden. Worte gibt's keine da-

für. Aber, wißt Ihr, ich bin hinter unsre Wahrheit gekommen. Die ist nichts andres als ein Feiertagskleid: sie steht einem gut an, wenn man verschlafen aus den Daunen hüpft und sich zum Frühstücksbraten setzt."
„Adriaan, Adriaan!"
„Zieht mit Gott, Benediktus de Spinoza, Ihr habt mir eine Hoffnung und Vertrauen gebracht."

Dann wird er wieder an den Gefährten geschlossen. Aber er rührt keine Hand zur Arbeit.
„Schau, daß du fertig wirst! Denk' an Meutje Clara!"
Adriaan erzählt sein Glück.
„Was, du sollst schon hinaus! Warum gerade du?"
„Das macht die Kraft meines Gebetes."
„Deines . . .? Ich hab' gebetet, nicht du? Ich und die andern müssen büßen."
Adriaan wird spitzfindig in seinen Argumenten, er redet wie ein Prädikant. Während der Gefährte weiter arbeitet und nur hie und da seinem Unwillen Luft macht, sitzt er auf seinen Holzscheiben und führt seine Beweise. Es ist ihm die Zunge gelöst. Auch nachmittags feiert er.
Der andere raspelt stumm weiter, wirft nur ab und zu einen verschlagenen Blick auf den unberührten Holzstapel Adriaans hinüber.
Am Abend wird Adriaan vor den Regenten gebracht.
Er sucht sich zu verteidigen, allein da findet er kein Gehör.
„Was schiert mich dein Freund, Aaskerl, und wenn's der Oberschulz selber wär'! Solang du hier sitzest, mußt du nach meinem Willen tun! Heut' nacht kannst du nach dem Takt vom Pumpenschwengel beten, vielleicht steht dir Sinte Clara bei."
Er wird an ein morastiges Loch geführt, muß eine Leiter niederklettern, dann wird die Leiter hochgezogen und der Zugang versperrt.

Aus einem Mauerriß fließt Wasser zu.
Er steht bis an die Knie im Schlamm.
Es quillt an ihm empor. Er tastet nach dem Pumpenschwengel.
An der Gewölbkuppel hängt ein Lämpchen. Das war eine Vergünstigung. Andre mußten im Finstern um ihr Leben pumpen.
Adriaan schaut hinauf. Was für ein Labsal ist so ein armseliges Licht!
„Die ihr in Glanz und Wollust atmet, was wißt ihr von den heimlichen Tröstungen eures Lebens, ihr stumpfen Seelen! Ihr solltet einmal nur in meinem Brunnen stecken, wie wolltet ihr des Lebens froh werden und demütig in eurem Überfluß!“
Das Wasser steigt kühl an seine Brust. Er arbeitet. Allmählich sinkt es bis zu den Hüften. Es färbt sich rötlich. Das Fleisch leuchtet wieder. Adriaan sieht es wie eine Heiligung. Er wäscht Kopf und Hals.
Ein zerpflücktes, verzerrtes Bild flimmert aus dem Wasser entgegen.
Er wartet, bis sich der Spiegel glättet.
Ein fremder Schädel! Fremde Augen! Fremde Wangen!
Näher taucht das fremde Gesicht.
Wo ist die hohe, glatte Stirn? Blöde, hochgezogene Brauen! Dumme Querfalten!
Die Augen liegen hohl. Der Mund klafft willenlos. Die Wangen schlaffen.
Das fremde Gesicht steigt.
Was ist mit dir geschehen? Adriaan, Adriaan!
Was haben sie aus dir gemacht?
Er zerschellt mit einem Faustschlag das Spiegelbild.
Aber die Fläche wird wieder glatt. Er starrt entsetzt hinab.
Sein Leben ballt sich zu einem rasenden Ekelschrei. Er erwacht fürchterlich nach den vielen Wochen des Dämmerseins.

Was haben sie aus dir gemacht!
Nach der höchsten Befreiung hast du gerungen — für alle, die dich vernichten; den Flammberg hast du in reinen Händen gehalten, den heiligen Kampf mit ihm geführt, stolz und unerbittlich! Und sie ... sie haben dich verraten! An das „Reuigen-Haus" haben sie dich verraten! Abschwören willst du! So tief, so elend tief haben sie dich gezwungen ...
Das fremde Gesicht ist seinem Munde nahe, als wolle es ihn küssen.
Adriaan taumelt zurück. Der Pumpenschwengel entschlüpft seiner Hand. Die Füße gleiten in dem gelockerten Moraste aus.
Er streckt die Hände zum Lichte empor. Eine rauschende, gelbe Masse über ihm ...

Adriaans Gefährte hat keine Ruhe gefunden. Um Mitternacht pocht er an die Zellentür, bis der Wachtsoldat kommt.
Sie sollen zu Meutje Clara hinüber, der dort sei nicht recht bei Verstand.
Der Soldat beschimpft ihn, aber der geängstigte Zuchtbube läßt nicht nach.
Endlich holt der Soldat einen Kameraden.
Das Licht in der Wassergrube ist erloschen. Einer muß die Laterne holen. Aber totenstill ist's in der Grube. Und das Wasser steht voll, weit über Manneshöhe.

An der Paviljoensgracht liegt der Heiligengeisthof; ganz am äußeren Ringe des Haag.

Sechsunddreißig ebenerdige Häuslein sind da in ein großes Viereck gestellt. Jedes hat ein Zimmer und eine Küchenkammer. Alle Zimmerfensterchen schauen in das große Viereck hinein. Und aus jedem lugt in der stillen Abendstunde, wenn die sechsunddreißig Blütengärtchen des Hofes ihre Kelche schließen, ein runzliges Frauensbild, um die gutmütigen Wangen die schneeweiße, breite Hollandhaube getan.

Was haben sie den Tag über zusammengeschwätzt, die alten Mütterchen vom Heiligengeisthof! Jetzt aber ist Feierzeit nach der tüchtigen Zungenarbeit des Tages. Der Abendsegen ist gesprochen, nun harren sie verständig des Friedens. Eine jede denkt ihres Abends und ihrer künftigen Nacht, die über ein Geringes den Sternenhimmel ausbreiten wird, daran die guten Lebenstaten und die frohen Lebenstage bis in alle Ewigkeit leuchten sollen zu des barmherzigen Schöpfers Preis.

Jenseits der Paviljoensgracht hat der Zimmermaler Hendrik van der Spyck sein Haus. Das überragt die Heiligengeisthäuslein um Stock- und Giebelshöhe.

An einem Fenster des Stockwerks sitzt Benediktus de Spinoza und genießt den Frieden des Geisthofes. Ein Brief von Clara Marias Hand liegt auf dem Fensterbrett: sie lädt zur Hochzeit nach Amsterdam. Fünfzehn Jahre war sie mit dem Heilmeister Kerckrinck verlobt. Sie hat inzwischen gemeinsam mit ihrem Vater Lorbeer eingeheimst. Die Lateinschule blüht noch immer,

aber sowohl Doktor Franziskus als Domina Clara lassen ihr Kähnlein lieber auf dem breiten Rücken des Literaturstromes hintreiben, der bekanntlich alle, alle auf die hohe See des ewigen Ruhmes führt. Das Lateinlehren besorgen andre.

Benediktus wird nicht zur Hochzeit fahren. Ihm sind die alten Weiblein vom Heiligengeisthof besser anzuhören. Sie haben alle gute, verständige Stimmen und reden so sanft mit ihm, als sei er ihres Alters, trotzdem eine jede seine Großmutter oder mindestens seine Mutter sein könnte. Sie sind alle schon fern von Lügengebärden. Das Singelhaus aber ist eine Schaubühne geworden.

In den Heiligengeisthäuschen brennen keine Lichter, dort vertreiben sie die friedvolle Dämmerung nicht. Sie haben alle Zeit, denn das Leben war lang und reichlich.

Was aber ist dem Singelhause das Leben? Ein buntes, atemloses Ringelrennen. Die fünfzehn Jahre sind ihnen unversehens dahingejagt.

Für Benediktus und die Seinen waren sie aber lang und reichlich.

Simon ist mit dankbaren Worten auf den erblassenden Lippen fortgegangen, Adriaan ist gramvoll versunken, in beiden hat eine neue Welt geklungen; in Simon wie eine sanfte, erwachende Harmonie, in Adriaan laut und zornig wie das letzte Gericht. Beelthouwer ist seinen unbekümmerten Schritt gegangen und hat die Zeit seines Sterbens wahrgenommen.

Jelles übt seiner Art Treue. Lodewijk aber, der immer die Oberfläche gesucht hat, wird der schönen Clara wohl ein Hochzeitspoema dichten.

Und in den Reigen schließen sich viele. Die andern, das Laubfüllsel eines Kranzes.

Die ihn vertrauensvoll suchten und dann ärgerlich verließen! Die ihn mit stolzen Worten zu widerlegen strebten und dann heimtückisch bekämpften! Die ihn für eine Zeit wie ei-

nen Seher priesen, dann aber es nützlich fanden, ihn zu verleugnen! So hat auch Oldenburg getan. Und die ihn von Anbeginn beneideten und haßten, wie Keezer. Sie alle, alle haben die Schale seines Lebens angefüllt, daß sie fast überströmt.

Preis und Verachtung, Ruhm und Schmähung, Wissensdurst und Neugier, Demut und Überhebung haben sich unter das Schwirren und Kreischen seines Schleifrades gemengt, aber auch Entsagung und Krankheit haben es oft übertönt, so daß die Arbeit nur mühselig vonstatten ging.

Doch eines ist ihm, leuchtend von den großen Sternen seines Himmels, in armen und reichen Tagen geblieben: Das heilige Land der hohen Liebe und Gotteswahrheit.

Sein Lebenswerk harrt der Vollendung. Auf den letzten Giebelsteinen ruht der Hammer. Bald soll sie für den großen Gott streiten, seine ‚Ethik'!

Die Pamphlete und Episteln, die sie von allen Lehrstühlen der Niederlande und Deutschlands gegen seinen theologisch-politischen Traktat schleudern, werden vor der Marmorbrust dieses Baues zu Boden sinken wie Speere, von kraftlosen Kinderarmen geschwungen. Seine ‚Ethik' wird eine Botschaft sein, gewaltig für alle. Und die reines Geistes sind, werden sie Evangelium nennen.

Ein leises Pochen.

Freigraf Charles de St. Denis, Sieur de Saint-Evremond steht in der Tür. Niemand möchte der kleinen, zierlichen Gestalt zumuten, daß sie einst den Marschallstab von Frankreich führte. Jetzt allerdings stützt sie sich ein wenig vorgeneigt auf einen langen Ebenholzstecken. Die Oberlippe trägt ein flottgezwirbeltes, schwarzgefärbtes Bärtchen, allein das höfliche Gesicht ist von zahllosen Furchen durchzogen, als wolle es ein Konterfei des Freistaates geben, in dem Sieur de Saint-Evremond seine Tage zu beschließen gedenkt.

„Ihr bemüht Euch herauf, Comte..."

„Oh, ich lasse mir das nicht nehmen. Ich würde mir alt und schwächlich vorkommen. Eure Treppe ist eine Leichtigkeit für mich! Doch ich habe Euch warten lassen, Philosophe. Verzeiht, hochwichtige Dinge! Ich hatte nicht vergessen, daß die Reihe des Abholens an mir war, aber — wie gesagt: hochwichtige Dinge . . ."

Sie steigen hinunter, um den gewohnten Spaziergang anzutreten. Der Greis hängt sich vertraulich an Spinozas Arm.

„Ihr dürft nicht erschrecken, Monsieur Benedikte, unserem Freunde und Gönner, dem Ratspensionär, droht — soweit ich zu sehen vermag — Gefahr. Ich werde mich verdammt wenig irren. Eben hat Beuningen die Nachricht von einem Bündnisse des Sonnenkönigs und des Stuart gebracht."

„Unmöglich! Karl II. gehört zur Allianz!"

„Unmöglich, o Gott, was ist in der Politik unmöglich! Dieser mörderische Vertrag ist seit einem Jahre geschlossen. Die Niederlande sind dem Sonnenkönige ausgeliefert."

„Wie findet sich der Ratspensionär darein?"

„Ich habe ihn zum ersten Male fassungslos gesehen, das heißt, nur einen Moment — die Anwesenden scheinen seine Stimmung nicht bemerkt zu haben, nur der Admiral Kornelis und das Fräulein. Aber ich habe gesehen, wie sich seine Pupille aufgetan hat vor Schreck. Ihr müßt bedenken, ein Landkrieg findet die Niederlande entblößt!"

Während St. Denis und De Spinoza ihren, sonst gelassen-meditativen, nun aber völlig politischen Spaziergang die Paviljoensgracht auf- und niederführen, sieht man berittene Kuriere vom Hause des Ratspensionärs auf dem Kneuterdijk nach allen Richtungen sprengen.

Im Arbeitszimmer schreitet Jan unruhig vom Tisch zum Fenster, vom Fenster zum Tisch. Seine Schwester Johanna folgt ihm mit besorgten Blicken.

Endlich tritt Kornelis ein.
„Die Eilboten sind abgefertigt. Beuningen kann noch in dieser Nacht über den Kanal, der Wind ist günstig."
Jan atmet auf.
„Sie werden dir eine solche Verhandlung übelnehmen," fährt Kornelis fort. „Du bist demütig, wo du zuschlagen solltest. Beuningen wäre besser nach Paris gereist!"
„Kornelis, wir brauchen Frieden, Frieden, um alles in der Welt, Frieden. Es gilt. Noch ein Krieg, und um des Prinzen Stirn schließt sich unlöslich die Krone Hollands. Wir kämpfen nicht um uns, Kornelis. Die Witten werden zu fallen wissen. Aber Hollands Größe liegt in der Freiheit. Triumphieren Oranien und Calvin, wird Holland in die Ränke einer fürstlichen Hauspolitik gezogen und seine Freizügigkeit mit der religiösen Schere beschnitten, dann ist das Blut unserer Geschlechter dem Leviathan nutzlos hingeopfert worden."
„Und wenn der Franzos doch ins Land fällt!"
„Er wird nicht. Alles ist nur ein plumpes Spiel für Oranien. Bourbon wird nicht mit dem Stuart ein Bündnis schließen, um dem Sohne Marias von England die vermeintliche Krone zu schmälern. Die Niederländer sollen nur schmecken, daß ihr Freistaat in Zeiten der Welttyrannis ein ewiger Streitapfel auf dem europäischen Bankett bleibt. Würde der Prinz den Goldstreifen tragen, so läge die Welt in der Friedenssonne. Gegen die Republik, nicht gegen die Niederlande zielt alle Heimlichkeit. Es gilt, Kornelis. Loovestijn oder die Freiheit!"
„Jan, ich werde die Sorge um die Südstaaten nicht los."
„Solange die Hollandflotte, die Witten und De Ruiter leben, ist Holland fest."
Johanna erhebt sich und umarmt ihren Bruder. Kornelis zuckt die Achseln.
„Also, ich gehe nach Dortrecht zur Mutter. Ich will sehen, was das Volk meint. Unterdes leb' wohl, Jan. Gott schenk' deinen Worten ein willig Ohr!"

Johanna geleitet Kornelis.
„Er hat sich wiedergefunden," flüstert sie. „Wenn er nur guten Mutes bleibt, dann wird alles vorübergehen."
Kornelis nickt ernst.
Wie der Pensionär die Schritte seiner Geschwister nicht mehr vernimmt, sinkt er matt in einen Polsterstuhl und vergräbt sein Gesicht in die Hände, als müsse er vor seinem Arbeitstische die qualvollen Sorgen verhüllen, die seine Züge entstellen.

+

Das Unwetter hebt sein Haupt, unerbittlich, unabwendbar. Die Freiheitssonne der Niederländer umdüstert sich. Jan de Witt, der Schwan, rüstet zum letzten Fluge.
In den Provinzen und Generalstaaten fordert man den Prinzen als Kriegsherren.
Noch einmal hebt Jan de Witt seine Stimme: ‚Wohl ist das Landheer schwach, und die Festungen mögen hinfällig sein. Aber keine Macht der Erde kann wider die Flotte — und die ist mein Werk. Der Prinz mag das Landheer führen, aber die Flotte gehört unter De Ruiters Stab.'
Noch einmal siegt Jan de Witt im Rate, die Ernennung des Prinzen zum General-Kapitän fällt.
Allein Jan de Witt traut seinen Hoffnungen selbst nicht mehr. Er hat voll Bitterkeit gesprochen.
Turenne, Condé und der Marschall von Luxemburg überschwemmen den Süden. Die Bischhöfe von Köln und Münster stehen zu ihnen.
Oberyssel ergibt sich ohne Schwertstreich, und der Prinz muß mit den armseligen Zwanzigtausend zurück.
Die Franzosen stehen am Rhein. Das Landvolk ist nach Norden geflüchtet. Keine Menschenseele leistet den Plünderungen Widerstand.
Im Zollhause bei der Yssemündung räuchern sie einen alten

Bauern aus dem Heu. Er soll sie hinüberführen, doch er hat einen niederrheinischen Dickschädel. Da werfen sie ihn auf den Boden und geben ihm einen Schwedentrunk, nur Branntwein statt Jauche. Das überzeugt den Katholiken gegen den calvinischen Norden. Er führt sie durch den Rhein.
Der Prinz weicht von Yssel nach Utrecht. Die Vorposten der Franzosen stehen in Holland.
Utrecht ist ein Tollhaus geworden. Sie wollen dem Prinzen die Tore nicht öffnen. Sie verhindern die Vorstädte abzubrechen. Sie wollen's nicht glauben, nein, sie wollen's nicht glauben. Die Franzosen präsentieren sich alsbald in Person.
Yssel, Geldern, Utrecht liegt unter den Siegern. Utrecht bleibt Hauptquartier. Die Republik hat keine Vorwerke mehr.
Hollands Leib schüttelt das Furchtfieber. Ein jeder glaubt das blitzende Richtschwert über sich. Sie schicken Weib und Kind mit Geld und Gut nach England, Dänemark, Hamburg. Fort, nur fort. Oder sie vergraben ihre Schätze heimlich. Handel und Wandel stehen regungslos wie Lots Weib angesichts der Sodomsflammen. Kein Arm wagt Abwehr.
Sie warten und warten.
Im Kanal ringen De Ruiter und Kornelis gegen York. Der Kampf bleibt unentschieden. Jan sucht die Feinde durch geheime Verhandlungen hinzuhalten.
Alles hofft auf den Frühling. Die Wasser müssen frei werden. Der Feind dringt ins Überschwemmungsgebiet, da müssen die Wasser frei sein. —
Und am Haager Schloßteich steht endlich das Tauwasser auf dem Eise. Jan geht dem Ufer entlang. Durch die laubleeren Äste grüßt ihn sein Haus.
Eine stürmische Ratsversammlung hat sich hinter ihm geschlossen. Immer unzufriedener werden die Herren. Seine Partei schmilzt wie allerorts der Schnee.
Die wenigen Schritte zum Kneuterdijk werden ihm oft zu viele. In seinen vier Wänden ist Ruhe, sonst nirgends mehr.

Dort warten seine beiden Knäblein und die stille Schwester.
Als seine Hausfrau Wendela vor vier Jahren starb, meinte er den Schmerz nicht verwinden zu können und jetzt segnet er ihren Tod. Damals war er auf seines Ruhmes Höhe gestanden. Es ist ihr erspart geblieben, den Wittenstern verblassen zu sehen.
„Steh Hollandfeind! Vaterlandsverkäufer! Franzosenkriecher!"
Die beiden Brüder Van der Graaf dringen auf ihn ein. Er hat gedankenschnell den Degen herausgerissen und hält die beiden im Schach, Schritt für Schritt nach seinem Hause weichend. Da fallen ihm zwei in den Nacken und durchbohren seinen Rücken.
Er taumelt besinnungslos nieder.
Die Kunde des Mordanschlags verbreitet sich in den Provinzen, noch ehe Jan wieder zu Bewußtsein gekommen ist. An vielen Orten feiern sie heimlich die Graafen als Vaterlandsretter. Man hat die Mordbuben entwischen lassen.
Überall werden die Orangisten laut. Das ewige Edikt muß fallen.
Die Franzosen erwarten zu Utrecht die Landungsbotschaft ihrer Verbündeten, allein die See ist wider die Hollandfeinde. Ein Unerhörtes geschieht: die See hält ihren Atem an, zwölf Stunden ebbt sie. England muß vor De Ruiter weichen.
Die See verläßt ihr liebstes Volk nicht. ‚Sei ruhig, Holland, ich steh' bei dir, ich, deine Mutter, die dich groß gezogen hat.'
Kornelis muß ans Land getragen werden, er ist fieberkrank.

Mit einem Freudenlaut eilt Johanna an das Lager des Verwundeten, auch Kornelis steht etwas schwerfällig auf.
Jan hat die Augen aufgeschlagen und versucht sich emporzurichten, aber die Binden halten ihn.

Allmählich gewinnt er die Erinnerung.
„Kornelis, du bist nicht auf See?“
„Auch ich bin krank.“
„Sind die Grachten voll? ... Ich sehe die Sonne durch die Vorhänge .. ist es lang her ... sprecht.“
„Vierzehn Tage, Jan. Du sollst nicht viel reden. Draußen ist Sonne und Frühling.“
„Kornelis, antworte mir.“
„Die Wasser steigen, Jan.“
Der Kranke seufzt erleichtert und schließt die Lider.
„Die Wasser steigen ... die See wird Holland bewahren, wenn Jans de Witt Auge blind war und des Prinzen Arm zu schwach. Die See wird Holland hüten ....“
Dann forscht er wieder in Kornelis' Zügen.
„Ist etwas geschehen, Kornelis?“
Johanna beugt sich über ihn.
„Jan, du mußt Ruhe halten. Der Chirurg sagt, daß du in wenigen Tagen aufstehen wirst, wenn du ruhig bleibst.“
„Kornelis, du darfst nicht schweigen!“
„Das ewige Edikt ist gefallen.“
Jan lächelt schmerzlich.
„Sie haben die Tage eifrig benutzt.“
Da fällt Kornelis vor dem Lager auf die Knie.
„Jan, auch mich haben sie gezwungen ... ich halt's nicht aus ... du mußt es hören, Jan!“
„Erzähl', Kornelis, ich bin stark genug.“
„Ich bin nach Dortrecht gebracht worden. Noch lieg' ich zu Bett, da kommt der ganze Rat in die Fieberstube, an der Spitze der Dominus Klerkius. Sie tragen ein schweres Testimonium auf Eselshaut mit dem Siegel der Stadt. Allerorts seien derlei Testimonien verfaßt, sagen sie, darin werde überall die Abschaffung des Edikts verlangt. Die Ratsherren, Prädikanten, alle Personen von Rang hätten unterzeichnet, auch ich müßte es tun. Ich habe ihnen die Tür gewiesen. Ohne ein

Wort. Aber sie sind nicht gewichen. Das war ein endlos Geschrei und Drängen. Hundertmal haben sie den Kiel in die Tinte tunken müssen und immer ist er ihnen wieder eingetrocknet. Dabei haben mir die Kiefer geschlottert. — Endlich hab' ich meinen Namen hingeschrieben, aber ein ‚Vi Coactus' darunter gesetzt.
Das hat der Klerkius gesehen. Die andern wollen sich schon zufriedengeben; er aber stellt sich in die Tür, erhebt ein dröhnen-Geschrei von Verrat und Niedertracht, daß allen die Haare zu Berge stehen. Er erläutert die Glosse, die unter meinem Namen steht und die sie der Gewalt beschuldigt. Viel fehlt nicht und sie bringen mich um. Die Mutter beschwört mich und bettelt. Da hab' ich das ‚Vi Coactus' ausgestrichen."
Kornelis vergräbt sein Gesicht in die Decken. Jan legt seine Hand auf ihn.
„Du hast im Fieber gelegen, und die Mutter ist alt und gebrechlich."
Johanna steht am Fenster und weint lautlos.
„Kornelis, was ist mit den Mordbuben geschehen?"
Der Admiral richtet sich auf.
„Der jüngere Graaf ist festgenommen worden. Das war meine erste Handlung. Der andere ist entflohen."
„Haben sie ihm den Prozeß gemacht?"
„Er ist enthauptet worden."
„Und was sagt das Volk?"
Kornelis wendet sich ab.
„Was soll das Volk sagen!"
Dem wunden Manne zu berichten, daß man das Andenken dieses Wegelagerers feiert, hat Kornelis nicht Herz genug.

Die Versöhnung De Ruiters und des jungen Tromp ist auf Wunsch des Prinzen geschehen. Noch ehe Kornelis de Witt zur Flotte zurück kann, sind die beiden von Amalie von Solms und Wilhelm im Oraniensaal empfangen worden.

De Ruiter, ein Feind der lauwarmen, politischen Unterhaltung, hat bald seinen Urlaub genommen, Tromp und den Staatsrat Van der Graaf, den Vater des Hingerichteten, beim Prinzen zurückgelassen.
Wilhelm blickt zu Boden und ringt mühsam darnach, seiner Erregung Herr zu werden.
Er hat von Kindheit auf unter dem Zwiespalt seiner Erscheinung und seines Wesens hart gekämpft. Die hohe, schlanke Gestalt, das blasse, verschlossene Gesicht erinnern an die englische Mutter. Seine Muskeln scheinen laß und kraftlos, müde seine Augenlider. Aber in seinem Blut brennt die Leidenschaft des Vaters.
Wenn Tromp und Graaf wüßten. wie ein jedes ihrer Worte die qualvollen, ehrgeizigen Träume seiner Nächte aufpeitscht, wie weit geringerer Kraft es bedürfte, sein Gewissen zu betäuben!
„Vielleicht bin ich zu jung und zu unerfahren, die volle Staatsnotwendigkeit einzusehen," kommt es zögernd von seinen Lippen, das erste geneigte Wort.
Tromp schnellt in die Höhe.
„Durch meine Versöhnung mit De Ruiter haben Eure Hoheit das Gegenteil bewiesen. Die Zeit ist gekommen. Jan de Witt darf nicht früher vor dem Rate erscheinen, als seine Verbannung beschlossen ist, und er wird in wenigen Tagen hergestellt sein. Kornelis aber muß zuerst fallen."
„Ohne Unrecht scheint mir beides unmöglich."
„Hoheit, unser Recht sind die Niederlande. Die sind von den Witten ins Verderben gerissen worden. Wenn der hochmütige Feind in einem Monat die Generalstaaten hat schmählich unterjochen können und überall nur Furcht und Schrecken, nirgends mannhafte Wehr gefunden hat, wenn die Mühsal unserer Bauern der Meeresflut preisgegeben und Hollands Ruhm und Ehre, sein allmächtiger Handel, ein Gespött der Briten geworden ist — wer trägt die Schuld, welche Strafe

hat genug Gewicht, solche Verbrechen aufzuwiegen? Durch ein Jahrzehnt hat Euer erlauchter Name unter den schimpflichsten Staatsbeschlüssen und Edikten zu ersticken gedroht, als hätte Oranien an der Freiheit der Niederlande den geringsten Anteil! Wo lauert da Unrecht, wo Tücke? Der Aufschub dieses Gerichtes ist ein Makel an Hollands Ehre. Wer jetzt zurückbebt, versündigt sich wider Gott und den Staat!"

Der Prinz starrt, am ganzen Leibe zitternd, in die Augen des Redners.

„Tromp, Ihr seid fürchterlicher in Eurem Hasse, als dieser unglückliche Vater!"

Tromp beugt sein Knie, und Van der Graaf folgt seinem Beispiel.

„Hoheit, nicht ich — Euer Volk, die freien Bürger der Niederlande, die zu Euch aufblicken als zu ihrer Hoffnung, reden so zu Euch! Verschließt Euer Ohr nicht!"

Die Huldigung bringt dem Prinzen einige Fassung.

„Er hat meine Erziehung geleitet. Ich muß ihm dankbar sein wie einem Lehrer. Ich kann nichts wider ihn."

„So gebt uns freie Hand, Hoheit," fordert der alte Graaf. „Der Name Oranien soll nicht besudelt werden."

„Ihr habt einen Sohn zu rächen."

„In meinem Hause hält sich der Wundarzt Tichelaar auf, ein glühender Patriot und ergebener Diener Eurer Hoheit. Er hat sich bereit erklärt, Kornelis de Witt eines Mordanschlages gegen Eure geheiligte Person öffentlich zu bezichtigen."

„Genug! Schweigt! Ich will nichts hören! Um Gottes Barmherzigkeit, Ihr macht mich zum Lumpen!"

„Hoheit, es gibt nur eine Wahl: die Witten oder die Niederlande!"

„Geht, meine lieben Herren, geht. — Ich kann es nicht hören! Es sei, als hättet Ihr nicht gesprochen! Nichts habe ich vernommen! Meine Hände sind rein!"

„Hoheit, versprecht uns Freiheit der Handlung nach unserem Gewissen."
„Ich habe nichts gehört. Tut, was ihr um des heiligen Vaterlandes Wohl verantworten könnt."
Als hinter den beiden die Tür zugefallen ist, wankt der Prinz auf seine Großmutter zu. Sie war der Unterredung stumm gefolgt und empfängt den Gebrochenen in ihren weit gebreiteten Armen.
„Großmutter, habe ich noch reine Hände!"
„Sei ruhig, mein Sohn, du warst weise. Um jedes Thrones Fundament rauscht die häßliche, rote Flut. Kühn muß das Auge sein, entsagungsfroh das Herz und stolz der Wille, daß der Thron, das heilige Zeichen, rein und leuchtend rage über dem Fundament."

+

Eine Sänfte, deren Fenster verhüllt sind, wird vor dem Hause Hendriks van der Spyk abgesetzt.
Benediktus eilt dem Gaste voll herzlicher Freude entgegen und geleitet ihn zu einem bequemen Stuhl.
„Hättet Ihr nur ein Wort an mich gerichtet, ich war immer bereit zu kommen!"
„In meinem Hause ist kein Frieden mehr. Ich wollte noch einmal Euren Frieden genießen. Wir sehen einander vielleicht zum letzten Mal."
„Das scheint mir unmöglich, da Ihr doch wieder gesund seid, hochmögender Herr."
„Sie betreiben unsere Verbannung, Mijnheer de Spinoza. Morgen werde ich mir selbst das Urteil aus der Staatsversammlung holen. Dann kommen die lästigen Geschäfte im Hauswesen, da muß ich zugegen sein. Ich habe heute von allen Freunden Abschied genommen. Es war nicht allzu ermüdend. Ihr seid der letzte. Oh, entgegnet mir weiter nicht! Ich weiß, meine Stunde ist gekommen. Sie machen's mir nicht schwer. Mir ekelt."

Sie schweigen lange.
Der Ratspensionär läßt seinen Blick über den Geisthof schwei
fen. Die Greisinnen besorgen ihre sechsunddreißig Gärtchen
Sie bücken sich zu jedem grünen Stenglein nieder, rupfen
und zupfen, werfen Unkraut und vergilbte Blätter auf den
Weg, neigen hie und da eine Blüte und genießen die Farb
und den Geruch. Sie wissen nichts von den großen Dingen
die sich außerhalb ihres Hofes bereiten, oder zucken höchstens
mit den Achseln, wenn davon etwas hineinflattert: Ah du
lieber Gott, ja, so geht es eben!
„Und die haben auch ihren Anteil an der Ewigkeit, an
dem großen Naturgott? Seht, Mijnheer de Spinoza, wie
ich jetzt stundenlang müßig gelegen bin, da sind mir manch
Gedanken wider Euch gekommen. Es fehlt die Wage, die
Hoffnung, die Erlösung in Eurem Gottesbilde. Ihr seid der
grausamste Denker, den die Erde getragen hat."
„Einer meiner Freunde hat zu mir gesagt: ‚Deine Lehre ist ein
Feiertagskleid'. Da er kein Feiergewand mehr anhatte, hat
er den großen Gott verleugnet. Das Leid hat ihn geblendet
Aber Ihr müßt sehen.
Auch die Weiblein im Geisthofe haben gewiß ihr Teil an
der Ewigkeit Gottes. Doch scheint Euch das Kieselrollen im
Bache ein und dasselbe wie der Sternengang am Firma
ment?
Gott ist erhaben über Grausamkeit und Liebe: er wirkt sein
unendliches Leben. Und alles in uns und um uns und wir
gleichen der Knotung zahlloser Fäden, die von Ewigkeit her
einander durchdringen und umschlingen und nach gleichen
einenden Gesetzen in der Zeit das Bild formen, das wir mit
unseren schwachen Sinnen zu umfangen streben das wir mit
Namen belegen: Menschheit, Sonnenwelt, Meeresbrandung
Ich, Du — das Glück und Leid eines Augenblicks.
Alles ist nur ein Finden der ewigen Möglichkeiten unter der
Sammelliste der Not.

Doch wie nur eine besondere Linsenordnung uns das Sternenbild näher zwingt, wie sich in jedem Gewebe Formen und Ornamente leuchtend vom Untergrunde heben und das Auge bannen, so ist auch eines Jan de Witt Wirken und eines Jan de Witt Freude und Leid nicht in dem Untergrunde unserer Zeit verloren — wohl aber das der Geisthofweiblein und ihrer Blumen. Diese müssen gehen und welken. Sie haben keine Melodie in das Menschheitsgeschehnis eingeflochten. Die Melodie Jans de Witt wird aber bleiben."
Der Ratspensionär ist in den Stuhl zurückgesunken, er hat die Augen geschlossen, seine Hände ruhen gefaltet im Schoße.
„Ihr seid ein Zauberer, Benediktus de Spinoza. Nein, kein Zauberer, kein Lügengeist — ein Medikus seid Ihr. Ihr bettet das Herz, das an der bangen Stunde zittert und bersten will vor Bitternis, in den stillen Gang der Ewigkeit. Da kann es sich ausweinen wie ein Kind in Mutterarmen..."

Die beiden Witten werden am frühen Morgen durch Geschrei aufgeschreckt. Ein Trupp Reiter hat das Haus umzingelt und wehrt das wütende Volk ab. Ein Offizier und Soldaten dringen ein.
Ohne Aufklärung wird Kornelis auf einen Haftbefehl hin, der das Staatssiegel trägt, gebunden und, notdürftig gekleidet, hinuntergeschleppt. Die Reiter schließen sich eng um ihn. Das Volk ist kaum zu halten.
„Laßt uns den Hund! Den Prinzenmörder! In den Kot mit den Witten!"
Kornelis geht wie im Traume.
Er wird in die Gevangenpoort geschleppt. Dort harrt ein Gerichtshof unter dem Vorsitz des Ratsherrn Van der Graaf. Tromp sitzt unter den Schöppen.
Ein kurzbeiniger, rotschädeliger Mensch springt auf den Gefesselten zu und schleudert ihm eine volle Börse vor die Füße.

„Da — friß dein Blutgeld!“
Dann wirft sich der Mensch vor den Richtern in den Staub und jammert ihnen Hunger und Not seiner Familie vor.
Nur so sei es möglich gewesen, daß er dem Verführer sein Ohr geliehen habe, das Geld habe überwältigend geklungen, er habe sich bereit erklärt, den Prinzen zu erdolchen. Dann aber sei die Reue über ihn gekommen, wie ein Höllenfeuer habe sie an seinem Herzen gefressen. Das Brot, das er sich und den Seinen aus der Börse gekauft, sei ihnen allen im Munde gequollen, fast wären sie daran erstickt. —
In vier Seeschlachten hat sich Kornelis dem Feinde geboten.
Er hat verlernt vor dem Tode zu zittern.
Er durchschaut die Komödie.
Der Gerichtshof scheint die fürchterliche Anklage längst zu kennen. Die Schöppen und Ratsherren tragen ihre Entrüstung zu stark auf. Er mustert einen nach dem andern. Kein einziger Freund, obwohl etliche darunter sitzen, die ihm Dank schulden.
Van der Graaf richtet Fragen an ihn. Er schweigt verächtlich. Dann aber, um der Unwürdigkeit dieses Prozesses ein Ende zu machen, läßt er sich laut und ruhig vernehmen: „Ich habe diesen gedungenen Schurken niemals gesehen.“
„Kornelis de Witt,“ gurgelt der Vorsitzende heiser, „ich fordre Euch auf, das Schriftstück hier, das Euer Bekenntnis enthält, zu unterzeichnen oder . . .“
Kornelis zuckt nur die Achseln.
Sie ziehen ihn auf den düsteren Hof der Gevangenpoort hinunter. Aus der Peinkammer dringt der blaue Dunst eines anglimmenden Kohlenbeckens.
Seine Hände werden gelöst. Ein Knecht zieht das glühende Eisen aus den raschelnden Kohlen, zwei andre halten Kornelis' Linke aufgespreizt.
„Wollt Ihr unterzeichnen?“
Kornelis schweigt.

Sie brennen ihm den Handteller aus. Ekelhafter, brenzlicher Dampf füllt das niedrige Gewölbe.
Kornelis steht totenblaß, doch ohne zu zittern.
Langsam und bedächtig arbeitet der Knecht, als müsse er ein zartes Kunstwerk vollenden. Linie um Linie der Pulsader zu.
Wie der Schmerz unerträglich zu werden droht, öffnet Kornelis die Lippen.
Der bebende Ratsschreiber drängt sich hastig mit Feder und Schrift hinzu.
Kornelis beginnt mit starker Stimme:

„Justum et tenacem propositi virum
Non civium ardor ..."

Die Ratsherren schaudern, und der Knecht tut hastiger seine Blutarbeit.
Als Kornelis die zweite Strophe der Horazischen „Bürgertugend" beendet —

„... Si fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinae ..."

— bricht Graaf das peinliche Verfahren ab.
Sie binden den Gemarterten und führen ihn in die Gerichtsstube zurück, die nun sein Gefängnis wird.
Vom Fenster aus sieht Kornelis die wütende Menge Kopf an Kopf auf dem Prangerplatz, während er die hochgeschwollene Linke in den Wasserkrug taucht.
Graf von Tilly an der Spitze seiner Reiter sucht die Gasse im Zaum zu halten.
Pöbel und pfäffisch verhetzter Mittelstand haben sich zusammengetan, die Gevangenpoort zu stürmen.

„Heil Oranien! Die Witten in den Rot!
Wer anders will, den schlag der Donner tot!"

Die Richter sind in der unangenehmen Lage, ohne Beweisstück vor dem Rate erscheinen zu müssen.

Jan hat für den Bruder und sich Pässe erlangt. Er gelobt, noch vor der Dämmerung den Haag zu verlassen. Unter Bedeckung muß er auf den Kneuterdijk geführt werden. Am Abend, wenn die vor der Gevangenpoort müde geworden sind, will er die Flucht bewerkstelligen.
Da meldet ein Soldat, daß Kornelis den Bruder dringend zu sprechen wünsche. Jan eilt die wenigen Schritte hinüber. Unbedroht läßt ihn die Menge passieren, nur die haßerfüllten Blicke brennen ihn.
Ein Offizier öffnet die Zelle und entschuldigt sich, daß er hinter dem Pensionär wieder schließen müsse — der Menge wegen.
Jan küßt die verstümmelte Hand, dann fragt er nach dem Begehr seines Bruders.
Kornelis weiß von keiner Botschaft.
Sie stehen einander wortlos gegenüber. Von draußen schallt wildes Jauchzen herauf.
Kornelis sinkt an die Brust des Bruders.
„Sie haben deine Liebe mißbraucht, um dich in die Falle zu locken."
„Tilly hält Wache ..."
Jan schlägt das Fenster ein und will den befreundeten Oberst anrufen. Der Volkshaufe verstummt.
Tilly kommandiert: „Aufsitzen!"
Er bemerkt den Pensionär am Fenster. Ehrerbietig grüßt er hinauf.
„Über schriftlichen Befehl, von Seiner Hoheit dem Prinzen Wilhelm signiert: Ralliiert euch!"
Die Reiter ordnen sich zu einen Zug.
Jubelgeschrei verschlingt den Marschbefehl.
Jan sieht die Reiter im Trab abziehen.
„Kornelis, die Witten sind preisgegeben. Gott schütz' meine Kinder!"
— — — — Die schwere Gefängnistür zersplittert unter den Kolbenschlägen.

Sie reißen die Brüder voneinander und treiben sie unter fürchterlichen Stößen und Hieben die Stiege hinab.
Nur wenige Schritte sind hinüber zum Pranger vor der Gevangenpoort. Der Weg ist vom Gedränge verstopft.
Wutgeheul. Rasende Hämmer, Äxte, Knüppel, Steine. Die Witten sinken noch unter dem Torbogen der Gevangenpoort. Sterbend werden sie weitergerissen. Ein jeder der Patrioten will sein Messer in ihre verhauchende Brust gerannt, seine Zähne in das warme Fleisch gehauen, seine Daumen in die ausgeronnenen Augenhöhlen getrieben haben.
Sie balgen sich um das Vorrecht der Leichenschändung.
Ihre Augen starren trunken, ihre blutrünstigen Mäuler ächzen und gurgeln vor Wollust.
Die nackten Leichname werden an die Prangersäule gebunden, kopfnieder wie gefälltes Schlachtvieh.
Sie reißen mit Messern, Zähnen und Krallen die erkaltenden Leiber auf, zerren das Eingeweide über den Boden, lecken das sickernde Blut.
Eine grauenhafte Stille liegt über dem Gewühle. Nur hie und da das Ächzen eines Getretenen, das Stöhnen eines Verzückten, der Schrei eines Gierigen, der seine Hände zum erstenmal in die aufgebrochene Brust der Witten senkt, sich an einem Muskel verbeißt ...

Benediktus hat von seinen Hausleuten den Schrecken vernommen.
Er eilt über den Binnenhof. Da kommen sie ihm entgegen: Fleischfetzen in der Faust, bluttriefende Tücher schwenkend, taumelnd wie von einem Freudenfeste. Sie halten einander umschlungen, streicheln einander die besudelten Wangen, küssen einander.
Auf der Mordstätte steht ein kurzbeiniger Rotschädel und hält die beiden Herzen an den Aderbüscheln hoch, sie sollen an den Meistbieter verkauft werden.

Da schreit eine Stimme aus dem Fenster der Gevangenpoort: „Schmeiß' sie doch vor die Hund'!"
Benediktus erkennt Tromp.
Er wirft dem Roten die Börse zu und erhält die Herzen.
Seine Knie drohen zu versagen, er kann kaum atmen. So hastet er auf den Kneuterdijk hinüber.
Die Tür ist verrammt. Er pocht an ein Fenster. Die Sinne wollen ihm schwinden.
Johonna de Witt öffnet ein Fenster. Benediktus hält ihr die Herzen entgegen.
Sie vermögen beide keinen Laut von sich zu geben. Ihre Augen hangen ineinander voll grenzenlosem Entsetzen.
Sie beugt sich nieder und nimmt die geretteten Reliquien.
Benediktus hastet weiter, von einer stickenden Qual gejagt.
Unversehens ist er vor seine Wohnung gelangt.
Er tappt hinauf, reißt einen Bogen Papier aus der Lade.
Schluchzend schreibt er. Er verwahrt die Menschheit vor jenen Bestien, er verwahrt die Erde vor der Ruchlosigkeit einer Politik, die unter gottgefälliger Fratze alle Menschenwürde schändet.
Er will das Plakat an die Haustür schlagen, da tritt ihm Hendrik van der Spyck entgegen und fleht ihn an, die Raserei nicht unter sein armes Dach zu beschwören. Spycks Weib umklammert seinen Arm.
Benediktus läßt das Schriftstück fallen. Er sinkt auf die Stiege und bedeckt sein Gesicht.
Die beiden Eheleute wagen nicht ihn zu berühren. Sie stehen mit gefalteten Händen und ehren sein Schluchzen und die Tränen, die zwischen seinen Fingern hervorrollen.
Nie haben sie ihn weinen sehen, den stillen, heiteren Hausgenossen, nie haben sie ihn zornig gesehen, den sanftmütigen, gütigen Grübler. Sie stehen wie fürchtige Kinder vor einem Heiligtume und beten.

Benediktus ist nach dem Wittenmord wochenlang in schwerem Fieber gelegen. Sein altes Rijnsburger Leiden hat an Gewalt gewonnen und läßt nicht mehr von ihm. Aber er lebt nicht in der Welt des leiblichen Behagens. Über Studien und Experimenten und über der Schleifarbeit vergißt er Husten und Fieber.

Die ‚Ethik' wandert handschriftlich von Freund zu Freund. Den vielen Widersachern des Traktats ist es gelungen, einen Druck zu verhindern. Allein die neue Lehre von der Gottnatur, die zu Rijnsburg erblüht und zu Voorburg und im Haag die unvergängliche Frucht erschwellen ließ, weiß ihren stillen Weg durch die Niederlande bis nach Deutschland und Frankreich zu finden. Die Zahl ihrer Schüler wächst. Doch alle sind sorglich gewählt, kein unberufenes Ohr kann die Botschaft hören.

Ein hoheitsvoller Frieden ruht auf den abgezehrten Zügen des Philosophen, seit der letzte Verzicht auf öffentliche Ehre überwunden ist.

Der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz hat ihm ein Ordinariat der Philosophie an seiner Universität zu Heidelberg antragen lassen. Benediktus hat abgelehnt.

Er weiß, daß sein Boden noch nicht bereit ist. Glauben und Meinung haben den Herzensacker erhärtet, und es mangelt in all der Dürre an dem läuternden Vernunftregen. Die Luft ist schwer und schwül. Wer aber berufen ist, von höchster Lehrkanzel aus zu säen, der darf nicht erst fragen müssen, ob auch der Herzensacker bereit sei, der muß das Bewußtsein tragen,

daß seine Worte ein Aufjauchzen und Aufblühen bringen — keine unreifen Zweifel und keinen Zwist, noch Widerwillen, der in jungen Herzen Verzagtheit oder wirren Dünkel zeitigt.
Denn die Jugend kennt nur den Glauben an ihre Kraft und an ihr Gewissen. Wehe, wer an diesen Glauben tastet!
Der Graf St. Denis verplaudert mit ihm die wenigen Stunden, darin sich Benediktus der Erholung hingibt. Unermüdlich trägt der greise Marschall die Tagesanekdoten zu. Aber Benediktus hat sich in den letzten Monaten bisweilen der Ungeduld kaum zu erwehren vermocht. St. Denis behandelt ihn wie ein krankes Kind.
Ein neuer Kreis von Freunden und Bewunderern umschließt ihn. Allein, der Kreis ist so weit gezogen, daß persönliche Begegnungen selten werden.
Mayer kommt hie und da von Amsterdam, und Benediktus entgeht es nicht, daß der Besucher immer bekümmerter um das Brustübel wird.

+

Seit jenem Schreckenstage haben die Eheleute Van der Spyck an ihrem Einwohner keine laute Erregung mehr gesehen. Doch manchmal in stillen Abendstunden, wenn De Spinoza einige Augenblicke bei ihnen gesessen und wieder in sein Studierzimmer emporgestiegen ist, reden sie von den Tränen, die auf der Treppe geflossen sind.
Benediktus pocht an ihre Tür. Sie kennen seine Art und fordern freundlich auf. Der Tisch mit der Öllampe, die ihr schüchternes Licht kaum über die nächste Umgebung breitet, ist an den Kamin gerückt.
Draußen treibt der Spätherbst sein Unwesen. Benediktus und Sieur de Saint-Evremond sind in ihre Wohnungen gebannt.
Da bringt der Bote ein dickes Kuvert für den Philosophen. Als er entlohnt ist, betrachtet Benediktus die fremde Schrift

und das italienische Siegel verwundert. Er öffnet, indes die Hausleute erwartungsvoll schweigen.
Seine Stirne verfinstert sich, eine rote Zornwelle überflutet sein Gesicht, er rafft die Blätter zusammen und verläßt wortlos die beiden Eheleute.
Die wispern nun wieder über jenen Tag und jene Tränen.
In der Studierstube liest Benediktus noch einmal. Dann läßt er die Hand in den Schoß sinken. Seine Züge sind ernst, sein sinnendes Auge ruht in der dunkelsten Zimmerecke.
Dort wächst die Gestalt des Studiosus Keezer aus dem Schatten. Leidenschaft und Gier nach dem neuen Wissen zittert um Mund und Augen, und das hündische Schuldbewußtsein verschrumpft die Stirn. Aus seinen Händen ist das erschlichene Manuskript der ‚Ethik' — es war damals der erste Teil — gefallen.
Und jetzt wagt er es mit diesem Briefe vor seinen Lehrer zu treten.
Aber das Phantasiebild erweitert sich. Er ist kein Einzelwesen mehr, der unlautere Geist, der damals vor ihm gekniet war und seine Arme schützend über den Kopf gebreitet hatte. Johannes hat das Persönliche verloren, er ist ein Zeichen geworden.
Das Symbolum trägt die Larve heiligen Friedens und würdevollen Gleichmutes, und die Menschen blicken zu ihm auf und suchen Seelenruhe aus ihm zu gewinnen.
Das Symbolum trägt die Larve heiligen Zornes und unbesieglicher Gewißheit, und die Menschen wagen nicht, es anzutasten.
Das Symbolum trägt die Larve heiligen Mitleides und selbstüberwindender Liebe, und die Menschen liegen vor ihm auf den Knien und schlagen an die Brust und flehen den Gott um die gleiche Gnade des Friedens, der Gewißheit und der Liebe an — und sie gewahren die Larven nicht, die Dürftigen!

Und es hat sehr bewegliche Lippen, eine gehobene Stimme dabei, die sich an ihrem eigenen Schalle sättigt und vor Selbstberauschung bebt; es hat verstanden, Begeisterten, Erlebenden, Sehern den Rhythmus abzulauschen.

Jesus von Nazareth, wo ist deine Geißel, die du über den klimpernden Wechseljuden schwangest?

Dein heiliger Zorn, deiner Worte Mannhaftigkeit, die den Schriftdünkel und Wortzauber der Pharisäer zerschlugen, daß die Rasenden nur nach deinem Tode lechzten, sind verraten. Jetzt töten sie dich nicht mehr, du Begeisterter, du Erlebender, du Seher — sie hängen dir am Munde, stehlen deine Geisteswaffen und schänden sie.

Johannes Reezer steht vor ihm und predigt Buße und Einkehr:

‚Ich beklage und beweine dich, der ich einst deines Geistes Freiheit und Schärfe bewunderte. Was ist deine Philosophie: Täuschung und Schimäre. Teuflische List spricht daraus. Elender als ich sagen kann, bist du, so du Christum nicht glaubst. Aber auch für dich leben noch Gnadenmittel. Bekehre dich vor deiner verderblichen Anmaßung, deinen traurigen, unsinnigen Gedanken!

Denn was willst du gegen die katholische Lehre? Patriarchen, Apostel, Märtyrer und heilige Jungfrauen sind ihr nachgehangen, und du, elendes Menschenkind, du niedriger Erdenwurm, du Staub und Würmerfraß, willst du noch fürder die fleischgewordene Weisheit des ewigen Vaters mit deinen Lästerungen übersudeln?

Demut ziehe an und werd' ein neuer Mensch!'

Und der berauschte Mönch wagt den Schöpfer der ersten Bibelkritik mit seinen Widerlegungen zu überschütten und kleidet sein Lallen in die Prunkfalten der Liebe, Sanftmut, Geduld und des Gottvertrauens.

‚... Jetzt ruft dich Gott einmal noch durch mich, vielleicht zum letzenmal. Er möge dich erleuchten, zum Ruhm seines

Namens und zum beglückenden Beispiel deiner vielen, unseligen Verehrer! Amen.'

Benediktus erinnert sich jener Winterabende, an denen er besorgt des heimkehrenden Scholaren harrte. Lange hatte er gehofft, in dieser jungen Brust einen Altar zu errichten. Johannes Keezer war ein anderer.

Die Menschheit scheidet sich. Uneins ist sie. Kein Bogen ist über ihren inneren Abgrund gebaut.

Sie stellt die ewig feindlichen Mächte, über deren Walstatt der Baum der Erkenntnis rauscht. Seine Wurzeln sind durstig nach dem sickernden Blute, und seine Blätter scheinen unendliche Todesseufzer trinken zu müssen, bevor die wenigen Knospen erblühen und die heiligen Früchte reifen können.

Aber es mag fließen, das edle und das unedle Blut unter dem Erkenntnisbaum. Und wenn Jahrtausende über dem Reifen einer einzigen Frucht hinziehen — sie reift dennoch, Johannes Keezer und alle ihr andern Larventräger und Larvenvertrauer.

Sie reift. Die heilige Frucht reift.

Auf dem Schnee des Geisthofes strahlen die Fenster der sechsunddreißig Häuslein ein festliches Geflimmer. Die alten Mütterchen haben Kuchen und Wein erhalten und ein jedes ein Paar warmer Schuhe zu Ehren des Dreikönigstages. Sie laden einander zu Gast. Je drei und vier, die besonders befreundet sind, sitzen beisammen, schmausen und trinken und sparen heut' mit dem Lichte nicht.

Durch den Haag ziehen Knaben und tragen an hoher Stange den Stern aus geöltem Papier, durch ein Licht erhellt.

Benediktus ruht, in Kissen gebettet und von Wolltüchern umwickelt, in einem Stuhl am Fenster.

Sie haben ihn hinuntertragen wollen, denn unten soll der vergoldete Bohnenkuchen angeschnitten werden. Die Haus-

frau hat ein reichliches Mahl gerüstet, und die Kinder freuen sich auf die Weisen aus dem Morgenlande. Ein jedes hat seinen Kuchen für den tiefen Bettelsack der Könige bereit. Denn auch über die Paviljoensgracht wird der leuchtende Stern ziehen, sind nur erst die großen, reichen Gassen abgesammelt.

Benediktus hat sich geweigert, an dem häuslichen Feste teilzunehmen. Er ist zu schwach. Sein Atem geht schwer. Das Husten schmerzt.

Im Kamin haben sie ein tüchtiges Feuer gemacht und ein Tischchen mit Wein und Backwerk an seine Seite gerückt. Er hat gelesen und dann war er eingeschlummert.

— — Schellengeläute erweckt ihn. Ein Schlitten hält vor dem Hause.

Nacht ist's geworden. Die Kaminglut erleuchtet das Zimmer.

Fremde, schwere Tritte stampfen die Treppe herauf. Benediktus reckt sich und will aufstehen.

Der späte Gast pocht derb.

„Darf man eintreten, Benedikt?"

„Wer seid Ihr?"

„An der Stimme werdet Ihr mich kaum erkennen, Benedikt. Es ist fast ein viertel Säkulum her. Ich will Licht machen."

Er ergreift einen Holzspan und entzündet ihn an der Torfglut.

„Jarig! Wo kommt Ihr her — so spät?"

Jarig stellt die Kerze auf das Tischchen neben dem Kranken, wirft seinen Pelz ab und zieht einen Stuhl nahe; dann setzt er sich breit nieder und lugt blinzelnd in das abgezehrte, todblasse Gesicht hinüber.

„Als ich heut' morgen aufgestanden bin, hat mich die Sehnsucht nach Euch gepackt. Der Mayer hat mich in Unruh' gebracht. Ich bin den Tag gefahren, ich will durch die Nacht wieder

zurück, denn mein Haus liegt wie eine Falle über mir geschlossen, es leidet mich nicht mehr in fremden Betten und an fremden Tischen. Aber ich will Euch gesehen haben, bevor ich mich wieder schlafen lege."
„Dank, Jarig, daß Ihr noch kommt. Es ist hoch an der Zeit."
„Ei, so müßt Ihr das nicht nehmen, Benedikt! Der Mayer ist ein gar zu Trübseliger. Jetzt kommt der Frühling bald, in wenigen Wochen ... da wird sich das Übel schon begeben. Aber ich wollt' nur meine Ruh' haben."
Er beugt den langen Oberkörper vor und umschließt die fieberheiße Hand Spinozas mit seinen großen, kühlen Pranken. Sie schauen einander schweigend in die Augen, lange, lange. — So kommen sie über die fünfundzwanzig Jahre hinweg.
Dann lehnt sich Jarig zurück und tut einen tiefen Zug aus Spinozas Weinkrug.
„Am traurigsten ist es doch unserem Adriaan gegangen. Daß er versinken muß, hab' ich gewußt — aber so elendiglich!"
„Eines hat er nie begriffen, Jarig, und das hat ihn gefällt. Er hat immer gegen die Gottesfeinde gekämpft und nicht erkennen wollen, daß niemand Gott hassen kann."
Jarig schüttelt bedächtig seinen Schädel.
„Das ist eben der Lehrsatz in Eurer Ethika, den auch ich nicht bewältige.
Wenn man das lieblose Treiben beschaut — schön gemächlich, aus der Ferne — wie sie einander hetzen und jagen und kein einziger des andern Freund ist, wie sie einem nicht den Atem lassen wollen zu dem Gebete, das man selbst gefunden hat, immer ihren Gott, ihren Glauben, ihr Fürwahrhalten einem in die Seele pressen wollen — da wird man dennoch irre. Es ihnen nur um ihre Meinung und Macht über die Herzen zu tun, das Wort Gott läuft nur so mit wie das Heiligenbild auf einer Prozessionsfahne. Und das sind doch

nimmer die Freunde Gottes. Ich meine, die meisten sind seine Feinde."

„Jarig," flüstert Benediktus, „Gott ist nicht in dem Spiegelwerk der Menschen zu finden. Das sind nur Formen. Wir müssen ihnen auf den Grund schauen. Und da lebt Gott auch in denen, die Ihr seine Feinde heißt.

Wenige haben, so wie ich, von Jugend auf erfahren, wie der Name des Ewigen von den Menschen mißbraucht wird, um eines eiligen Friedens oder um der Macht willen. Aber das ist alles nur Spiegelwerk und richtet sich dereinst selbst.

Sie haben noch kein Auge für die Gotteswahrheit, die in ihnen lebt — die Dürftigen und die Klugen. Sie wissen nicht, daß sie mit all ihrer Klugheit und Dürftigkeit ihren Einschlag geben müssen und ihr Teil haben an der großen, unabänderlichen Entwirkung der Gotteswahrheit.

Das weiß ich, und es ist das Glück meines Lebens:

In allen ihren Leiden und Freuden, in allem ihren Tun und Lassen offenbart sich das unendliche Leben. Sie sind bestimmt nach den gleichen Gesetzen, die in Gott wirken, sie sind eins mit Gott — und darum kann niemand Gott hassen.

Sie hassen und lieben nur ihren Wahn.

Hätte Adriaan nicht diesen Wahn angehauen, der sich selbst richten muß — sonst steht er immer wieder auf wie ein tiefwurzelndes Unkraut — so wäre Adriaan nicht versunken ..."

Benediktus' Stimme ist stärker geworden; als er aber verstummt, befällt ihn ein schwerer Krampf.

Jarig labt ihn und trägt ihn ins Bett; er entkleidet ihn und hüllt ihn sorglich in die Kissen.

„Ist Euch nun besser, Benedikt?"

„Diese Krankheit ist nicht schwer zu ertragen, Jarig ... sie bringt fast keine Schmerzen, und Schmerzen verwirren den Geist. Doch Ihr wollt heute noch hinüber ins Utrechtsche ..."

„Im Frühjahr komm' ich wieder, Benedikt."

„Tut mir die Liebe und schreibt an Lodewijk, er möge die Winterfahrt nicht scheuen. Ich will ihm meine Schriften für Rieuwertsz geben. — Und verlöscht das Licht, bevor Ihr geht ..."

Jarig küßte die magere Hand des Kranken.

„Schlaft wohl, Benedikt."

Er löscht das Licht und schleicht behutsam hinaus.

Die Schlittenschellen jauchzen auf, immer schwächer und schwächer läuten sie und verklingen.

Aus der Stube von unten schallt Fröhlichkeit. Sie haben gewiß schon den Bohnenkuchen angeschnitten.

Es war gut, daß er oben geblieben ist.

Da singen helle Knabenstimmen von der Straße herauf:

‚Wir kommen gezogen mit unserem Stern,
Lauwerier de Cransio.
Wir suchen den Heiland, wir haben ihn gern,
Lauwerier Guirlanda.
Sein König-Karls-Kinderlein!
Wo mag der gute Heiland sein?

O Stern, du darfst nicht stille stehn,
Lauwerier de Cransio.
Du mußt mit uns nach Bethlehem,
Lauwerier Guirlanda.
Der Stern steht vor der Heilandstür.
O guter Heiland, komm herfür....'

Und ihm ist, als spanne sein Wesen sich in die Unendlichkeit. Er fühlt Gott so nahe, so einig. Er ist glückselig wie nie ...

Stattliche Karossen und viele Fußgänger folgten dem Sarge zum Friedhof „auf dem Spuy".
Unweit von Jan de Witt, in einem schlichten Mietsgrabe, haben sie sein sterbliches Teil versenkt.
Gegen seine nachgelassenen Schriften erhob sich alsbald alles, was Gottes Namen auf den Lippen trug. Eine Synode verdammte sie, und der Staat verbot Druck und Lektüre.
Sie häuften Schimpf und Schande über den verfallenden Grabhügel und wähnten damit unsterbliche Taten zu ersticken:

„Spei auf dies Grab. Hier liegt Spinoza.
Seine Lehr'
Sei mitverscharrt! Aus dem Gestank hebt sich die
Seelenpest nicht mehr."

Aber das Reifen am Baum der Erkenntnis bleibt unbeirrt.
Im zweiten Jahrhundert nach seinem Tode erglühten die Herzen neu. Die großen Seher der Zeit verkündeten ihn, und aus der Laute des Größten strömte die Harmonie seines großen Gottes und seine Gottesminne wieder.

Die Schriften

# E. G. Kolbenheyers

## Dichterische Werke modernen Inhalts:

Das Lächeln der Penaten. Roman. 6.—10. Tausend. 269 Textseiten

Montsalvasch. Roman. 8.—12. Tausend. Oktav. 359 Textseiten

Ahalibama. Drei Erzählungen. 9.—13. Tausend. Oktav. 248 Textseiten

Klein Rega. Kindernovelle, Schatzgräberheft 92. (G. D. W. Callwey)

Drei Legenden. Volksbuchheft 49. (Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg)

Der Dornbusch brennt. Ein Flugblatt. Gedichte. (Stauda-Verlag, Augsburg)

Lyrisches Brevier. Großoktav. 137 Textseiten

Kämpfender Quell. Karlsbad-Buch. Quart. 141 Textseiten

Die Brücke. Ein Schauspiel in vier Aufzügen. Oktav. 82 Textseiten

*

## Dichterische Werke historischen Inhalts:

Heroische Leidenschaften. Die Tragödie des Giordano Bruno. Drei Teile (sechs Szenen). Großoktav. 111 Textseiten

Meister Joachim Pausewang. Roman aus der Zeit Jakob Böhmes. 11.—15. Tausend. Oktav. 450 Textseiten

Die Kindheit des Paracelsus. 21.—25. Taus. Großoktav. 376 Textseiten

Das Gestirn des Paracelsus. 14.—20. Taus. Großoktav. 482 Textseiten

Das dritte Reich des Paracelsus. 11.—15. Tausend. Großoktav. 401 Textseiten

Ein Gruß vom Wege — Eurem Wege. Auswahlbändchen. (Greifenverlag)

*

## Philosophische Werke:

Die Bauhütte. Elemente einer Metaphysik der Gegenwart. Großoktav. XXIV und 501 Seiten. (Albert Langen Verlag, München)

Abhandlung: Die sensorielle Theorie der optischen Raumempfindung. (Verlag von J. A. Barth, Leipzig)

---

Georg Müller Verlag, München

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

LG
K 813a
254642
Author Kolbenheyer, Erwin Guido
Title Amor Dei.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 29 05 02 010 7